



NUNC COGNOSCO EX PARTE




TRENT UNIVERSITY
LIBRARY



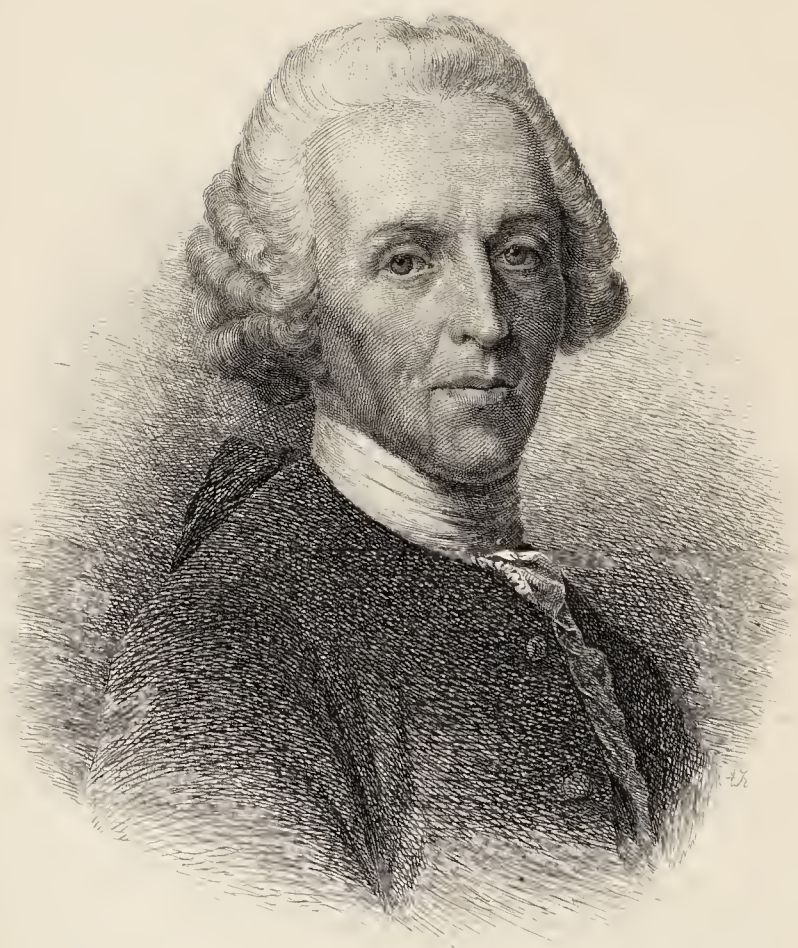
Gellerts Dichtungen.

Meyers Klassiker-Ausgaben

herausgegeben von Prof. Dr. Ernst Elster.



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation



Glover.

Gellert, Christian
= Fürchtegott.

Gellerts Dichtungen.

Herausgegeben

von

A. Schullerus.

Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe.

Leipzig und Wien.

Bibliographisches Institut.

PT 1883. A17 1891

Vorwort des Herausgebers.

Die vorliegende Ausgabe der Dichtungen Gellerts, die nach dem für die Meyersche Klassiker-Bibliothek festgesetzten Plane bearbeitet worden ist, beabsichtigt weitem Kreise die Werke eines Dichters zugänglich zu machen, der mehrere Menschenalter hindurch ein Liebling des deutschen Volkes gewesen ist und auch heute noch verdient, als belehrender und unterhaltender Freund hochgeachtet zu werden. Das Hauptgewicht der Ausgabe ruht naturgemäß auf den „Fabeln und Erzählungen“, die, soweit sie nicht der Dichter selbst ausgemerzt hat, vollständig zur Aufnahme gelangen, wogegen die „Moralischen Gedichte“ und die „Geistlichen Oden und Lieder“ nur in einer Auswahl vertreten sind. Die dramatischen Dichtungen Gellerts können auf ein andres als historisches Interesse keinen Anspruch erheben und mußten deshalb übergangen werden. Daß im Anhange die auf Erziehung und Unterricht bezüglichen Kapitel der „Moralischen Vorlesungen“ und die „Lehren eines Vaters“ 2c. beigegeben sind, ist ein Ausdruck der Hoffnung und des Wunsches, es möge gerade in Schul- und Lehrerkreisen das Andenken des Mannes, der einst ein Praeceptor Germaniae hieß, wach erhalten, der in seinen Dichtungen niedergelegt

Schatz von sittigenden Gedanken für die Schularbeit immer fruchtbarer gemacht werden.

Der Text folgt der vom Dichter selbst zum Theil noch durchgesehenen Gesamtausgabe von 1769 ff., nur Orthographie und Interpunction sind nach heutigem Gebrauche geregelt.

Als eine wertvolle Beigabe der Ausgabe wird das Porträt des Dichters und die Nachbildung seiner Handschrift begrüßt werden. Beide verdanke ich der Fürsorge der Redaktion dieser Sammlung. Der Kupferstich, von G. Kraußes Künstlerhand herrührend, ist eine nach dem Original hergestellte genaue Nachbildung des auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek befindlichen berühmten Graffschen Ölgemäldes. Die Vorlage zu dem Facsimile ist der wertvollen Sammlung des Herrn G. Kestner in Dresden entnommen, der mit dankenswertester Gefälligkeit eine Auswahl seiner zahlreichen Handschriften Geklerts zur Vervielfältigung darbot.

Hermannstadt, im Oktober 1891.

Dr. A. Schullerus.

Libby's
Refined,

[illegible]

Auch sind uns sehr viele, die uns comedie benoymte von uns
 nachfragt? Ichne habe ich von uns gedruckt, die sind in meinen Briefen,
 zwischen ihnen? Auch, ich weiß, die Aufstellung ist, die Aufstellung
 von ihnen, daß er die sehr gerne auch nicht lesen dürfte. Denn
 und will ich nicht wissen, daß man in sehr man in Proportion die
 comedien consequente lesen will. Nichts ist zu sagen, es steht es sehr
 in Copied Vorhanden. Bibliothek.

~~Ortlich, von der gut gepflanzten
Landschaft aus gesehen~~

vive sine invidia, molisque inglorius annos

Large: amiridius et fibi jinge pares. Ovid.

Qui cadit in plura, ^{is} ~~is~~ ^{is} totum eventum

live cells, of facta, purple post mortem.

Swish / and above ~~double~~ is up double in other double
 double or good:

Spede mihi, bene qui Caluit, bene vixit —

form: vive tibi, et longe nomina magna fuge.

ceases and in its stead gets nothing new & different

And unburied you then fight with the monster. No!

lauri prius, der sig aufsch, belohst zing für den prompt

~~und sprach ist tief unglücklich, auch das 2^e 3^e 4^e ist planlos.~~

Amicus, dilectus condiscipulus, in christo dñi regni, quod magna
fama fit magnam malum. Vale et saluta meo nomine
virores tuam familiaritatem amicosque tuos.

Lepidus, d. XX. Decembris

Phil.

CDIDCCCLV

Gellerts Leben und Werke.

Christian Fürchtegott Gellert ward als der Sohn eines evangelischen Pfarrers am 4. Juli 1715 in Gainichen, einer kleinen Stadt des sächsischen Erzgebirges, geboren. Sein Vater, der zweite Prediger des Ortes, trug ihn als fünften Sohn selbst in die Taufmatrikel der Kirchengemeinde ein und fügte zu der Angabe der Geburt und der Taufe, am 8. Juli, den frommen Wunsch hinzu: „Ach Herr! höre mein Gebet auch für diesen Sohn.“ In ernstem, religiösem Geiste, wie ihn dies Gebet des Vaters bekundet, ist der Dichter aufgezogen worden und in seinem Banne hat er zeit seines Lebens gestanden. Doch hatte wohl im Hause der reiche Kindersegen und ein gewisser poetischer Familienzug den starren, fast weltflüchtigen Sinn, der sonst die sächsische Geistlichkeit kennzeichnete, durchbrochen: der Vater pflanzte sinnig im Geburtsjahre Fürchtegotts Lindenbäume, damit sie mit dem Sohne um die Wette wüchsen — hundert Jahre später hat der eine noch gestanden — und in früher Jugend schon gab Gellert den 14 Stützen des haufälligen Pfarrhauses Leben und verglich sie mit den 14 Kindern und Kindeskindern, die zum Geburtstage dem geliebten Vater und Großvater ihre Glückwünsche darbrachten.

Mit 13 Jahren kam Gellert auf die Fürstenschule zu St. Afra in Meissen, 13 Jahre früher als Lessing. Die sächsischen Fürstenschulen genossen noch den Ruf, Hochburgen des Humanismus zu sein. Das klassische Altertum war der freilich nicht allzutief bearbeitete Boden, aus dem den Zöglingen geistige Nahrung für ihr ganzes Leben erwachsen sollte. Doch hatten auch hier schon neue Strömungen Einlaß gefordert und gefunden. Eine Schülerverbindung zwar, zur Pflege der deutschen Sprache, war einige Jahrzehnte vor Gellerts Eintritt aufgelöst worden, aber eben damals ward der neue Lehrplan, der auch deutschen Sprach- und Geschichtsunterricht forderte, eingeführt. Auch die Fabeln des 1699 gestorbenen gelehrten Rectors der Schule, J. Gottfr.

Nabener, waren gewiß noch bei Lehrern und Schülern bekannt und beliebt und lenkten den Blick auf das Gebiet der deutschen Dichtung, vor dem sonst ein gelehrt-klassisch gebildetes Gemüt noch ein wahrhaftes Grausen empfand.

Gellert war ein munterer Junge, dem das klösterliche Leben, die Frühwaschung am Brunnentroge, die strenge Zucht, welche seit kurzem nur die Rute weggestellt hatte, nichts von der guten Laune wegnahm. Er brachte *periodos simplices und compositas, adversativas und concessivas* in Verse, hielt zu Hause um ein Kleidungsstück in komischer Kanzleisprache an, die er sich in früheren Jahren durch Abschreiben von Akten, Kaufverträgen u. s. w. angeeignet hatte; er wagte es mutig, einem früh gestorbenen Patenkinde die Grabrede zu halten, obwohl ihm nur ein halber Tag zur Vorbereitung gewährt war — freilich nicht ohne feierlichst stecken zu bleiben. Den alten Schriftstellern, die ihm durch die langweilig-trockene Erklärung der Lehrer verdrießlich wurden, kehrte er den Rücken und wandte sich im Vereine mit den Freunden Gärtner und Nabener begeistert der modernen deutschen Poesie zu. Neufirch und Günther waren seine Vorbilder. Vor allem der letztere, ein gottbegnadeter Dichter, dem nach Goethes schönem Worte im zügellosen Ummaße Leben und Dichten zerronnen war, machte aus seinem Geiste „einen feuerspeienden Atna, der alle um sich herumliegenden gesunden Gegenden verheerte und die in seiner Seele aufkeimenden Pflanzen von Vernunft in Asche verwandelte“. Zu diesem Bilde wenigstens zeichnet in späteren Jahren der kranke Dichter — mit sichtlichem Behagen an seiner einstigen Jugendkraft und eignen Gesundheit — den herauschenden Eindruck Günthers auf ihn. Doch ein Raufsch, dem die Ernüchterung bald folgte! Die dichterischen Versuche dieser Zeit verbrannte er später — nur zwei anmutige Verszeilen haben sich durch mündliche Überlieferung erhalten — und Günther hat er in den Jahren seines „gereinigten Geschmacks nie ohne Ekel in die Hände nehmen können“.

1734 bezog Gellert die Universität Leipzig. Die Studienjahre — er hatte die Theologie als Hauptstudium gewählt — sind die stillsten seines stillen Lebens gewesen. Unter den Universitätslehrern war keiner, der einen irgendwie bedeutenden Einfluß auf ihn gewonnen hätte. Gottscheds Vorlesungen erwähnt er in einem kurzen Lebensbericht aus den fünfziger Jahren nicht. Nach Beendigung der Universitätsstudien übernahm er die Hauslehrerstelle bei einem Herrn von Lüttichau, dann bereitete er daheim einen Bruder und einen Schwestersohn zur Universität vor. Es waren zufriedene Tage, da er abends bei

Brot und einem Glas Meißener Wein Thränen der Dankbarkeit dem gütigen Gesichte vergoß. Den Beruf eines Geistlichen hatte er damals noch nicht aus den Augen gelassen. Er predigte oft, und Cramer erzählt¹, daß er ein gern gehörter Kanzelredner gewesen sei; die wenigen aufbewahrten Predigtproben aus dieser Zeit bestätigen dies Urteil. Er predigte, wie das junge Theologen gerne thun, apologetisch. Die religiösen Zweifel, welche sich in ihm durch philosophische und andre gelehrte Studien geregt, setzt er ohne weiteres auch bei seinen Zuhörern voraus. Er stellt in großen Zügen Religiosität und stumpfes Dahinleben gegenüber, ebenso ungläubigen Zweifel und christlichen Schriftglauben. Er warnt vor falschem Vertrauen auf die eigne Arbeit, als ob sie der göttlichen Hilfe entbehren könne. Alttestamentliche Bilder, rasch fließende, kurz zugespitzte Sätze geben diesen Versuchen Kraft und Lebendigkeit. Doch haben von früh an eine gewisse Schüchternheit, eine schwache Brust und ein unzuverlässiges Gedächtnis ihm die Predigerlaufbahn als wenig zusagend erscheinen lassen.

1741 kehrte er, seinen Schwestersohn begleitend, nach Leipzig zurück und wurde nun in die litterarischen Strömungen der Geisteshauptstadt hineingezogen. Zunächst arbeitete er im Gottschedschen Bannkreise. Er ward Gelegenheitsdichter. Ein Hochzeitgedicht („an Herrn J. M. Cramer“) ist in die gesammelten Schriften aufgenommen worden. Ebenso eine Totenklage („Auf Herrn Willens Tod“). Ein anderes Hochzeitgedicht überarbeitete er zu einer seiner Schäfer-Erzählungen („Damötas und Phyllis“); die meisten hat er der verdienten Vernichtung preisgegeben. Es war eine uns jetzt nicht mehr verständliche, des Dichters unwürdige Ausbeutung seines poetischen Talentes. Klagt er doch selbst 1742 in einem Briefe an Gottsched: „Ich habe schon so vielmal bei der Bahre klagen müssen, daß ich, ohne mich auszusprechen, oft nicht weiß, was ich sagen soll.“ Damals handelte es sich um die Tröstung eines leidtragenden Herrn Leutnants.

Inmitten solch geistloser Handwerkerarbeit erwachte in ihm die Lust zu freierer, nicht an Zeit und Gelegenheit und Bestellung gebundener Dichtung. Er wurde ein fleißiger Mitarbeiter der seit 1741 vom Gottschedjünger Schwabe herausgegebenen „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“. Hier erschienen zuerst die beiden Schäferspiele: „Das Band“ und „Sylvia“, hier auch eine Reihe von Fabeln

¹ In seinem warmen und die menschliche Bedeutung des Dichters feinsinnig zeichnenden Lebensbilde Gellerts (als 10. Band der gesammelten Schriften Gellerts), welchem auch vorliegende Darstellung die meisten Mitteilungen aus der Jugendzeit des Dichters zu verdanken hat.

und Erzählungen, von denen er nur einen geringen Teil (fünf) umgearbeitet in die beiden ersten Bücher seiner Fabeln und Erzählungen später aufnahm. Der größere Teil bildet, ebenfalls umgearbeitet, den Kern des dritten Buches. Gellert hat später in den „Beurteilungen einiger Fabeln aus den Belustigungen“ einige derselben einer peinlichen und oft kleinlichen Kritik unterzogen.

Gellert war 1742 Magister geworden; zwei Jahre später erwarb er sich durch eine „Abhandlung über die Fabeldichtung“ von den ältesten Zeiten bis auf Hagedorn das Recht, öffentliche Vorlesungen zu halten. Er las über Poesie und Beredsamkeit. Zugleich setzte er den Privatunterricht, den er jungen Adligen im deutschen Stile erteilt hatte, fort. Das hielt ihn in steter Verbindung mit den Studierenden. An einzelne knüpfte ihn enge Freundschaft. Hatte J. C. Schlegel, eine kraftvolle, trostige und doch gemütsstiefe Natur, ihn zu heller Begeisterung hingerissen, so schloß er sich nun dem Kreise des jüngeren A. Schlegel an. Gärtner, Rabener waren darin die älteren, die führenden Häupter, Gieseke, Adolf Schlegel, Arnold Schmid, Ebert, Zachariä, J. Chr. Schmidt, Klopstock der jüngere Nachwuchs. Es war der Kreis der so genannten Bremer Beiträger. Die ältern unter ihnen waren Mitarbeiter an Schwabes „Belustigungen“ gewesen, hatten sich aber 1744 von ihnen losgesagt und eine neue Zeitschrift, die in Bremen erscheinenden „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, gegründet. Sie wünschten Vermeidung des häßlichen literarischen Streites, der sich in den „Belustigungen“ allzu breit hervordrängte, sowie schärfere Kritik der auszunehmenden Beiträge, als sie dort geübt wurde. Ihrer neugegründeten Zeitschrift glaubten sie durch gemeinsame Besprechung und Verbesserung der einzelnen Beiträge und durch Abstimmung über deren Aufnahme einen höheren und sich gleich bleibenden Wert verleihen zu können. Doch erheben sich ihre dichterischen Erzeugnisse nicht über die des Gottschedschen Kreises. Der Mut, den die Beiträger in ihrer Lossagung vom gefürchteten Litteraturhaupte bewiesen, war ihre bedeutendste Leistung. Der einzige Beitrag, der riesengroß über das Mittelmaß seiner Umgebung hervorragte, die drei ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“, wurde vom Dichterkreis selbst als eine Ausnahme angestaunt, aber nicht nachgeahmt.

Gellert stand als der an Jahren ältere, als der ruhigere, besonnenere dem jungen Volke gegenüber. Zudem zeigten sich schon jetzt die Anfänge eines später in immer steigendem Maße auftretenden Leidens. Die Charakterzeichnung der „Kleinen Familie von Freunden“,

die in dem von Cramer, Ebert, Giese herausgegebenen „Jüngling“ (1747—48) erschien, führt ihn als „Mentor“ ein. Sie geht von seiner Kränklichkeit aus und rühmt dann seine herrliche Gemüthsart, die ihn im Freundesumgang auf Stunden Schmerz und Betrübniß vergessen läßt. Dann schildert sie anschaulich, leise an ein Gellertsches Lustspiel anspielend und ihn als Junggesellen der „Betschwester“ gegenüberstellend, seinen Tageslauf: „Er hat sich in allen seinen Verrichtungen oder kleinen Vergnügungen zu einer so strengen Ordnung gewöhnt, daß er unter seinen Bekannten deswegen recht berühmt ist. Er hat seine gewisse Stunde, wo er aufsteht und Kaffee trinkt, seine besondere Zeit, wo er Tabak raucht, und auch sein bestimmtes Maß, wie viel er raucht. Lesen, Schreiben, Wein- und Wassertrinken, Besuchen, Spazierengehen, alles hat bei ihm seine eigne Stunde, und er thut fast nichts einmal anders, als das andre Mal. Er mag so sehr beschäftigt sein, wie er will, das wird ihn nicht bewegen, eine einzige halbe Stunde länger zu arbeiten, als er sich vorgesezt hat. Alsdann kleidet er sich an und geht spazieren oder besucht seine Freunde.¹ Zur Zeit seines Besuchs ist man nirgends vor ihm sicher. Denn da ihm seine Gesundheit das Gesetz auferlegt hat, nicht lange an einem Orte zu bleiben, so besucht er alle seine Freunde innerhalb einiger Stunden. Wenn er uns nicht zu Hause antrifft, so verfolgt er uns sozusagen von einem Hause in das andre, bis er uns findet. Er überschleicht uns mit seinen Umarmungen, wo wir es oft am wenigsten vermuten, und er verliert sich wieder, sobald der Zeiger geschlagen hat. Wenn wir beschäftigt sind, so steht er bei uns und sieht uns zu, oder sieht unsre Bücher durch, bis seine Zeit um ist. Wer wollte aber seine Geschäfte so liebhaben, daß er sie nicht gern beiseite legte, um sich mit ihm zu unterhalten oder ihn anzusehen? Denn man muß wissen, daß er so wenig redet, daß oft sein ganzer Besuch hauptsächlich nur darinnen bestehet, daß er uns ansieht. . . . Sein Scherz ist oft nichts weiter als ein Lächeln oder ein witziges Kopfschütteln, wenn ich mich so ausdrücken darf. Wenn es ihm gefällt, dieses Stillschweigen zu unterbrechen und sich durch andre Zeichen auszudrücken, als durch Mienen, so ist uns dieses um so viel angenehmer, je unerwarteter es ist. Damit sich meine Leser in-

¹ Vgl. „Die Betschwester“, I, 1. Lorch. Gegen acht Uhr steht sie auf. Und sobald sie den Fuß in den Pantoffel setzt, so fängt sie auch an zu singen. . . . Und sobald es neune schlägt, so hört sie auf zu singen, wenn es auch mitten in dem Verse eines Liedes wäre. — Ferdinand. Warum denn das? — Lorch. Es ist ihre Ordnung so. Sie will stundenweise, und nicht anders, singen und beten. Sobald es neune schlägt, so läuft sie, was sie kann, damit sie, ehe es ganz ausschlägt, schon an ihrem Gebettische sitzt.

dessen von seiner stillen Gesellschaft keinen unrechten Begriff machen, so muß ich ihnen sagen, daß er sich auch zuweilen in ausführlichere Gespräche einläßt, insonderheit wenn man bei ihm allein ist.“¹ Gelegentlich freilich schalten sie ihn einen „alten Dhein“, der „nachgerade kindisch“ werde.

Für Gellert war dieser Kreis jüngerer Genossen in jeder Beziehung anregend und befruchtend. Es war, als hätte er jetzt erst die Schatzgrube seiner eignen poetischen Begabung erkannt. In rascher Folge, 1743—46, erschienen seine Werke. Es waren Jahre fröhlichen Schaffens in voller, sprudelnder Geisteskraft. Wie Lichtblicke vor der entsagenden und verzagenden Stimmung der späteren Jahre gemahnen uns Briefe dieser Zeit, da er, getragen vom Beifall, den seine Werke gefunden, übermütig an einen Dresdener Freund schreibt: „Ein rechter deutscher Autor muß keine Oster- oder Michaelismesse vorbeigehn lassen, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Romanchen oder ein übersehter Katechismus sei.“ Oder wenn er schilbert, wie er bei Gelegenheit eines Besuches auf dem Fenster sauber eingebunden eines seiner Bücher sah: „Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich da empfinde, aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Haus und nehme die Feder in die Hand und schreibe, was ich schreiben kann, und stelle mir schon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauern wäre.“

1746 erschienen die gesammelten Fabeln und Erzählungen. Zwei Jahre später folgte ein zweiter und dritter Teil. Lafontaine und andre hatten ihren Fabeldichtungen ein Leben Aesops oder des Phädrus vorausgeschickt. Gellert gibt in seiner Einleitung — in hohem Grade kennzeichnend für ihn selbst — „Nachricht und Exempel von alten deutschen Fabeln“. Er führt die Erzählung eines Boner, eines Burkard Waldis weiter. Und hier ist vielleicht der Schlüssel zu der fast beispiellosen Verbreitung der Gellertschen Dichtung zu finden. Die geistigen Bedürfnisse der höher gebildeten Kreise und der breiten Volksschicht gehn selten in derselben Richtung aus. Wo aber in einer Zeit der literarische und der volkstümliche Zug sich kreuzen, da mag es sich fügen, daß ein Dichter mit glücklichem Griff nach beiden Richtungen hin befriedigt und entzückt. So ist es auch Gellert gelungen. Märchen, Tiergeschichten, Spotterzählungen von menschlichen Schwächen sind immer

¹ Erich Schmidt, Beiträge zur Kenntnis der Klopstockschen Jugendlyrik Quellen und Forschungen. Bd. 39, S. 63 f.

bevorzugte Stoffe der Volkserzählstuben gewesen. Wie mußte da ein Buch wirken, das alles das in edler Form gab und so den eignen Besitz an solchen Erzählungen in höherem Lichte erscheinen ließ, das aus dem rohen Stoffe eine sittliche Wahrheit heraus schälte, die fast wie eine Predigt klang.

Zugleich aber war in litterarischen Kreisen die Fabeldichtung hochmodern geworden. Aus der Renaissancezeit hatte sich als dünner Saamen die Übersetzung und Umbichtung der Aesopschen Fabel hergezogen. Er schwoh zu breitem Strome an, als seit dem 2. Jahrzehnte des Jahrhunderts die französischen Fabeldichter La Fontaine und La Motte in Deutschland übersetzt und bekannt wurden. Und zwar war es keineswegs La Fontaine, der den gewaltigsten Anstoß gab. Seine Verse waren schon über ein halbes Jahrhundert lang in Frankreich bewundert und aufs höchste gepriesen worden, ehe sie diesseits des Rheines Bürgerrecht erlangten. Und auch dieses erst durch den Geleitsbrief, den La Motte den Fabeln seines Vorgängers in dem, seiner eignen Fabelsammlung vorausgeschickten „Discours sur la fable“ ausstellte. La Motte erhob hier für diese Dichtungsgattung als Forderung: La Fontainesche Bearbeitung, freilich aber auch — La Fontaine hatte sich lediglich auf Umbichtungen schon gegebener Stoffe beschränkt — eigne Erfindung. Auf deutschem Boden zeitigte die fremde Saat in kurzer Zeit ästhetische und poetische Blüten. Wichmanns „Poesie der Niedersachsen“ brachte seit 1725 Fabeln — Übersetzungen und Neuschöpfungen — von verschiedenen Verfassern. Triller in Frankfurt übergoss das Publikum mit einer Flut leicht und fließend geschriebener Fabelverse; in Hamburg dichtete Hagedorn, in Schlessien Daniel Stoppe, in Königsberg der Professor Boß, in der Schweiz L. Meyer von Knonau. Ihre Fabeln erschienen 1730—60. Zugleich erhob Breitingers „Kritische Dichtkunst“ für die Fabel den Anspruch, die vornehmste Kunstgattung zu sein. Gellert, in der Mitte zwischen den Genannten stehend an Ort und Zeit, übertraf sie weit an Wert und an Erfolg bei Mit- und Nachwelt. Seine Fabeldichtung macht auch der historischen Betrachtung die Vorliebe seiner Zeit für diese Poesiegattung verständlich.

Er zeigt zunächst in der Entwicklung seiner Dichtung entschieden Hagedornischen Einfluß. Hagedorn hatte den bei La Fontaine noch vorherrschenden Alexandriner durchbrochen und teils vier- und fünffüßige Jamben gewählt, teils war er auf die volksmäßige Liedstrophe zurückgegangen. Gellert beginnt mit Fabeln in Strophenform oder in Alexandrinern. Sie tragen deshalb noch den herberen, schärferen Geist der Hagedornischen Erzählung, enthalten dabei auch, zur Ausfüllung

des Verstandes manche überflüssige, matte Beiwörter, leere Zwischenfälle, erinnern noch etwas an „wasserpoetische“ Zeiten. Doch bald hat er sich eine eigne Form und eignen Inhalt geschaffen. Hagedorn bot eigensinnig der zeitgenössischen Kritik Trotz, indem er, auf eigne Erfindung verzichtend, alte Wahrheit, alte Erzählung in neuem Gewande darbot. Gellert sah in der eignen Erfindung den Wert der Dichtung. In der Vorrede zum zweiten Buche sprach er es klar und dürr aus: „Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewisses Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieses Glück ist uns oft entweder nur gewisse Jahre oder nur zu gewissen Augenblicken geneigt.“ In seinen poetischen Schöpfungen hat er die Forderung der eignen Erfindung thatsächlich durchzuführen gesucht. Nur in wenigen Erzählungen nimmt er ältere Stoffe, mit Angabe der Quelle, auf.

Dazu kam, daß Gellert anderseits eine eigne Form, anlehnend an La Motte, ausgebildet hatte, die freie Form der Reimerzählung, die in raschem Flusse meist vier- und fünfsilbige Jamben folgen läßt, oft kurze Zeilen mit dem steifen Alexandriner zu komischer Wirkung verbindet. So sehr sah er diese Form als seine eigne an, daß er die ältern strophischen Erzählungen in sie umschmolz oder wenigstens in zusammenhängender Versreihe drucken ließ¹. So konnte er in der denkwürdigen Unterredung mit Friedrich dem Großen mit gutem Gewissen sich als ein Original bezeichnen. Er konnte es um so mehr, als er die vom König vermutete Nachahmung Lafontaines zurückzuweisen berechtigt war. Er wetteifert auch nicht etwa mit dem griechischen Ursabulisten, sondern läßt das Gebiet des Tierlebens, das bei jenem in einfachen Zügen des Geschehens und Denkens allgemeine Wahrheiten des menschlichen Lebens widerspiegelt, fast ganz beiseite. Er sucht in seiner nächsten Umgebung, im menschlichen Leben selbst Einzelbilder, an denen er eine allgemeine Wahrheit zur Anschauung bringt.

Und nicht nur die anerkannte, sondern mehr noch die verkannte Wahrheit. So ist Gellerts Fabel Menschenfabel und zwar zum großen Teile Satire. Das ganze Leben eines gelehrten Junggesellen-Professors, mit all seinen Interessen an den religiösen, geistigen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit, mit all seiner vollständigen Unkenntnis des Familienlebens und des wahren Frauensinns rollt sich da vor uns auf. Die Gestalt des scharf beobachtenden und schonungs-

¹ Nur die versifizierten Schauergeschichten, wie „Ankle und Parilo“ oder „Die beiden Schwarzen“, sind ganz in Alexandrinern geschrieben.

los rügenden jungen Dichters in Holbergs Lustspiel „Der glückliche Schiffsbruch“ wird in ihm Fleisch und Blut. Wunderbar sich abhebend von der weichen, geduldigen, milden Form des kränklichen Mannes, bricht sich der Wahrheitsmut Bahn und scheut, wenn auch in gemäßigten Grenzen verharrend, vor anerkannten Größen, vor Kirchenfürsten und dem von andern Dichtern umbuhlten Adel nicht zurück. Wie er dem großen Friedrich es dürr in die Augen sagt: „Du bist an unsrem geistigen Elend schuld, denn du nimmst dich unsres geistigen Strebens nicht an“, so deuten die Fabeln und Erzählungen schonungslos auf die Wunden des Menschenlebens auch in den hohen und höchsten Kreisen. Und während Rabener mit Entrüstung den Vorwurf zurückweist, als ob ein rechtschaffener Satirenschreiber je gegen Kirche, Thron, gegen Obere und Lehrer seine wenn auch noch so berechtigten Angriffe richten werde, wagt Gellert den entscheidenden Schritt. „Die Thorheiten der Großen“ spricht er in „Nachricht und Exempel 2c.“, „machen beredter als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daß in dem Lande, wo die meiste Freiheit herrscht, auch die besten und kräftigsten Satiren angetroffen werden.“ Die „Betschwester“ geißelt Heuchelei und falsche Frömmigkeit, und in gleicher Weise entlarvt sein Spott das Musterbild „wahrer Frömmigkeit, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt“, wie den Freigeist, den der nahende Tod erst zum Glauben bekehrt. Den Geistlichen und andern scheinbar Andachtsvollen in der Kirche wird ein junges Mädchen als wahrhaft fromm gegenübergestellt, den Buchstabengläubigen vorgeworfen, daß sie die Vernunft auslöschen, um die Schrift kennen zu lernen. Spukt hier schon ein Stück Rationalismus, so gibt eine andere Fabel den Materialismus, der die Welt aus Zufall entstehen läßt, dem Hohne preis. Weltfinder und Asketen sind beide Thoren, aber wahre Religiosität ist die Bedingung aller Ordnung. Fehlt sie, so lösen sich alle Bande auch des staatlichen Gehorsams auf.

Am meisten ist es seine, die gelehrte Welt, die, im Streben die Wahrheit zu suchen, auf Irrwegen wandelt. Niederreißend und zugleich aufbauend deckt der Dichter die Schäden auf und deutet auf den richtigen Pfad. Die Philosophie, in hohlen Beweisen, in gelehrtem Streite ihr Leben fristend, in immer neugemodelter Form den alten Filz tragend; die Gelehrten Kleinigkeitskrämer, habersüchtig, Alleswiffer, fremd nur in der Selbsterkenntnis. Und nun gar die schlechten „Scribenten!“ Unsterblich gepriesen von der Mitwelt und bald vergessen, eitel, lobgierig, den Straßenstrolchen vergleichbar. Mit ihren Trauerpielen kann man Geister vertreiben. Doch hoch solchen Aus-

wachsen gegenüber steht das Lob der Poesie. Sie wirkt still und unscheinbar, aber der Komödienschreiber kann frömmere sein als das gepriesene Kirchenoberhaupt; des Dichters Mund spricht süßere Worte als der Prinz am Hofe, und die Zähre der Zärtlichen ist ein größerer Ruhm als der Beifall der Menge. Der wahre Dichter allein ist erhaben über Niedertracht und Schmeichelei, er lobt nur das Verdienst und nicht den Namen. Und gegen ein drohendes Gespenst vor allem erhebt der wahre Dichter die Waffe: Gellert ist vielleicht der erste, der die Zeitung, den Journalismus als die größte Gefahr für Poesie und Gemütsiefe und Herzensbildung erkennt.

Vorzüglich aber sind es die allgemein menschlichen Thorheiten, insbesondere der Frauen, welche die Fabeln geißeln. In Ernst und Scherz wird der Gesellschaft ein Spiegel vorgehalten: Geiz, Heuchelei, Sucht nach äußerem Schein, Schwachhaftigkeit, Scheinliebe, Geheimnißkrämerei: alles das Schäden der Gesellschaft, die mehr Thorheiten als Verbrechen sind. Doch die Satire geht tiefer; sie greift in das Elend der untenstehenden Schichten hinein, zeigt bitter lachend den Sitz der Krankheit. Wucher und Prozeßsucht, oben feile Bestechlichkeit, unten unwürdiges Buhlen um die Gunstbezeugung der Großen. Beim Bauern ist oft mehr Verständnis für die wahren Güter des Lebens zu finden als beim Edelherrn. Das Thema des Hofmeisterelends klingt hier an, das in Lenz' Drama „Der Hofmeister“ den grellen Ausklang finden sollte.

Eigentümlich ist die Stellung der Frauen in Gellerts Fabeln. Während sich im geistigen Leben seiner Zeit die Frauenachtung hebt und er selbst vom Beifall des „vernünftigenFrauenzimmers“ entzückt ist, atmen seine Fabeln noch, wenn auch verfeinert, die Luft roher Zeiten, die in der Frau nur das spottwerte schwächliche Geschöpf sehen. Gellert folgt eben hier nicht eigener Beobachtung, sondern litterarischer Überlieferung. Das altnordische Spruchlied der Edda schon vergleicht den Frauensinn einer Seefahrt ohne Steuer, einer Eisfahrt ohne Zügel und in Volkslied und schriftlicher Dichtung wird dieses Bild der Frauenschwäche fortgetragen. So schildert auch Gellert die Frauen als puzsüchtig, wankelmüthig, widerspruchsvoll, klatzschüchtig, eitel, unverträglich, unzufrieden, schwachhaft, als größte Strafe, als bitterste Arznei für den Mann. Doch das sind die Frauen nur im Gesellschaftspuz, und so immer noch anmutig und in ihren Schwächen verführerisch. Gellert kennt sie und spottet ihrer als leichtfertiger Gattinnen, als Glieder der klatzsch- und vergnügungssüchtigen Gesellschaft. Im Familienkreise kennt er sie nicht, als Mutter nennt er sie nicht. In den Lust-

spielen dann befreit er sich von der Überlieferung und versucht die Frauen aus der Beobachtung seines Umganges zu zeichnen. Dieser satirischen Spitze der meisten Fabeln gegenüber tritt der allgemein moralische Inhalt andrer ziemlich zurück. Das Lob der goldnen Mittelstraße wird ausgesprochen, zugleich trostreiche Wahrheit dargelegt: Wie gut und passend die Welt doch eingerichtet sei; wie dort, wo der Mensch nur Schatten sehe, sich doch auch Licht schließlich blicken lasse und umgekehrt; wie oft des Menschen liebster Wunsch Thorheit sei, und wie das, was er fürchtet, zu seinem Heile ausschlage. Es werden menschliche Handlungen, die dem schwärzesten oder lichtesten Charakter entspringen, vorgeführt oder gar nur Polizei- und Kriminalnachrichten in Verse gebracht. In einigen dieser Erzählungen geht Gellert nicht vom moralischen, sondern vom psychologischen Standpunkt aus und sucht etwa (in „Herodes und Herodias“), ähnlich wie in einer seiner feinen Charakterzeichnungen und wie der Magister im „Los in der Lotterie“, nachzuweisen, daß alle Laster aus einem Laster notwendig hervorgehen müssen.

Wirksam ist so hauptsächlich der sittliche Gehalt der Fabeln. Die Einkleidung ist meist mißlungen, oft unverantwortlich platt und roh, verständlich nur aus seiner Zeit, welche durch die Flut von Gelegenheitsgedichten an die abenteuerlichsten und albernsten Einkleidungen gewöhnt war.

Neu war dabei die Verwendung der Schäferform zu Spott- und Strafgedichten. Wirksam andrerseits, und besonders nach oben hin, war die Form der Darstellung, die Leichtigkeit, die Sicherheit der Sprache. Hatte Gölther in Leidenschaftsglut die hausbackne, pedantisch klare oder schwülstig gespreizte Dichtungsprache durchbrochen, so beweist Gellert schon kühle, selbstbewußte Herrschaft über die Sprache.

Er läßt sich wenig von festgefügtten Wendungen und Sprachbildern leiten, er paßt die Sprache dem rascheren Geistesleben der höheren Stände an, und wie in anregender Gesellschaft ein Gedanke Gegenmeinung hervorruft oder Einwürfe und Zwischenfragen, wie er auf verwandte Vorstellungsgebiete führt, so folgt die Sprache der Gellertschen Fabeln diesem Flusse der Gedanken; sie wird zur künstlerisch gehandhabten Umgangssprache. Daher die vielen Zwischenbemerkungen, Einwürfe, bald einem einzigen Wort, bald dem ganzen Gedanken geltend; daher die Interjektionen, der rasche Fluß bald, bald mühsames Durchwinden des Erzählungsfadens durch Klammern und Zwischenfragen. Gellert hat hier durch Hagedorn's Vermittelung von den Franzosen gelernt, und in seine Schule ist später der junge Lessing gegangen.

Hatte er so, nach Scherers Wort, die Grazie in die deutsche Literatur eingeführt und so den Feinschmeckern unter den Gebildeten, dem Adel, die Rückkehr vom Franzosentum zu der Heimat verlockender gemacht, so greift ein gewisser volkstümlicher Zug auch in die tieferen Volksschichten hinein. Volkstümliche Ausdrücke und Formen zwar erscheinen selten und verdanken augenscheinlich nur hie und da der Reim- und Metrumnot ihre Aufnahme. Aber neben biblischen und antiken Stoffen treten volkstümliche auf, neben Chloris, Damon, Phyllis zc. wird auch von Belten, Hannchen, Frik erzählt. Der Volkswitz vom Regensburg'schen Strudel als Mädchenprobe dient einer Reihe von Erzählungen in ursprünglicher und in antikisierender Form (Charon) als Einkleidung. Mit diesem volkstümlichen Zuge verbindet sich ein kindlicher, schalkhafter Humor. Von frivolen Scherzen und Andeutungen, von leise verhüllten Schamlosigkeiten, von denen die Litteratur seiner Zeit überfließt, ist Gellert ziemlich frei. Er schielt höchstens auf den Laß der Bauerndirne, lacht aber herzlich über das Kind, das den Tisch bittet, er möge nicht wackeln. Es ist das nicht Schwäche, es ist Herzensreinheit und gesunder Volksgeist.

Zu gleicher Zeit fast mit den Fabeln veröffentlichte Gellert auch seine Lustspiele und einen Roman. Zwei Schäferspiele: „Das Band“ und „Sylvia“, hatten schon die „Belustigungen“ (1744 und 1745) gebracht. Beide, in Gottsched'schen Bahnen wandelnd, dessen „Atlantida“ auf diesem Gebiete mustergebend geworden war, lösen in glatter, aber unbedeutender Sprache den Knoten, der sich in der Schäferliebeständelei, dort durch das Mißverständnis eines Bandes, hier durch die Herzenssprödigkeit der Schäferin geschlungen hat. Von Interesse sind sie uns nur dadurch, daß der junge Goethe in manchen Zügen seine „Laune des Verliebten“ an das erste der genannten Schäferspiele anlehnt und aus dem zweiten ebendort einige Gedanken herübernimmt.

Die andern Lustspiele stehen fast ausschließlich auf dem Boden des französischen rührenden Lustspiels. Die „Betschwester“ ist das älteste derselben und zugleich das erste „rührende Lustspiel“ in Deutschland: die Handlung — soweit überhaupt von einer solchen die Rede sein kann — zerfällt in zwei Reihen. Die eine setzt den schon früher in einer Erzählung verwerteten Charakter der „Betschwester“ durch eigne Erzählung sowie durch Mitteilung andrer Personen auseinander und slicht zugleich die Verlobung der Tochter mit dem reichen Herrn Simon hinein, die durch Unverstand und Habsucht der Mutter gelöst und dann wieder geknüpft wird.

Daneben läuft eine zweite Handlungsreihe, welche den eigentlichen Gehalt des Lustspiels ausmacht. Das 16jährige Christianchen, das Simon vor einem halben Jahre flüchtig gesehen und um seines hübschen Gesichtchens willen liebgewonnen hat, zeigt sich ihm bei näherer Betrachtung als etwas „einfältig“. Er sagt der Braut die „zärtlichsten Sachen“ vor, und sie bleibt unempfindlich und antwortet nichts als „ja“. Dagegen zieht ihn die muntere, witzige, in der neueren Litteratur, im „Spectator“, in der „Pamela“, dem damals hochbewunderten Roman des Engländers Richardson, bewanderte Gesellschafterin Lorchén an. Nach dem Bruche mit der Frau Richardin wirbt er sogleich um Lorchén und erhält nur zögernd ihr Jawort, da sie doch noch das Glück ihrer Freundin erhofft. Aber Christianchen ist nun eine andre geworden. Im Streben, Lorchén glücklich zu machen und den eignen ehemaligen Bräutigam für die Freundin zu gewinnen, erschließt sich ihr Herz und ihr Mund, den bisher Befangenheit verschlossen hielt. Ihr schönes Auge strahlt nun auch in Geist und Leben und, da indessen auch die Richardin besänftigt worden, tritt Lorchén wieder zu gunsten Christianens zurück.

Der Boden des französischen rührenden Lustspiels ist nicht zu verkennen. Und zwar in einer schon fortgeschrittenen Form. Die Komik ist fast ganz verbannt und tritt nur in dem einen Bestandteil des Lustspiels und da als Satire auf. Lösen wir die Gedankengruppe, die aus der Erzählung „Die Betschwester“ entnommen ist, aus, so bleibt eine rein rührende Handlung, die sich, einem Worte Lorchéns gemäß, etwa „Liebe und Freundschaft“ nennen könnte und in Motiven und Ausfühung der La Chausséeschen „Schule der Freunde“ entspräche. Hauptthema: der eble Wetteifer der beiden Mädchen in Selbstentsagung, rührend und aneifernd zugleich; die Darstellung überfließend von Rührszenen, da jeder Ausdruck edler Gefühle und edlen Denkens mit Thränen besiegelt wird. Was schon dieses Lustspiel Gellerts über die Gottschedsche Komödie und zugleich über die eben in Schwang gekommene Holbergische hoch erhebt, das ist, daß die Handlung aus der Sphäre des Zufalls in die der psychologischen Begründung, aus den Händen der Kammerzofen und witzigen Lakaien in den Charakter der Träger der Handlung gewiesen ist. Freilich fast mit Verlust des lebendigen Fortschrittes. Szenenwechsel muß durch unmotiviertes Ein- und Abtreten herbeigeführt werden; die Charakterzeichnung der einzelnen Personen wird nicht durch anschauliche Handlung, sondern durch Erzählen geboten. Doch überrascht die feine Entwicklung in Christianchen.

Technisch vollendeter, bühnengerechter und reicher an Abwechslung, Komik, freilich auch an äußeren Stützen der Handlung ist das zwei Jahre später in den „Bremer Beiträgen“ veröffentlichte Lustspiel: „Das Los in der Lotterie“. Gellert ist hier bei Holberg in die Schule gegangen. Einzelne Wendungen und Szenen, wie die Aufahrt des Orgon in einer Sänfte, das Gespräch zwischen Simon und Frau Orgon, die Gestalt des französisierenden Simon, sind geradezu an Holbergs „Heinrich und Bernille“ und den „Glücklichen Schiffbruch“ angelehnt. Eben dieser Anschluß an Holberg jedoch läßt den Gellertschen Geist auch in diesem Lustspiele erst recht hervortreten. Wohl lesen sich die Szenen, in denen Holbergischer Witz hervortritt, angenehmer und haben gewiß auch bei Aufführungen dem Stücke den großen Beifall verschafft, aber Gellerts Lieblingsfigur ist doch die tugendsame Hausfrau und deren ebenso tugendsames als geistig reges und in festen Grundsätzen sicher sich bewegendes Mündel. Die Tugend muß doch siegen! Und zur Bewahrheitung dieses Satzes muß selbst der blinde Zufall herhalten. Das Lotterielos mit der Devise „pour la vertu“ wandert von Hand zu Hand, um im richtigen Zeitpunkte, da es mit einem großen Gewinnte gezogen wird, die Heirat Karolinchens zu ermöglichen. Es ist eine bedenkliche Moral, die im Lotteriegewinnte Belohnung der Tugend sieht, aber schließlich doch eine Moral an Stelle des Triumphs von List und Bosheit, der oft in Holbergschen Lustspielen verherrlicht wird. Aber ebenso gewiß ist auch, daß die drei Personen des Stückes, die voll und ganz im Dienste der Tugend stehen, die langweiligsten und die am verschwommensten gezeichneten sind.

Während das Nachspiel „Die kranke Frau“ den in der gleichnamigen Erzählung behandelten Stoff mit allerlei komischen und satirischen Nebenepisoden ausschmückt und so auch innerlich den Hanswurstkomödien nahe tritt, zeigt uns das letzte Lustspiel Gellerts: „Die zärtlichen Schwestern“, die Rührkomödie auf dem Höhepunkte. Die Komik beschränkt sich in ihm nur auf eine einzige Person. Eine unendlich magere Handlung, ausgedehnt auf drei Aufzüge. Man könnte mit Voltaire sagen: drei Akte und keine einzige Szene. Es werden zwei Schwestern und zwei Liebhaber vorgeführt. Lottchen kann den ihrigen nicht heiraten, weil Siegmunds Vater im Prozesse das gesamte Vermögen verloren hat. Zulchen kann sich zur Heirat mit dem reichen Damis nicht entschließen, weil sie ihre Freiheit nicht aufgeben will und vernünftige Freundschaft der Liebe vorzieht. Schließlich erweist sich Siegmund als unwürdiger Mitgiftjäger, während anderseits Zulchen ihre Liebe erkennt und Damis mit ihrer Hand beglückt.

Die Gestalt des entlarvten Liebhabers ist ein Holbergisches Motiv (Magister Rosengrenius im „Glücklichen Schiffbruch“), der Gang und Aufbau erinnern an das Schäferdrama: es werden zwei Paare gegenübergestellt, ein (wenigstens scheinbar) glücklich geeintes und eines, das erst durch Besiegung des spröden Mädchensinns und durch Vermittelung des ersten Paares zur Einigung gelangt. Aber die Hauptwurzel des Stückes führt doch zur Nährkomödie *Nivelle de La Chaussées*. Sobald sich der Bürgerstand auf sich selbst besann und aus seiner Unterwürfigkeit dem Adel gegenüber erhob, war das erste, worauf wohlgefällig seine Augen blinnten, die bürgerliche Ehe, gegenüber dem wüsten ehelichen Leben der obern Stände. Die Bedingungen, die Heiligkeit, die Allmacht der Ehe als solcher im Kampfe gegen leichtsinnige Ehegatten bilden den Grundstoff des *La Chaussées*chen Schauspiels. So auch bei Gellert. Es wird über die Ehe philosophiert. Der Magister in logischen Beweisen aus dem Zwecke der Ehe die Notwendigkeit der Liebe ableitend — fast an Hartmannsche Ausführungen gemahnend —, Lottchen, der vernünftigen Liebe mehr Hoheit als der Freiheit zusprechend, und Zulchen wohl am praktischsten, indem sie, durch leiseste Eifersuchtsanwandlungen bekehrt, ihr sprödes Herz der Liebe erschließt. Daneben aber noch ein Nährmotiv: der edle Wettstreit der beiden Schwestern, deren jede von dem Gedanken beglückt ist, daß der andern das von einer Tante hinterlassene Erbgut zugefallen sei.

In keinem so sehr wie in diesem zeigen sich die Mängel der Gellertschen Lustspielichtung. Die Personen sind Gebilde, aus Grundsätzen, guten und bösen Eigenschaften zusammengesetzt, aber es fehlt ihnen die Lebenskraft. Solche Menschen würden im wirklichen Leben unmöglich sein oder unmöglich werden. Der Mann kann nur heiraten, wenn er oder seine Zukünftige 30,000 Thaler besitzt, welche Erbschaft oder sonst ein Zufall ihm in den Schoß geworfen. Von Tagesarbeit, da der Mann mit Einsetzung seines Geistes und seiner Kraft erwirbt und die Frau mit wirtschaftlichem Sinne vermehrt, davon ist keine Rede. Die Frauen sind vernünftig, lesen im „Zuschauer“, sprechen französisch, kennen die neueste schöngeistige Litteratur, sind tugendhaft, liebenswürdig, aber kochen und Wirtschaft führen können sie gewiß nicht. Es ist eben dem Dichter nicht um die Personen zu thun, sondern um den moralischen Gedankenkreis, den sie vertreten. Nicht sie tragen den Gedanken, sondern sie werden von ihm getragen, und so kommt es denn leicht vor, daß sie öfter im Reiche der Ideen schweben als sie auf der festen Erde stehen. So bietet denn auch dieses Lustspiel vorzüglich sittlichen Anschauungsunterricht für die Erwachsenen.

Nicht wie Liebe entsteht und Hindernisse überwindet, sondern wie Liebende in Fällen sittlicher Entscheidung handeln, wird dargestellt. Und deshalb treten alle Liebespaare schon von vornherein im Personenverzeichnis als solche auf.

Gellerts gesammelte Lustspiele — darinnen auch die Operette „Das Drafel“, die Umarbeitung eines gleichnamigen Lustspiels von Saint-foix — erschienen 1747. Ein Jahr früher schon hatte er seinen Versuch auf dem Gebiete des Romans veröffentlicht. Er nennt sich: „Leben der schwedischen Gräfin von G***“. Es ist die Geschichte Enoch Ardens aus dem einfachen Fischerdorfe emporgehoben in die Kreise des Geistes-, Tugend- und Geburtsadels. Die Gräfin heiratet nach dem vermeintlichen Tode ihres Gatten einen Freund des Hauses. Nach Jahren glücklichster zweiter Ehe kehrt der erste Gatte aus Sibirien zurück, nimmt seine Gemahlin in Besitz, um sie bei seinem bald wirklich erfolgten Tode abermals an den Freund abzutreten. Doch auch dieser stirbt, da die Gräfin eben zum Bewußtsein dessen kommt, „wie sehr sie ihn noch liebte“.

Der Roman Gellerts wirkt heute — soweit er nicht langweilt — abstoßend. Als Barnhagen ihn, ohne den Verfasser zu nennen, in einer Gesellschaft vorlas, wandte sich der Hörerkreis verabscheuend ab in der Meinung, es sei ein Nachwerk der neuesten Verirrung des Dichtungsgeistes. Verführung, Blutschande, Doppelehe, sittliche Greuel aller Art erscheinen aufeinander gehäuft: und dennoch führt er mit Recht den Namen des ersten moralischen Romans. Ein halbes Jahrhundert vorher hatte frühreif und lässig Christian Kenter seinen „Schelmuffsky“ in die Lesewelt geworfen, in ihm gesellschaftliche Zustände und zugleich die litterarische Mode der Reise- und Abenteuerromane geißelnd. Und dennoch wurde Zieglers „Banise“ noch immer neu aufgelegt und fand begeisterte Leser. Ritterromane, Reiseromane häuften sich. In ferne Gegenden führten die Romane, mit neuen Bildern die Phantasie reizend; Gellert leitet das Interesse von den äußern Geschehnissen zu Konflikten des innern Seelenlebens. Und wie sein Vorbild, der Engländer Richardson, in der „Pamela“ den siegreichen Kampf des tugendhaften Weibes geschildert hatte, wird der Heldenroman auch bei ihm zum Frauenroman. Die Frau tritt in den Mittelpunkt. Die Seelengröße findet nicht im Handeln den Ausdruck, sondern im Dulden. Es gilt, nicht mit Manneskraft in den Gang des Geschehens einzugreifen, sondern mit dem Schutze der Herzens-tugend und Herzensbildung sich in alle Schicksalsfügungen hineinzufinden. So leben die Helden des Romans nicht in dieser Welt der Gegensätze, des Kam-

pfeß, der Arbeit; sie wissen mit Geld und Gut nichts anzufangen, sie leben nur dem geistigen Genuße, dem „Empfinden“. Die „Schwedische Gräfin“ hat die Saat gestreut, die „Werther“ drei Jahrzehnte nachher geerntet. Auch äußerlich. Sie führt die Briefform ein oder erzählt wenigstens in der „Ich“-Person, so in der subjektivsten Darstellungsweise die Form dem Inhalte anpassend.

Es muß wohl zugestanden werden, daß Gellerts Phantasie und Gestaltungskraft dem Stoffe nicht gewachsen waren. Ein weiblicher Graf von Gleichen, dem kein Dispens von Rom die Lösung seines Konfliktes bringen konnte, mußte tiefer angelegt sein. Die Heldin ist flach. Ihr ist in der Jugend die Religion auf eine vernünftige Art beigebracht, und sie ist von den Vorteilen der Tugend überführt worden. Solch hohles Tugendformelwerk muß natürlich, sobald das Leben eine schwere sittliche Frage heranbringt, zusammensinken. Was thut die Gräfin, da der erste Gatte die Stelle wiederfordert, die nun ein zweiter, ebenso geliebter unterdessen eingenommen? Im Bewußtsein ihrer Tugend fühlt sie sich darüber erhaben, tief erschüttert zu werden. Mit graziosem Lächeln fast kehrt sie zum ersten Gatten zurück und vermag es dennoch, Tag für Tag noch mit dem zweiten Gatten zu verkehren. „Er (Herr R.) unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bei mir allein. Ich glaube, daß ich soviel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weiß, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntnis von meiner Liebe gethan habe, so gewissenhaft ich auch mit ihm umging, und so sehr ich meinen Grafen liebte.“ Die Lösung des tief gehenden Lebenskonfliktes durch ein solches friedliches Zusammenleben ist doch sittlich unmöglich.

Und ebenso unmöglich ist die Lösung so mancher anderer sittlicher Fragen, die der Roman sehr unnötigerweise erhebt. Dem jungen Mann, der seine Geliebte verführt und sie an dem Tage, da sie Mutterschmerzen zu überstehen hat, auf dem Felde des Schmutzes und Geldes beraubt und dort ihrem Schicksal überläßt, wird großmütig verziehen, weil er Reue zeigt und in seinem „zerstreuten und ausgezehrtten Gesichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen“ zu sehen sind. Ästhetische Geschmacksurteile mischen sich in höchst unglücklicher Weise mit ethischen, und der Dichter ist nicht so kraftvoll, daß er um des faulen Kerns willen die schöne Larve zerstört hätte.

Der Erfolg, den Gellerts Dichtungen bei der Mitwelt errangen,
Gellert.

war ein bis dahin noch heispielloser. Er ist nicht als ein rein litterarischer zu messen. In Gellert und seiner Dichtung liegt noch etwas vom alten vates, vom Dichterpriester, wobei freilich religiöser Schwung sich zu moralischer Belehrung verbünnt hatte. Gellert ist, wie einst Melanchthon es war, durch seine Dichtungen für lange Zeit hinaus ein praeceptor Germaniae geworden. Was die litterarischen Feinschmecker anzog, ist schon oben anzudeuten versucht worden. Es war das Lafontainische, das „Coulante“ in ihm, wie Friedrich der Große sich ausdrückte, was den Adel und besonders die Wiener Kreise gewann. Den Denkenden unter den höher Gebildeten waren die großen Mängel seiner Dichtung nicht verborgen. A. Schlegel schreibt geradezu an Bodmer (1746): „Soviel ist gewiß, daß Herr Magister Gellert nicht allezeit der beste Poet ist“, hier freilich nur die frühesten Veröffentlichungen des Dichters im Auge haltend. Aber es diente gewiß zum Vortheile seines Ruhmes, daß die eben tonangebend werdende litterarische Jugend gleichsam unter seinen Augen herangewachsen war und nun wohl den verehrten Meister in sonnigerem Lichte ansah, als es sonst ihr kritisches Gewissen erlaubt hätte.

Lessing spricht selten, doch immer warm von ihm, Klopstock preist ihn in seiner Eberts-Ode und ruft nach einer Vorstellung der „Bärtlichen Schwestern“:

„Da schwebte lange freudiger Ernst um mich.
O Tugend! rief ich, Tugend, wie schön bist du!
Welch göttlich Meisterstück sind Seelen,
Die sich hinauf bis zu dir erheben!“

Am feurigsten aber hat der frühverstorbene Brawe in einem schönen, auch in seiner Überschwenglichkeit den Stempel wahrer Begeisterung tragenden Briefe den Dichter verherrlicht¹. Auf einem Spaziergange umschwärmte ihn im himmlischen Glanze Jünglinge und Mädchen. Sie tragen ein blumengeschmücktes Bild. Eine der Schönen erklärt ihm das Gesehene. „Fremdling“, sagte sie, „der, dessen Bild du hier siehst, war ein Dichter und lebte vor ohngefähr hundert Jahren, noch zu den bösen und kriegerischen Zeiten. Seine Gedichte halfen das goldene Weltalter wiederherstellen. Jährlich feiern wir deshalb seinem Gedächtnisse ein Fest. Wir nennen es das Gellertische. Dieser Lorbeerhain dort verbirgt sein Grab.“ Dann erscheint ihm der Geist der Dichtkunst. „Du siehst“, sprach er, „was vor ein glänzend Geschick ich einem meiner vornehmsten Lieblinge aufbehalten habe. Melde es ihm.“

¹ Siehe A. Sauer: „Joachim Wilhelm von Brawe 2c.“, S. 13.

Groß vor allem war die Wirkung auf die breite Volksmasse. Hier verschlug es nun nichts, daß die Fabeln Phantasiearmut aufwiesen, daß sie die Deutlichkeit fast zur Platttheit überspannten, daß in den Lustspielen allzugrell Licht und Schatten auf einzelne Personen gehäuft waren. Nicht die Form, sondern der Gehalt erhob und stärkte. Nicht mitreißende, herauschende neue Ideen, aber ein stetiges Vorwärtsdrängen und Hinweis auf das Bessere, nicht Begeisterung zum Umsturz der niederdrückenden Lebensverhältnisse, aber Sicherheit und Festigkeit im Aufstreben schöpfte das Bürgertum aus Gellerts Fabeln und Lustspielen. Mild lächelnd und spöttelnd, in unscheinbarer Einkleidung hatte er weithin nachwirkende Reformgedanken in seine Mitwelt geworfen. Er hatte sich des Glends des gemeinen Mannes angenommen und in seinem Namen Klage erhoben gegen Wucher, Geiz, Hartherzigkeit der Reichen, er erhob das Standesbewußtsein des Bürgers, indem er den Standesunterschied von Adel und Bürger niederriß, er lehrte alle Lebensverhältnisse vom Standpunkte der reinen, vernünftigen menschlichen Empfindung anzusehen und der konventionellen Vorurteile nicht zu achten. Seine Lustspiele brachten deutsches, bürgerliches Leben auf die Bühne, und wenn sich auch nach Lessings tadelndem Worte in ihnen die Thorheit ungeschminkt, in ihrer ganzen Erbärmlichkeit, ohne den Hauch poetischer Verklärung zeigt, so wirkten sie doch sittigend und bildend, weil sie eben neben der Thorheit auch die menschliche, bürgerliche Tugend zum Worte brachten. Er hatte sich — auch hierin Lessings Lehrer — der verachteten Juden angenommen. Die Übersetzung seiner Fabeln ins Hebräische war der Dank dafür. Noch bei Hagedorn mußte der Betrüger und Wucherer ein Jude sein, Gellert schildert in seinem Romane einen edlen Juden, der dankbar überreich die ihm erwiesene Wohlthat vergilt. Und endlich auch der Dienstboten hatte der Dichter gedacht. Musterbilder von menschenwürdiger Behandlung der Dienerschaft bot der Gellertsche Roman, und von ihm beeinflusst hat der preußische Hofrat Borchward 1754 seinen „Vorschlag zum gemeinen Besten der Herrschaften und Dienstboten“ herausgegeben.

Nur eine kleine allzustreng- und rechtgläubige Kirchenpartei schmähte den Dichter. Als getreuer Sohn der eben zur Höhe gestiegenen Aufklärungszeit hatte er wie vernünftig leben, lieben, heiraten, so auch vernünftig glauben gelehrt und derer gespottet, die die Vernunft auslöschten, um in der Schrift zu forschen. Er hatte das Bild einer „Betschwester“ auf die Bühne gebracht: und deshalb schalteten sie ihn gottlos und Religionspötker. Gewiß mit Unrecht; er hatte ja

nicht übertrieben, sondern falsche Frömmigkeit, den Wolf in Schafsfleibern an den Pranger gestellt, freilich ihr auch litterarische Noheit¹ und lächerlichen Nützlichkeitsglauben vorgeworfen. Das mag jene am meisten gekränkt haben. Auf Gellert selbst hat der erhobene Vorwurf der Gottlosigkeit schweren Eindruck gemacht. Er hätte gern das, wie Gieseke erzählt, unter Jammer gedruckte Stück später wieder vernichtet. Da es nicht mehr möglich war, milderte er wenigstens anstößige Worte und Ausfälle.

So ist es denn verständlich, daß Gellerts Dichtungen alsbald in Tausenden von Exemplaren verbreitet waren. Die Fabeln wurden immer wieder neu aufgelegt, nachgedruckt, in moderne und klassische Sprachen übersetzt, zum Schulgebrauche kommentiert, ja sogar — dramatisiert². Die „Schwedische Gräfin“ wurde vielfach übersetzt und nachgeahmt, die Lustspiele fanden (freilich nicht immer zu des Dichters Zufriedenheit) Beurteilung und Übersetzung in französischen Litteraturblättern. Arm und reich, hoch und niedrig bestreben sich, dem Dichter ihr Wohlgefallen an seinen Werken kundzuthun. Er, den man „mit einer kleinen Schmeichelei so weit bringen konnte, daß er seine Hand vors Gesicht hielt und sich schämte“, war nie sicher, daß nicht derb oder fein, in Briefen oder Worten oder Geschenken ihn Huldigung und Verehrung überfalle. Das Bäuerlein, das im Winter eine Fuhr Holz vor seine Wohnung im „Schwarzen Brett“ fährt oder ihn im Buchbinderladen ermahnte, recht fleißig weiter zu dichten, die Postmeistersmagd, der ausgediente Wachtmeister, der adlige Offizier: eine lange Reihe, die untersten mit den obersten Ständen verbindend und einig im Preise des „großen Mannes“.

Mit dem Ende der vierziger Jahre beginnt die dichterische Schöpferkraft Gellerts zu versiegen. Nur einmal noch hat er sich zu höchster Kraftentfaltung aufgerafft: in den geistlichen Liedern. 1752 schon schreibt er an einen Freund: „Ich bin des Autors ziemlich satt.“ Sein Leben war unterdessen im früheren ruhigen Gange geflossen. 1751 war er zum außerordentlichen Professor mit einem Gehalte von 100 Thalern

¹ Die Betschwester weiß z. B. nicht, ob man Pamela oder Pemala sage; von Scrivers „Seelenschag“ will sie nichts wissen.

² „Mhynsolt und Saphira“, von Chr. L. Martini. In Wien öfters aufgeführt. Siehe „Dramaturgie, Litteratur und Sitten“. Wien 1769. S. 369. Das Stück wurde hauptsächlich durch den Stoff und die Kunst der Schauspieler über Wasser erhalten. In derselben Rezension wird auch einer Dramatisierung von „Inke und Pariko“ gedacht. Eine Aufführung von „Inke und Pariko“ als Ballett fand statt in Hermannstadt noch am 31. Juli 1791. (Vgl. „Der Kriegsbote“, Hermannstadt 1791, Nr. 58.)

befördert worden und hatte seine Professur mit einem Programm über das rührende Lustspiel und mit einer Rede über den „Einfluß der schönen Wissenschaften auf Herz und Sitten“ angetreten. Hohe Gönner versuchten seine Lebensstellung zu sichern. Man sprach von Halle, wohin er auch gern gegangen wäre, „wenn die Lebensart der Studenten sittsamer und friedfertiger“ gewesen wäre.

Zu einer Heirat hat er sich — obwohl er das Glück der Ehe immer hoch pries — nicht entschließen können. In einem Glückwunschschreiben an seine Schwester zu ihrer Verheirathung heißt es: „Unter den sinnreichen Denksprüchen, die ich immer im Munde zu führen pflege, ist dieser einer der vornehmsten: Ehestand, Wehestand.“ So blieb er ein einsamer Junggeselle, gern von allen Seiten zu Gaste geladen, heimatlos, und allen Angriffen einer heimtückischen Krankheit schonungslos ausgeliefert. Schon im frühen Mannesalter ward sein ohnehin schwächer Körper von schweren Leiden heimgesucht, welche die Folge von immer mehr sich steigenden Störungen der Unterleibsfunktionen waren. Von dem 50. Jahre an war sein Leben nur ein stetiges Hinsterben. Kein Wunder, daß sein ganzes Denken und Fühlen nun immer ernstere und düsterere Färbung annahm, daß religiöse und Todesgedanken von nun an im Mittelpunkt seines geistigen Lebens stehen.

Auch seine Vorlesungen neigten immer mehr dem religiösen Gebiete zu. Zu denen über schöne Wissenschaften traten nun die Vorlesungen über Moral, eine Betrachtung des menschlichen Lebens vom christlich-religiösen Standpunkte aus, die vorzüglich in eine allgemeine und besondere Pflichtenlehre auslief. Diese Vorlesungen sind nach des Dichters Tode von J. M. Schlegel und G. L. Heyer herausgegeben worden¹, so daß auch in diesen Zweig der Wirksamkeit Gellert's eine Einsicht ermöglicht ist. Sie erheben nicht den Anspruch, ein eignes System aufzustellen, haben auch nicht die Absicht, ein fremdes wissenschaftlich darzulegen, sondern effektsch sammeln sie Gedanken aus den bezüglichen Werken von Crusius, Baumgarten, Mosheim und aus denen der Engländer Hutcheson und Fordyce und suchen predigtartig zu tugendhaftem und gottwohlgefälligem Handeln anzueifern. An einzelnen Beispielen werden Tugend und Laster verdeutlicht, hier zur Warnung, dort zum Vorbilde. Überall gilt als Richtschnur das christliche Gebot der Gottes- und Nächstenliebe, als Ziel die menschliche Glückseligkeit in der Tugend, als Quelle der Sittenlehre die Gottesoffenbarung, soweit sie in der Heiligen Schrift niedergelegt ist. An

¹ 1770 als 5. und 6. Band der gesammelten Schriften.

ihr wird kleinlich genug die Moral der Alten gemessen und verdammt: freilich von dem Grundirrtum ausgehend, der in der römischen und nicht in der griechischen Philosophie und Dichtung die Blüte der Antike sieht. Vom christlichen Standpunkt wird — es ist das eines der interessantesten Kapitel der Vorlesungen — über die „Freidenker“ als die ärgsten, unsittlichsten, verworfensten Verbrecher der Stab gebrochen. Herauszuheben sind noch — zugleich als Zeugnis, wie weithin sich des Lehrers Vorschriften erstreckten — die Ausführungen über die Kindererziehung. Gewisse Forderungen eines naturgemäßen Unterrichts, dazu Berücksichtigung der leiblichen Ausbildung und Verwendung des Spiels als Lehrmittel lassen in ihm den Vorläufer der philanthropinistischen Bewegung erkennen. In einem Punkte berührt er sich sogar mit dem von ihm als Gottesleugner so sehr gehaßten Rousseau: auch er eifert in Dichtung und Vorlesung gegen die widernatürliche, ungesunde Sitte des Ammenwesens. Als Kuriosum sei auch der Hofmeisterakademien gedacht, die Gellert hier in Vorschlag bringt, ein Glied in der Kette der Bestrebungen, die schon seit hundert Jahren her auf Errichtung von Universitätsseminaren dringen.

Die Form der Vorlesungen ist eine mehr rhetorische als abhandelnde. Sie sollen nicht überzeugen, sondern rühren. Deshalb auch die vielen eingestreuten Gedichte, die teils den Fabeln entnommen sind, teils nur hier erscheinen. So haben denn die Vorlesungen auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Gellert las mit hohler, weinerlicher Stimme; er bat seine Hörer, ja um Gotteswillen nicht diesen und jenen Verführungen zu folgen, doch ihrer Eltern, Lehrer, Gottes zu gedenken. Kramer erzählt, daß die oft mehrere Hundert betragende Hörschaft bis zu Thränen gerührt wurde — freilich konnte hierbei der Franzose recht haben, der von Gellert urteilte: „Laissez le faire, il nous forme de dupes“.

„Schwachköpfe“ nur, denn vor lauter blinder Hingebung an Gottes Willen, an das geschriebene Christengesetz blieb ja kein Raum für eigne Entscheidung, kein Raum für die Bildung eines festen Charakters.

In demselben ernst-religiösen Gedankenkreise bewegen sich auch die „Moralischen Gedichte“, die er 1754 gesammelt herausgab. In der Gesamtausgabe von 1769 erschienen sie im selben Band mit den geistlichen Oden und Liedern, schon dadurch auch den innern Zusammenhang andeutend. Sie fanden wenig Anklang. In paarweis gereimten Alexandrinern bringen sie Ausführungen der moralischen Vorlesungen in Reim und Metrum, ohne Schwung nüchtern das Für und Wider an konkreten Lebensbildern darlegend und schließlich die Demut, die Zu-

friedenheit mit dem eignen Schicksal als das höchste Glück, als das Ziel menschlichen Strebens darlegend. Interesse erregen sie nur, wo sie, wie in „Reichtum und Ehre“, augenscheinlich Züge aus des Dichters eigem Seelenleben bieten oder, wie im „Menschenfreund“, das Tugendideal, die Verwirklichung des Gebotes der christlichen Nächstenliebe schildern.

Tiefer aber, noch einmal als Apostel des „goldenen Zeitalters“ wirkte er auf Zeitgenossen und Nachwelt mit seinen „Geistlichen Oden und Liedern“. Schon in früheren Jahren (1743) hatte er sich in kleinen Liedern anacreontischen Inhalts versucht. Sie waren als Gesangseinlagen nur in wenigen Exemplaren gedruckt worden. Seitdem hatte er in dieser Richtung nicht weiter gedichtet, und nun gab er den alten Liederweisen neuen, ernsten Inhalt. 1757 erschienen seine „Geistlichen Oden und Lieder“. In ihnen hat er stets das vollendetste und dankenswerteste Werk seines Lebens gesehen. Nur im Dienste der Moral hatte für ihn die Poesie einen Zweck. Ihren höchsten jedoch erfüllte sie im religiösen Liede. Ob er auch die theologische Laufbahn, auf die ihn schon seine Erziehung im Pfarr- und Waterhause gewiesen, verlassen hatte, ein Geistlicher war er doch geblieben und als ein solcher hat er sich gefühlt sein Leben lang. Seine religiöse Empfindung ist später in Selbstquälerei umgeschlagen; als er die geistlichen Lieder dichtete, war sie noch voll und rein. Und wie er es als eine Pflicht betrachtete, die Kraft der Poesie den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen, — „ich weiß alte Kirchengesänge“, spricht er in der Vorrede, „die ich mit ihren Melodien lieber verfertigt haben möchte, als alle Oden des Pindar und Horaz“ — so sah er die Arbeit an diesen Oden als eine Art Gottesdienst an, zu dem er nur die am heitersten gestimmten Tage und Stunden seines von körperlichen Leiden fast niedergedrückten Lebens wählte. Und ebenso suchte er dann ängstlich der Freunde Beirat, um den Liedern die möglichst würdige Form zu geben. Besonders H. Schlegel stand ihm hierbei hilfreich zur Seite.

Gellert unterscheidet „Lehr-Oden“ und „Oden für das Herz“. In den erstern herrscht mehr „Unterricht“, in den letztern mehr „Empfindung“ vor. Die Lehr-Oden führen mitten in den rationalistischen Strom der Zeit hinein. Verunftgemäße Erfassung und Übung religiöser Gebote das Ziel, zu dem sie führen. So enthalten sie Anweisungen zum Gebet, zum Lesen der Schrift, wo, wann, warum wir sie lesen sollen; warnen vor Übermut, Geiz, Wollust, mahnen zur Wachsamkeit, zum Gedenken an den Tod. Sie versuchen, klar und eindringlich zu sein und werden dabei langweilig und oft auch roh. Sie warnen, mit Speise und Trank

das Herz zu beschweren, sie fordern auf, die „leichtern Triebe Gott aufzuopfern“, denn „das ist das Auge, dieses ist der Fuß, die sich der Christ entreißen muß“.

Aus dem vollen, tiefen Gemütsleben erwachsen, einfach und wunderbar ergreifend dagegen sind eine Reihe anderer Lieder — die Oden für das Herz. Sie sind unstreitig das edelste und tiefste, was Gellert geschaffen hat. Hier bricht wirkliches religiöses Leben, nicht theologisches Denken hervor, hier kleidet sich edler Inhalt in einfache und doch fließende Form. Selten nur und auch da nicht störend tritt leise Reflexion ein. Hier steigt der Professor vom Katheder herab, und die weinerliche Stimme wandelt sich in vollen Chorgesang der andächtigen Gemeinde. Das allgemeine menschliche Gefühl ist hier zum Ausdruck gebracht, das dem schlichten Landmann ebenso eignet wie dem Hochgebildeten, das Gefühl der Hingebung an das höchste, Liebe gewährende und Liebe verlangende Wesen. Gott ist es, den Gellerts Lieder preisen. Das ist es, was sie sofort emporhob über die poetischen Auswüchse des pietistisch-herrnhutischen Mystizismus, was ihnen noch heute und für alle Zeiten ihren Wert bewahrt. Da gilt kein Dogma, keine Konfession, da spricht sich Religion aus. Schwächlich und weichlich sonst im Leben und oft auch im Dichten, erhebt er sich hier zu nie geahnter Stärke. Es ist nicht Zufall, daß mehreren der mächtigst wirkenden Tonschöpfungen Beethovens Gellertsche Lieder als Text unterliegen.

Die Lieder und Oden, schon von vornherein meist an vorhandene Kirchenmelodien angepaßt, wurden alsbald in die evangelischen Kirchengesangbücher aufgenommen. Sie bildeten auch die Brücke von Konfession zu Konfession. Sie hatten im ehemals heiß entbrannten Kampfe der beiden evangelischen Kirchen für die reformierte Stellung genommen, indem sie ausdrücklich die guten Werke, den thätigen Glauben gegenüber der strenglutherischen Glaubensauffassung erhoben, und dadurch auch der katholischen Kirche die Hand gereicht. Ein katholischer Priester wenigstens glaubte hier den Punkt zu finden, von dem aus der fromme Dichter auch als rechtgläubiger Katholik angesehen werden könne.

Zu Beginn der fünfziger Jahre hatten die alten Freunde alle Leipzig verlassen, dafür war dem Dichter, in allen Landen verbreitet, ein Kreis Rat und Belehrung suchender Freunde und Freundinnen erstanden. An Gellert wandte man sich in allerlei geistigen Nöten des Lebens. Bitten um Anempfehlung von Hofmeistern waren noch das Geringste; er sollte auch Gewissensrat sein, wieder gleichsam als Führer zu jenem goldnen Zeitalter, von dem Brawe gesprochen. Ein preu-

ßischer Offizier etwa fragt an, was er thun solle, da er sich allzuleicht in Gesellschaft vergeße und den Vergnügungen alsdann zu sehr nachhänge; ungarische junge Edelleute bitten um Verhaltensmaßregeln beim Eintritte in die Welt; ein Tuchmacher wendet sich an ihn, ihm Mittel und Empfehlung zum Studium zu verschaffen; einem empfindlichen Frauenzimmer soll er die Zweifel über Herz und Charakter beruhigen, einem andern den Mittelweg angeben zwischen häuslicher Beschäftigung und schöngeistigem Genuße. Auch für diese obern Schichten der Gesellschaft war er Dichter und Priester zugleich. „An Gellert, die Tugend und die Religion glauben, ist bei unserm Publikum beinahe eins“, schrieb der junge Goethe.

Dadurch aber ward er in weitläufige Briefverbindungen geknüpft. Er ist vielleicht der Hauptvertreter der briefseligen Zeit des vorigen Jahrhunderts. Und zwar einer Briefgattung, die weniger schriftliche Fortsetzung eines gewohnten herzlichen Umgangs war, sondern die eine briefgeborne Freundschaft pflegte, in Betrachtungen über moralische, litterarische Fragen sich erging und bisweilen auch nur aus lauter Einleitung und Schluß bestand. Gellert selbst klagt über die Fülle seiner Briefverpflichtungen und darüber auch, daß er oft Briefe empfangen und schreiben müsse, in denen nichts stehe, als wie sehr der empfangene Brief erfreut, und daß man wieder schreiben solle. Doch galten auch formell die Briefe Gellerts als Muster. Sie wurden abgeschrieben, ausgetauscht, als theures Vermächtniß Freunden hinterlassen.

Rabener drang in den Freund, eine Sammlung von Briefen herauszugeben und zugleich eine Anleitung zum guten Briefstile zu verfassen. Zögernd und fast nur überlistet ging Gellert darauf ein.

So erschienen 1751 seine „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen“. Den gespreizten, überschwülstigen Briefanweisungen Neukirchs oder Junkers gegenüber stellt er die Forderung der Natürlichkeit auf und faßt seine Ausführungen in einer hübschen, in die andern Sammlungen nicht aufgenommenen Fabel zusammen. Zugleich aber soll ein guter Brief muntern Wit erhalten und von lebhaften Empfindungen der Freundschaft und Liebe überfließen. Die französische Briefsammlung der Frau von Sevigné¹ gilt ihm darin als unübertroffenes Muster. Die eignen und fremden Briefe, die Gellert als Musterbeispiele beigab, erman-
geln eines anziehenden Inhaltes. Seine Angstlichkeit, die Scheu, in-

¹ „Lettres de Madame Rabutin-Chantal, Marquise de Sevigné, à Madame la comtesse de Grignan, sa fille.“ 1726.

dividuelle Verhältnisse an das Licht zu zerren, hatten ihn bewogen, meist nur farblose Briefe zu veröffentlichen. Nach seinem Tode gaben Freunde eine reiche Auswahl aus dem Nachlaß heraus. Die langdauernde Korrespondenz mit einem Fräulein Lucius in Dresden und Erdmuth von Schönfeld ist erst später veröffentlicht worden.

Der große Krieg Friedrichs fand den Dichter schon als gebrochenen Mann. Aus dem Kanonendonner der Schlacht bei Kossbach hörte er nur das Wehgeschrei der Sterbenden und Verwundeten, nichts vom Jubelruf deutscher Kraft und deutschen Sieges. Auch der geistige Fortschritt seines Volkes blieb ihm verschlossen. Cines Klopstocks, Wielands, Lessings hat er in seinen Vorlesungen nicht gedacht. Sein Blick war zu sehr nach innen gerichtet, als daß er das Wehen der neuen Zeit, die er selbst mit herbeigerufen hatte, zu hören vermochte. So sehr nach innen, daß er sich fast in selbstquälerischer Trömmigkeit zu Grunde richtete. Das neu aufgefundenen Tagebuch von 1761 ist ein berebtes Zeugnis dafür. In demselben Jahre, da er eine ihm angetragene ordentliche Professur nicht annehmen zu dürfen glaubt, forschet er selbstpeinigend nach seinen Sünden, die wohl die Ursache seiner Krankheit seien, quält sich mit Betrachtungen über Sünde und Buße ab, danket Gott für jede frei durchschlafne Nacht und fügt sich mit Geduld und in tiefster Demut den Schmerzen, die nun, nachdem beinahe eine Lähmung der Verdauungsorgane eingetreten, fast tagtäglich ihn heimsuchen. Der mehrmalige Besuch des Kurbrunnens in Lauchstedt und Karlsbad, über welchen er in anmutigen Briefen an seine Freundin berichtete, brachte zeitweilige Erleichterung, aber an eine Heilung war nicht mehr zu denken. Wie Lichtblitze nur erscheinen da die fast unzähligen Beweise von Anerkennung, deren er sich gerade in diesem Jahre zu erfreuen hatte. Bekannte und unbekannte Spender setzten ihm Pensionen aus oder schickten ihm ansehnliche Geldgeschenke, die er mit immer mehr wachsender Befremdung und Gleichgültigkeit aufnahm und meist zur Unterstützung armer Verwandten verwendete. Kein Fremder von Stande, der durch Leipzig reiste, versäumte es, ihn zu besuchen. Von Fürstinnen, Herzoginnen, die ihn zu sich gerufen, erzählen seine Briefe. Der König von Preußen unterhielt sich längere Zeit mit ihm, der Kurfürst Friedrich August von Sachsen ließ sich von ihm über „Beschaffenheit, Umfang und Nutzen der Moral“ in einer Vorlesung unterrichten. Ja auch die rohe Soldateska ehrte den frommen Dichter; sein Geburtsstädtchen wurde vom Feinde nur mit geringer Kontribution belegt und ihm selbst der Durchzug durch die feindliche Vorpostenlinie freundlich gestattet.

Anfang Dezember 1769 verbreitete sich die Nachricht, das Leben des Dichters sei im Erlöschen. Der Kurfürst sandte seinen Leibarzt, doch umsonst. Gefaßt und gottesfürchtig, wie er gelebt hatte, starb er am 15. Dezember 1769 in der Mitternachtshunde.



Der Tod Gellerts rief allenthalben tiefgefühlsten Schmerz wach. In ungezählten Traueroden, Nachrufen fand derselbe in überschwenglichen Worten Ausdruck, rief aber dadurch auch die Reaktion hervor¹, unter deren Bann wir noch heute stehen. Die „Briefe über den Wert einiger deutscher Dichter“ von Mauvillon und Unzer (1771) sprachen zuerst das herabwürdigende Urteil über Gellert aus, das in verschiedenen Variationen bis zum heutigen Tage wiederholt wird. „Gellert“, sagen sie, „war ein leichter Schriftsteller; als solcher gefiel er den leichtesten Köpfen und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigers-töchter — welch ungeheures Kontingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!“ Auch Goethe änderte in der Rezension der Briefe („Frankfurter Gelehrte Anzeigen“ von 1772) nicht viel an diesem Urteile. „Er war nichts mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben.“

Gellert wäre demnach — und das ist auch heute noch geltende Meinung über ihn — durchaus ein mittelmäßiger Dichter gewesen, dem nur die Empfänglichkeit der Durchschnittsbildung für solches Mittelgut zum großen Erfolge verhalf. Ein solches Urteil aber ist gewiß zu hart und schief. Es übersieht vor allem die große kulturgeschichtliche Bedeutung des Dichters. Nicht, weil das gemeine Volk ihm bequem folgen konnte ohne Gedanken und Gemütsanstrengung, ward er dessen Liebling, sondern weil die Masse bei ihm in ansprechender Form Gedanken fand, die aus dem Drucke der Verhältnisse emporhoben. Und auch der litterarischen Bedeutung Gellerts wird das Urteil nicht gerecht.

¹ In dem „Pandaemonium germanicum“ von R. Lenz schleicht Gellert in einen Winkel der Ruhmeshalle, als er Lafontaine erblickt.

Auf dem engen Gebiete der Fabel und der geistlichen Lieder hat er geleistet, was nach ihm keiner erreichte. Vor allem aber liegt darin die Bedeutung seiner Stellung am Anbruche der neuen Zeit, daß er im ganzen deutschen Volke, in den unteren Schichten durch den sittlichen Ernst des Inhalts, in den oberen durch Anmut der Form, wieder Sinn und Liebe für die deutsche Dichtung erweckt hat. Und dieses Verdienst soll ihm nicht geschnälert werden¹.

¹ Die erste Gesamtausgabe der Gellertschen Schriften, deren erste zwei Bände er zum Teil noch selbst durchsehen konnte, erschien 1769–74 in zehn Bänden. Der letzte enthielt außer einigen Gedächtnisreden auf Gellert die Biographie des Dichters von J. A. Cramer. Eine vollständigere Gesamtausgabe, besorgt von J. L. Klee, erschien 1839. Da eine neuere Biographie mangelt (H. Döring, Greiz 1833, 2 Bde.), ist zu verweisen auf die geistvolle biographische Skizze Erich Schmidts in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ und auf die trefflichen, vorzüglich die kulturgeschichtliche Bedeutung Gellerts hervorhebenden Ausführungen R. Wiebermanns im zweiten Bande seines Werkes „Deutschland im achtzehnten Jahrhundert“.



Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall sang einst mit vieler Kunst;
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunst;
Die Blätter in den Gipfeln schwiegen
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaß der Ruh'
Und hörte Philomelen zu.
Murora selbst verzog am Horizonte,
Weil sie die Sängerin nicht genug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttin, ihr zu Ehren
Ließ Philomele sich noch zweimal schöner hören.
Sie schweigt darauf. Die Lerche naht sich ihr
Und spricht: „Du singst viel reizender als wir,
Dir wird mit Recht der Vorzug zugesprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du singst das ganze Jahr nicht mehr als wenig Wochen.“

Doch Philomele lacht und spricht:
„Dein bitterer Vorwurf kränkt mich nicht
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich singe kurze Zeit. Warum? Um schön zu singen.¹
Ich folg' im Singen der Natur;
So lange sie gebeut, so lange sing' ich nur,
Sobald sie nicht gebeut, so hör' ich auf zu singen;
Denn die Natur läßt sich nicht zwingen.“

* * *

¹ Vgl. in der „Sylvia“, 6. Auftritt:

„Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu singen.“

O Dichter, denkst an Philomelen,
Singt nicht, so lang' ihr singen wollt.
Natur und Geist, die euch bejelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken,
So singt, so lang' ihr feurig seid,
Und öffnet euch mit Meisterstücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geistreich der Natur zu Ehren;
Und scheint euch die nicht mehr geneigt,
So eilt, um rühmlich aufzuhören¹,
Eh' ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, spricht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.



Der Zeisig.

Ein Zeisig war's und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hingen.
Die Nachtigall fing an ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der süße Schall.
„Ach, welcher singt von beiden doch so schön?
Den Vogel möcht' ich wirklich sehn!“
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
„Hier“, spricht er, „sind sie alle beide;
Doch welcher wird der schöne Sänger sein?
Getraust du dich, mir das zu sagen?“
Der Sohn läßt sich nicht zweimal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
„Der“, spricht er, „muß es sein, so wahr ich ehrlich bin.
Wie schön und gelb ist sein Gefieder!
Drum singt er auch so schöne Lieder;

¹ Vgl. dazu in J. A. Schlegels Satire: „Vom Natürlichen in Schäfergedichten“ (1746) den fingierten Titel einer Gottschedschen Schrift: „Rechtfertigung des Herrn Professor Gottsched gegen den Vorwurf, daß er zu schreiben gar nicht aufhören kann“.

Dem andern sieht man's gleich an seinen Federn an,
Daß er nichts Kluges¹ singen kann."

*
* *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft wie dieser Knabe schließt?
Wem Farb' und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist.
Star kommt, und kaum ist Star erschienen,
So hält man ihn auch schon für klug.
Warum? Seht nur auf seine Mienen,
Wie vorteilhaft ist jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geschicke,
Doch weil die Miene nichts verspricht,
So schließt man bei dem ersten Blicke,
Aus dem Gesicht, aus der Perücke,
Daß ihm Verstand und Wiß gebricht.



Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit sein Brot ertanzen müssen,
Entramm und wählte sich den ersten Aufenthalt.
Die Bären grüßten ihn mit brüderlichen Küßen
Und brummten freudig durch den Wald,
Und wo ein Bär den andern sah,
So hieß es: „Peg ist wieder da!“
Der Bär erzählte drauß, was er in fremden Landen
Für Abenteuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan.
Und sing, da er vom Tanzen red'te,
Als ging' er noch an seiner Kette,
Auf polnisch schön zu tanzen an.

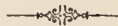
Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Alein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,

¹ „Klug“, in älterer Bedeutung s. v. w. schmeck, süßsch, nett.

Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
 Um desto mehr ließ sich der Tänzer sehn;
 Doch seine Kunst verdroß den ganzen Haufen.
 „Fort“, schrieen alle, „fort mit dir!
 Du Narr willst klüger sein als wir?“
 Man zwang den Pöhl, davonzulaufen.

* * *

Sei nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
 Weil dir dann jeder ähnlich ist;
 Doch je geschickter du vor vielen andern bist,
 Je mehr nimm dich in acht, dich prahlend sehn zu lassen.
 Wahr ist's, man wird auf kurze Zeit
 Von deinen Künsten rühmlich sprechen;
 Doch traue nicht, bald folgt der Neid
 Und macht aus der Geschicklichkeit
 Ein unvergebliches Verbrechen.



Die Geschichte von dem Hute.

Das erste Buch.

Der erste, der mit kluger Hand
 Der Männer Schmuck, den Hut, erfand,
 Trug seinen Hut unaufgeschlagen;
 Die Krempen hingen flach herab;
 Und dennoch wußt' er ihn zu tragen,
 Daß ihm der Hut ein Ansehn gab.

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den runden Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe weiß den runden Hut
 Nicht recht gemächlich anzugreifen;
 Er sinnt und wagt es kurz und gut,
 Er wagt's, zwei Krempen aufzusteifen.
 Drauf läßt er sich dem Volke sehn;
 Das Volk bleibt vor Verwundrung stehn
 Und schreit: „Nun läßt der Hut erst schön!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den aufgesteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut und schmählt.
 „Ich“, spricht er, „sehe wohl, was fehlt.“
 Er setzt darauf mit weißem Mute
 Die dritte Krempe zu dem Hute.
 „O!“ rief das Volk, „der hat Verstand!
 Seht, was ein Sterblicher erfand!
 Er, er erhöht sein Vaterland!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den dreifach spizen Hut dem Erben.

Der Hut war freilich nicht mehr rein;
 Doch sagt, wie konnt' es anders sein?
 Er ging schon durch die vierten Hände.
 Der Erbe färbt ihn schwarz, damit er was erfände
 „Beglückter Einfall!“ rief die Stadt,
 „So weit sah keiner noch, als der gesehen hat.
 Ein weißer Hut ließ lächerlich;
 Schwarz, Brüder, schwarz! so schickt es sich.“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den schwarzen Hut dem nächsten Erben.

Der Erbe trägt ihn in sein Haus
 Und sieht, er ist sehr abgetragen:
 Er sinnt, und sinnt das Kunststück aus,
 Ihn über einen Stock zu schlagen.
 Durch heiße Bürsten wird er rein;
 Er faßt ihn gar mit Schnüren ein
 Nun geht er aus, und alle schreien:
 „Was sehn wir? Sind es Zaubereien?
 Ein neuer Hut! O glücklich Land,
 Wo Wahn und Finsternis verschwinden!
 Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
 Als dieser große Geist erfand.“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künstler groß
 Und bei der Nachwelt unvergessen;
 Der Erbe reißt die Schnüre los,
 Umzieht den Hut mit goldnen Dressen,

Verherrlicht ihn durch einen Knopf
 Und drückt ihn seitwärts auf den Kopf.
 Ihn sieht das Volk und taumelt vor Vergnügen.
 Nun ist die Kunst erst hochgestiegen!
 „Ihm“, schrie es, „ihm allein ist Wiß und Geist verliehn!
 Nichts sind die andern gegen ihn!“

Er starb und ließ bei seinem Sterben
 Den eingefakten Gut dem Erben.
 Und jedesmal ward die erfundne Tracht
 Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des ersten Buchs.

* * *

Was mit dem Gute sich noch ferner zugetragen,
 Will ich im zweiten Buche sagen.
 Der Erbe ließ ihm nie die vorige Gestalt.
 Das Außentwerk ward neu, er selbst, der Gut, blieb alt.
 Und, daß ich's kurz zusammenzieh',
 Es ging dem Gute fast wie der Philosophie.



Der Greis.

Von einem Greise will ich singen,
 Der neunzig Jahr' die Welt gesehn.
 Und wird mir iht kein Lied gelingen,
 So wird es ewig nicht geschehn.

Von einem Greise will ich dichten
 Und melden, was durch ihn geschah,
 Und singen, was ich in Geschichten
 Von ihm, von diesem Greise, sah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
 Singt euch berühmt an Lieb' und Wein!
 Ich laß euch allen Wein und Liebe;
 Der Greis nur soll mein Loblied sein.

Singt von Beschützern ganzer Staaten,
 Verewigt euch und ihre Müh'!
 Ich singe nicht von Heldenthaten;
 Der Greis sei meine Poesie.

O Ruhm, bring' in der Nachwelt Ohren,
 Du Ruhm, den sich mein Greis erwarb!
 Hört, Zeiten, hört's! Er ward geboren,
 Er lebte, nahm ein Weib, und starb.



Das Füllen.

Ein Füllen, das die schwere Bürde
 Des stolzen Reiters nie gefühlt,
 Den blanken Baum für eine Würde
 Der zugerittnen Pferde hielt:
 Dies Füllen lief nach allen Pferden,
 Worauf es einen Mann erblickt,
 Und wünschte, bald ein Roß zu werden,
 Das Sattel, Baum und Reuter schmückt.

Wie selten kennt die Ehrbegierde
 Das Glück, das sie zu wünschen pflegt!
 Das Reutzeug, die gewünschte Zierde,
 Wird diesem Füllen aufgelegt.
 Man führt es streichelnd hin und wieder,
 Daß es den Zwang gewöhnen¹ soll:
 Stolz geht das Füllen auf und nieder,
 Und stolz gefällt sich's selber wohl.

Es kam mit prächtigen Geherden
 Zurück in den verlassnen Stand
 Und machte wiehernd allen Pferden
 Sein neu erhaltenes Glück bekannt.
 „Ach!“ sprach es zu dem nächsten Gaul,
 „Mich lobten alle, die mich sahn;
 Ein roter Baum lief aus dem Manele
 Die schwarzen Mähnen stolz hinan.“

¹ gewöhnen, f. v. w. sich gewöhnen. So auch bei Lessing.

Allein wie ging's am andern Tage?
 Das Füllen kam betrübt zurück,
 Und schweigend sprach es: „Welche Plage
 Ist nicht mein eingebildet Glück!
 Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
 Doch darum ward er nicht gemacht.
 Er ist zu meines Reuters Nutzen
 Und meiner Sklaverei erdacht.“

* * *

Was wünscht man sich bei jungen Tagen?
 Ein Glück, das in die Augen fällt;
 Das Glück, ein prächtig Amt zu tragen,
 Das keiner doch zu spät erhält.
 Man eilt vergnügt, es zu erreichen,
 Und, seiner Freiheit ungetreu,
 Gilt man nach stolzen Ehrenzeichen
 Und desto tiefer Sklaverei.



Chloris.

Aus Eifersucht des Lebens satt,
 Warf Chloris sich betrübt auf ihre Lagerstatt;
 Und ihren Buhler recht zu kränken,
 Der einen Blick nach Sylvien gethan,
 Rief sie die Venus brünstig an,
 Ihr einen leichten Tod zu schenken.

Vielleicht war dies Gebet so eifrig nicht gemeint.
 Verliebt und jung zu sein, und um den Tod zu flehen:
 Wenn dies nicht widersprechend scheint,
 Der muß die Liebe schlecht verstehen.

Doch mitten in der größten Pein
 Sieht Chloris ihren Freund gepugt ins Zimmer treten,
 Und plötzlich hört sie auf zu beten
 Und wünscht nicht mehr, entseelt zu sein.
 Er sagt ihr tausend Schmeicheleien;
 Er seufzt, er fleht, er schwört, er küßt.
 O Chloris! laß' dich's nicht gereuen,
 Daß du noch nicht gestorben bist;

Dein Damon schwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könntest du ihn doch durch deinen Tod betrüben?

Der meisten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beide kurze Zeit.
Und Chloris ließ sich bald versöhnt von dem umfassen,
Den sie vor kurzem noch des Hasses würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen
Und streichelt ihn mit buhlerischer Hand.

Doch schnell erstarren ihre Hände.
Wie, Venus! nähert sich ihr Ende?
Sie fällt in sanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn,
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Busen wird mit einem Kropf verbaut,
Und Federn überziehn die Haut.
Ist's möglich, daß ich dieses glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier sieht er seine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreimal ums Gesicht,
Als wollte sie sich noch durch einen Kuß vergütigen.
Wozu sie sonst die Neigung angetrieben,
Das scheint sie auch als Taube noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O seht, wie putzt sie ihren Leib!
Sie rupft die Federn aus, um sich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waschfaß hin, thut, was sie sonst gethan,
Fängt Hals und Brust zu baden an.

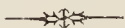
Wie schön hör' ich die Taube lachen!
Tragt nicht, was sie zu lachen macht!
Sie hat als Chloris schon oft über nichts gelacht.

Izt naht sie sich dem großen Spiegel,
Vor dem sie manchen Tag in Mienen sich geübt,
Beseht den weißen Hals, bewundert ihre Flügel
Und fängt schon an, in sich verliebt,
Mit jüngerlichem Stolz sich kostbar¹ zu geberden.

¹ Nach dem franz. précieux = sich zierend, affektiert. Lessing 4, 117 (Lachmannsche Ausg.): „Seine Schreibart übrigens schmeckt ein wenig nach der kostbaren Art, die auch keine Kleinigkeit ohne Wendung sagen will.“ Schiller in „Rasbale und Liebe“, IV, 7; Lady zu Luise: „Wo will denn Sie hinaus, meine Kostbare?“

„Ach Götter!“ ruft ihr Freund betrübt,
 „Laßt diese Taube doch zur Chloris wieder werden.“
 „Umsonst“, spricht Venus, „ist dein Flehn;
 Zur Taube schickte sie sich schon,
 Und niemals werd' ich ihr die Menschheit wiedergeben.
 Sie hat geseufzt, gebuhlt, gelacht,
 Sich stets gepuht und nie gedacht;
 Als Taube kann sie recht nach ihrer Neigung leben.“

O! wenn sich nur die Göttin nicht entschließt,
 Die Schönen alle zu verwandeln,
 Die ebenso wie Chloris handeln!
 Man sagt, daß sie es willens ist.
 Ach! Göttin, ach! wie zahlreich wird auf Erden
 Alsdann das Volk der Tauben werden!
 Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
 Und früh auf seiner Brust ein Täubchen sitzen sehn.
 Mich dauert im voraus manch reizendes Gesicht.
 O liebe Venus, thu' es nicht!



Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit¹ plagte,
 That alles, was man ihm nur sagte,
 Und konnte doch von seiner Pein
 Auf keine Weise sich befrein.
 Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
 Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
 „Ihr müßt Euch“, zischt sie ihm ins Ohr,
 „Auf eines Frommen Grab bei früher Sonne setzen;
 Und Euch mit dem gefallen Tan
 Dreimal die Hand, dreimal den Schenkel nezen;
 Es hilft, gedenkt an eine Frau!“

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
 Denn sagt, was thut man nicht, ein Übel los zu sein?
 Er ging zum Kirchhof hin, und zwar, sobald es tagte,
 Und trat an einen Leichenstein

¹ Gliederkrankheit, s. v. w. Gicht.

Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
Läßt, Wandrer, dich sein Grabmal lesen.
Er war das Wunder seiner Zeit,
Das Muster wahrer Frömmigkeit;
Und, daß man viel mit wenig Worten sagt:
Er ist's, den Kirch' und Schul' und Stadt und Land beklagt.“

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Kur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmal gab;
Hier nahm sein Schmerz allmählich ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell lebten die gelähmten Glieder,
Und ohne Schmerz und ohne Stab
Verließ er dieses fromme Grab.

„Ach!“ rief er, „läßt kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?“
Der Rüster kam von ungefähr herbei;
Den fragt der Mann, wer hier begraben sei?
Der Rüster läßt sich lange fragen,
Als könnt' er's ohne Scheu nicht sagen.

„Ach!“ hub er endlich seufzend an,
„Verzeih' mir's Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Rehereien glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der lose Künste trieb,
Komödien und Verse schrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling¹ und ein Böfewicht.“

„Nein!“ sprach der Mann, „das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute schalteten;
Doch jener dort, den Ihr für fromm gehalten,
Von dem sein Grab so rühmlich spricht,
Der war gewiß ein Böfewicht.“



¹ Neuling, s. v. w. Neuerungsſüchtiger.

Der Fuchs und die Elster.

Dur Elster sprach der Fuchs: „O, wenn ich fragen mag,
Was sprichst du doch den ganzen Tag?
Du sprichst wohl von besondern Dingen?“
„Die Wahrheit“, rief sie, „breit’ ich aus.
Was keines weiß herauszubringen,
Bring’ ich durch meinen Fleiß heraus,
Bom Adler bis zur Fledermaus.“

„Dürft’ ich“, versetzt der Fuchs, „mit Bitten dich beschweren,
So wünscht’ ich mir, etwas von deiner Kunst zu hören.“

So wie ein weiser Arzt, der auf der Bühne steht
Und seine Künste rühmt, bald vor, bald rückwärts geht,
Sein seidnes Schnupftuch nimmt, sich räuspert und dann spricht:
So lief die Elster auch den Ast bald auf, bald nieder
Und strich an einen Zweig den Schnabel hin und wieder
Und macht ein sehr gelehrt Gesicht.
Drauf fängt sie ernsthaft an und spricht:
„Ich diene gern mit meinen Gaben,
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, Sie denken doch, daß Sie vier Füße haben?
Allein, Herr Fuchs, Sie irren sich.
Nur zugehört! Sie werden’s finden,
Denn ich beweis’ es gleich mit Gründen.“

„Ihr Fuß bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang’ er stille steht;
Doch merken Sie, was ich ikt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft Ihr Fuß nur geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten Sie nun Ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn Ihr Fuß sich reget,
Daß auch Ihr Schwanz sich mit beveget;
Ikt ist Ihr Fuß bald hier, bald dort,
Und so geht auch Ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft Sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh’ ich nunmehr den Schluß,
Ihr Schwanz, das sei Ihr fünfter Fuß;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.“

Ja, dieses hat uns noch gelehrt;
 Wie freu' ich mich, daß es bei Tieren
 Auch große Geister gibt, die alles demonstrieren!
 Mir hat's der Fuchs für ganz gewiß erzählt.
 „Je minder sie verstehn“, sprach dieses schlaue Vieh,
 „Um desto mehr beweisen sie.“



Das Land der Hinkenden.

Vorzeiten gab's ein kleines Land,
 Worin man keinen Menschen fand,
 Der nicht gestottert, wenn er red'te,
 Nicht, wenn er ging, gehinket hätte;
 Denn beides hielt man für galant.
 Ein Fremder sah den Übelstand;
 Hier, dacht' er, wird man dich im Gehn bewundern müssen,
 Und ging einher mit steifen Füßen.
 Er ging, ein jeder sah ihn an,
 Und alle lachten, die ihn sahn,
 Und jeder blieb vor Lachen stehen
 Und schrie: „Lehrt doch den Fremden gehen!“

Der Fremde hielt's für seine Pflicht,
 Den Vorwurf von sich abzulehnen.
 „Ihr“, rief er, „hinkt, ich aber nicht:
 Den Gang müßt ihr euch abgewöhnen!“
 Der Lärmen¹ wird noch mehr vermehrt,
 Da man den Fremden sprechen hört.
 Er stammelt nicht; genug zur Schande!
 Man spottet sein im ganzen Lande.



Gewohnheit macht den Fehler schön,
 Den wir von Jugend auf gesehn.
 Vergebens wird's ein Kluger wagen
 Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
 Wir selber halten ihn dafür,
 Bloß weil er klüger ist als wir.

¹ Der Lärmen (seit dem 15. Jahrhundert; aus dem roman. all arme), auch bei Goethe und Wieland.

Inkle und Yariko.¹

Die Liebe zum Gewinnst, die uns zuerst gelehrt,
 Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluten fährt,
 Die uns beherzt gemacht, das liebste Gut, das Leben,
 Der ungewissen See auf Brettern preiszugeben:
 Die Liebe zum Gewinnst, der deutliche Begriff
 Von Vorteil und Verlust, trieb Inkleu auf ein Schiff.
 Er opferte der See die Kräfte seiner Jugend;
 Denn Handeln war sein Wiß, und Rechnen seine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwert befehrt,
 Das wir das Christentum und unsern Geiz gelehrt.
 Er sieht Amerika; doch nah' an diesem Lande
 Zerreißt der Sturm sein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
 Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schar
 Viel auf die Briten los, und wer entkommen war,
 Den fraß ihr hungrig Schwert. Nur Inkle soll noch leben;
 Die Flucht in einen Wald muß ihm Beschirmung geben.
 Vom Laufen atemlos, wirft mit verwirrtm Sinn
 Der Brite sich zuletzt bei einem Baume hin,
 Umringt mit naher Furcht und ungewissem Grämen,
 Ob Hunger oder Schwert ihm wird das Leben nehmen.

Ein plötzliches Geräusch erschreckt sein schüchtern Ohr.
 Ein wildes Mädchen springt aus dem Gebüsch hervor
 Und sieht mit schnellem Blick den Europäer liegen.
 Sie stutzt. Was wird sie thun? bestürzt zurücke fliegen?
 O nein! so streng und deutsch sind wilde Schönen nicht.
 Sie sieht den Fremdling an; sein rund und weiß Gesicht,
 Sein Kleid, sein lockicht Haar, die Anmut seiner Blicke
 Gefällt der Schönen wohl, hält sie mit Lust zurücke.

Auch Inkleu nimmt dies Kind bei wilder Anmut ein.
 Unwissend in der Kunst, durch Zwang verstellt zu sein,
 Verrät sie durch den Blick die Regung ihrer Triebe:
 Ihr Auge sprach von Günst und bat um Gegenliebe.
 Die Indianerin war lebenswert gebaut.
 Durch Mienen red't dies Paar, durch Mienen wird's vertraut.

¹ Über Dramatisierung s. Einleitung, S. 20.

Sie winkt ihm mit der Hand, er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten speist sie ihn in einer kleinen Hütte
Und zeigt ihm einen Quell, vom Durst sich zu befrein.
Durch Lächeln rät sie ihm, getrost und froh zu sein.
Sie sah ihn zehnmal an und spielt' an seinen Haaren
Und schien verwundernsvoll, daß sie so lockicht waren.

So oft der Morgen kömmt, so macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh
Und zeigt durch Bärtlichkeit mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden schlage!
Sie bringt ihm manch Geschenk und schmückt sein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von schönen Muschelschalen
Muß, wenn sie ihn besucht, um ihre Schultern prahlen.
Zur Nachtzeit führt sie ihn zu einem Wasserfall,
Und unter dem Geräusch und Philomelens Schall
Schläft unser Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht sie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz so edel sein?

Die Liebe flößt dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden sich durch selbst erfundne Töne:
Kurz, er versteht sein Kind, und ihn versteht die Schöne.
Oft sagt ihr Inkle vor, was seine Vaterstadt
Für süße Lebensart, für Kostbarkeiten hat.
Er wünscht, sie neben sich in London einst zu sehen;
Sie hört's und zürnet schon, daß es noch nicht geschehen.
„Dort“, spricht er, „kleid' ich dich“, und zeigtet auf sein Kleid,
„In lauter bunten Zeug von größrer Kostbarkeit;
In Häusern, halb von Glas, bespannt mit raschen Pferden
Sollst du in dieser Stadt bequem getragen werden.

Vor Freuden weint dies Kind und sieht, indem sie weint,
Schon nach der offenen See, ob noch kein Schiff erscheint.
Es glückt ihr, was sie wünscht, in kurzem zu entdecken;
Sie sieht ein Schiff am Strand und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergißt ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn und eilt an seiner Hand
So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London wäre.

Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort
 Und fliegt nach Barbados¹; doch dieses war der Ort,
 Wo Inkle ganz bestürzt sein Schicksal überdachte,
 Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
 Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
 Dies war für seinen Geiz ein trauriges Geschick.
 „So hab' ich“, fing er an, „um arm zurückzukommen,
 Die fürchterliche See mit Müh' und Angst durchschwommen?“
 Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn
 Und führt Yarikó zum Sklavenhändler hin.
 Hier wird die Dankbarkeit in Tyrannei verwandelt,
 Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverei verhandelt.

Sie fällt ihm um den Hals, sie fällt vor ihm aufs Knie,
 Sie fleht, sie weint, sie schreit. Nichts! er verkauft sie.
 „Mich, die ich schwanger bin, mich!“ fährt sie fort zu klagen.
 Bewegt ihn dies? Ach ja! Sie höher anzuschlagen.
 Noch drei Pfund Sterling mehr! Hier, spricht der Brite froh,
 Hier, Kaufmann, ist das Weib, sie heißt Yarikó!

* * *

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich gewesen,
 O möchte deinen Schimpf ein jeder Weltteil lesen!
 Die größte Redlichkeit, die allergrößte Treu'
 Belohnst du, Bösewicht! noch gar mit Sklaverei?
 Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
 Das dich dem Tod entriß und ihrem Volk entsagte,
 Mit dir das Meer durchstrich und bei der Glieder Reiz
 Das beste Herz besaß, verhandelst du aus Geiz?
 Sei stolz! Kein Bösewicht bringt dich um deinen Namen;
 Nie wird es möglich sein, dein Laster nachzuahmen.



Der Ruckuck.

Der Ruckuck sprach mit einem Star,
 Der aus der Stadt entflohen war.
 „Was spricht man“, fing er an zu schreien,
 „Was spricht man in der Stadt von unsern Melodeien?“

¹ Barbados ist eine von den Karaischen Inseln, welche den Engländern zugehört. Es wird ein großer Sklavenhandel daselbst getrieben. (Gellert.)

Was spricht man von der Nachtigall?"

„Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.“

„Und von der Lerche?" rief er wieder.

„Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall“.

„Und von der Amsel?" fuhr er fort.

„Auch diese lobt man hier und dort.“

„Ich muß dich doch noch etwas fragen:

Was“, rief er, „spricht man denn von mir?"

„Das“, sprach der Star, „das weiß ich nicht zu sagen;
Denn keine Seele red't von dir.“

„So will ich“, fuhr er fort, „mich an dem Undank rächen
Und ewig von mir selber sprechen.“



Das Gespenst.

Ein Hauswirt, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Gespenst gequält.

Er ließ, des Geists sich zu erwehren,

Sich heimlich das Verbannen lehren;

Doch kraftlos blieb der Zauberspruch.

Der Geist entsetzte sich vor keinen Charakteren

Und gab in einem weißen Tuch

Ihm alle Nächte den Besuch.

Ein Dichter zog in dieses Haus.

Der Wirt, der bei der Nacht nicht gern allein gewesen,

Bat sich des Dichters Zuspruch aus

Und ließ sich seine Verse lesen.

Der Dichter las ein frostig Trauerspiel,

Das, wo nicht seinem Wirt, doch ihm sehr wohl gefiel.

Der Geist, den nur der Wirt, doch nicht der Dichter sah,

Erschien und hörte zu; es fing ihn an zu schauern,

Er konnt' es länger nicht als einen Auftritt dauern¹;

Denn eh' der andre kam, so war er nicht mehr da.

Der Wirt, von Hoffnung eingenommen,

Sieß gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.

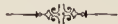
¹ dauern = ausbauern. Sonst nur in nachlässiger Weise gebraucht.

Der Dichter laß; der Geist erschien,
 Doch ohne lange zu verziehen.
 „Gut!“ sprach der Wirt bei sich, „dich will ich bald verjagen;
 Kannst du die Verse nicht vertragen?“

Die dritte Nacht blieb unser Wirt allein.
 Sobald es zwölfte schlug, ließ das Gespenst sich blicken;
 „Johann!“ fing drauf der Wirt gewaltig an zu schrein,
 „Der Dichter (lauft geschwind!) soll von der Güte sein
 Und mir sein Trauerspiel auf eine Stunde schicken.“
 Der Geist erschrak und winkte mit der Hand,
 Der Diener sollte ja nicht gehen.
 Und kurz, der weiße Geist verschwand
 Und ließ sich niemals wieder sehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder liest,
 Zieh' sich daraus die gute Lehre,
 Daß kein Gedicht so elend ist,
 Das nicht zu etwas nützlich wäre.
 Und wenn sich ein Gespenst vor schlechten Versen scheut,
 So kann uns dies zum großen Troste dienen.
 Geseht, daß sie zu unsrer Zeit
 Auch legionentweis erschienen,
 So wird, um sich von allen zu befrein,
 An Versen doch kein Mangel sein.



Der Selbstmord.

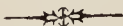
D Jüngling, lern' aus der Geschichte,
 Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
 Was für bejammernswerte Früchte
 Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beispiel wohlgezogner Jugend,
 Des alten Vaters Trost und Stab,
 Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
 Zur größten Hoffnung Anlaß gab,

Den zwang die Macht der schönen Triebe
 Olimenen zärtlich nachzugehn.
 Er seufzt', er bat um Gegenliebe;
 Allein vergebens war sein Flehn.

Fußfällig klagt er ihr sein Leiden;
 Umsonst! Olimene heißt ihn fliehn.
 „Ja“, schreit er, „ja, ich will dich meiden;
 Ich will mich ewig dir entziehen.“

Er reißt den Degen aus der Scheide,
 Und — o, was kann verwegener sein!
 Kurz, er besieht die Spitz' und Schneide
 Und steckt ihn langsam wieder ein.



Die Betschwester.¹

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
 In Kleidern fromm und fromm in Mienen,
 Die stets den Mund voll Andacht hat,
 Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
 Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf,
 Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage,
 So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen² Tage.
 Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan,
 So ruft sie doch den Herrn noch heut' um Keuschheit an.
 Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen,
 So fleht sie doch um Mäßigkeit im Essen.
 Und ob sie gleich auf alle Pfänder leiht,
 So seufzt sie doch um Trost bei ihrer Dürftigkeit.

¹ Gellert macht im Inhaltsverzeichnis hierzu die Bemerkung: „Nach den. Inhalte einer Komödie, welche eben diesen Namen führt.“ Doch berichtet J. A. Cramer, daß Gellert erst durch die vorliegende Erzählung zur Ausarbeitung des gleichnamigen Lustspiels angeregt worden sei. Er habe sodann die Erzählung selbst unterbrechen wollen, sei aber auf den Rat der Freunde davon abgegangen. Die Analyse des Lustspiels „Die Betschwester“ (s. Einleitung, S. 13) bestätigt diese Darstellung vollkommen.

² vorhanden = gegenwärtig. Schiller: „Der Tage letzter ist vorhanden“.

Welch redlich Herz! Welch heiliges Vertrauen!
 Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweimal aus
 Und reißt dadurch ihr ganzes Haus
 Auf ewig aus des Teufels Klauen.

Zwölf Lieder stimmt sie täglich an.
 Wer kommt? Ist's nicht ein armer Mann?
 Geh', Frecher! willst du sie vielleicht im Singen stören?
 Nein, wenn sie singt, kann sie nicht hören.
 Geh' nur und hungre wie zuvor!
 Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
 Soll sie dies Herz vom Himmel lenken
 Und ißt an einen Armen denken?

Sie singt und trägt das Essen singend auf,
 Sie ißt und schmählt auf böser Zeiten Lauf;
 Allein wer klopft schon wieder an die Thüre?
 Ein armes Weib, die keinen Bissen Brot — —
 „Geh, quält mich nicht mit eurer Not,
 Wenn ich die Hand zum Munde führe.
 Nicht wahr, ihr singt und betet nicht?
 Seid fromm und denkt an eure Pflicht:
 Der Herr vergißt die Seinen nicht.
 Wenn seht ihr mich denn betteln gehen?
 Allein man muß zu Gott auch brünstig schrein und flehen!“

Doch ist die Liebe, fromme Frau
 Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
 Wohnt nicht in ihr mehr Kaltsinn als Erbarmen?
 Nein, nein! sie dient und hilft den Armen;
 Sie bessert sie durch Vorwurf und Verweis
 Und weist sie zu Gebet und Fleiß;
 Ist dieses nicht der Schrift Geheiß?
 Sie dient ja gern mit ihren Gütern,
 Allein nur redlichen Gemütern.
 Ist wohl ein frommes Weib in unsrer ganzen Stadt,
 Das in der Not bei ihr nicht Zuflucht hat?
 Sie mag ihr auch die kleinste Zeitung bringen,
 So eilt sie doch, dem Weibe beizuspringen.

Ach ja! Beatens Herz ist willig und bereit,
 Die Welt mag noch soviel an ihr zu tadeln finden.
 Nicht nur den Lebenden nützt ihre Mildigkeit;
 O nein! sie weiß sich auch die Toten zu verbinden.

Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um dessen Sarg ihr Kranz sich nicht verdient gemacht?
Wenn sprechen nicht die Leichengäste:

„Beaten's Kranz war doch der beste!“

Welch schönes Krüzifix! von wem wird dieses sein?

Beate schickt's und will's dem Leichnam weihn.

Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblaffen,

So wird sie meinen Sarg gewiß versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar

Und wird sie künftigs neue Jahr,

So sehr die andern sie beneiden,

Zum dritten Male doch bekleiden.

Man wirft ihr vor, sie soll's aus Ehrsucht thun;

Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.

Wer war's, der igt in die Kollekte

Mit langsam schlauer Hand ein volles Briefchen steckte?

Beate war's, sie leiht dem Herrn,

Und was sie gibt, das gibt sie gern.

Was kann denn sie dafür, daß es die Leute sehen?

Beate! laß die Lästrex schmähen,

Und laß sie aus Verleumdung sprechen,

Du woll'st die Allmacht nur bestechen,

Daß für den Bucher, den du treibst,

Du einstens ungestrafet bleibst.

Laß dich von andern spöttlich richten,

Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;

Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,

Wenn andern Not und Unglück dräut;

Als hättest du nichts als der Tugend Schein.

Schweigt, Spötter, schweigt! Dies kann nicht sein;

Denn betend steht sie auf, und singend schläft sie ein.



Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß¹ einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straße finden,
Und jener hofft schon freudenvoll,
Daß ihn der andre leiten soll.

¹ „Muß“ hier noch in seiner ältesten, auch bei Sebastian Brant bezeugten Bedeutung: „contingit. es begegnet“.

„Dir“, spricht der Lahme, „beizustehen?
 Ich armer Mann kann selbst nicht gehen;
 Doch scheint's, daß du zu einer Last
 Noch sehr gesunde Schultern hast.

„Entschließe dich mich fortzutragen,
 So will ich dir die Stege sagen:
 So wird dein starker Fuß mein Bein,
 Mein helles Auge deines sein.“

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
 Sich auf des Blinden breiten Rücken.
 Vereint wirkt also dieses Paar,
 Was einzeln keinem möglich war.

* * *

Du hast das nicht, was andre haben,
 Und andern mangeln deine Gaben;
 Aus dieser Unvollkommenheit
 Entspringet die Geselligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
 Die die Natur für mich erwählte,
 So würd' er nur für sich allein
 Und nicht für mich bekümmert sein.

Beschwer' die Götter nicht mit Klagen!
 Der Vorteil, den sie dir versagen
 Und jenem schenken, wird gemein;
 Wir dürfen nur gesellig sein.



Der Hund.

Phylax, der so manche Nacht
 Haus und Hof getreu bewacht
 Und oft ganzen Diebesbanden
 Durch sein Bellen widerstanden;
 Phylax, dem Lips Tullian¹,
 Der doch gut zu stehlen wußte,
 Selber zweimal weichen mußte,
 Diesen fiel ein Fieber an.

¹ Lips Tullian, seiner Zeit ein berühmter Räuber (er hieß eigentlich

Alle Nachbarn gaben Rat,
 Krummholzlöl und Mithridat¹
 Mußte sich der Hund bequemen
 Wider Willen einzunehmen.
 Selbst des Nachbar Gastwirts Müh',
 Der vordem in fremden Landen
 Als ein Doktor ausgestanden²,
 War vergebens bei dem Vieh.

Raum erscholl die schlimme Post,
 Als von ihrer Mittagskost
 Alle Brüder und Bekannten,
 Phylax zu besuchen, rannten.
 Pantelon, sein bester Freund,
 Reckt' ihm an dem heißen Munde.
 „O!“ erseufzt' er, „bittere Stunde!
 O! wer hätte das gemeint?“

„Ach!“ rief Phylax, „Pantelon!
 Ist's nicht wahr, ich sterbe schon?
 Hätt' ich nur nichts eingenommen,
 Wär' ich wohl davon gekommen.
 Sterb' ich Armster so geschwind,
 O! so kannst du sicher schreien,
 Daß die vielen Arzeneien
 Meines Todes Quelle sind.

„Wie zufrieden schließ' ich ein,
 Sollt' ich nur so manches Bein,
 Das ich mir verscharren müssen,
 Vor dem Tode noch genießen!
 Dieses macht mich kummervoll,
 Daß ich diesen Schatz vergessen,
 Nicht vor meinem Ende fressen,
 Auch nicht mit mir nehmen soll.

von Schönknecht und war der Sohn des Stadthauptmanns von Straßburg), wurde 1715 mit vier Spießgesellen in Dresden hingerichtet.

¹ Mithridat, ein ehemals berühmtes, jetzt aber außer Gebrauch gekommenes Universalmittel, das vom König Mithridates Eupator erfunden sein soll.

² Ausstehe(n), d. h. die Lehrzeit bei einem Meister beenden. (Das Doktern wurde noch bis in unser Jahrhundert als Handwerk angesehen und erlernt.) Dialektisch auch für „konfirmiert werden“.

„Liebst du mich und bist du treu,
 O! so hole sie herbei;
 Eines wirfst du bei den Linden
 In dem Gartenthore finden;
 Eines, lieber Pantelon!
 Hab' ich nur noch gestern Morgen
 In dem Winterreis verborgen;
 Aber friß mir nichts davon.“

Pantelon war fortgerannt,
 Brachte treulich, was er fand;
 Phylax roch, bei schwachem Mute,
 Noch den Dunst von seinem Gute.
 Endlich, da sein Auge bricht,
 Spricht er: „Laß mir alles liegen!
 Sterb' ich, so sollst du es kriegen;
 Aber, Bruder! eher nicht.“

„Sollt' ich nur so glücklich sein
 Und das schöne Schinkenbein,
 Das ich — — doch ich mag's nicht sagen,
 Wo ich dieses hingetragen.
 Wird' ich wiederum gesund,
 Will ich dir, bei meinem Leben,
 Auch die beste Hälfte geben;
 Ja du sollst — —“ Hier starb der Hund.

* * *

Der Geizhals bleibt im Tode karg.
 Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
 Und tausend wirft er mit Entsetzen
 Nach den mit Augst verwahrten Schätzen.
 O schwere Last der Eitelkeit!
 Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
 Sucht man sich Güter zu erwerben;
 Verdient ein solches Glück wohl Reid?



Der Prozeß.

Ja, ja, Prozesse müssen sein!
 Gesezt, sie wären nicht auf Erden,
 Wie könnt' alsdann das Mein und Dein
 Bestimmt und entschieden werden?
 Das Streiten lehrt uns die Natur;
 Drum, Bruder, recht' und streite nur.
 Du siehst, man will dich übertäuben:
 Doch gib nicht nach, seh' alles auf
 Und laß dem Handel seinen Lauf;
 Denn Recht muß doch Recht bleiben.

* * *

„Was spricht Ihr, Nachbar? Dieser Rain,
 Der sollte, meint Ihr, Euer sein?
 Nein, er gehört zu meinen Hufen.“

„Nicht doch, Gevatter! nicht, Ihr irrt;
 Ich will Euch zwanzig Zeugen rufen,
 Von denen jeder sagen wird,
 Daß lange vor der Schwedenzeit — —“

„Gevatter, Ihr seid nicht gescheit!
 Versteht Ihr mich? Ich will's Euch lehren,
 Daß Rain und Gras mir zugehören.
 Ich will nicht eher sanfte ruhn;
 Das Recht, das soll den Ausspruch thun.“
 So saget Runz, schlägt in die Hand
 Und rückt den spitzen Hut die Quere.
 „Ja, eh' ich diesen Rain entbehre,
 So meid' ich lieber Gut und Land.“
 Der Born bringt ihn zu schnellen Schritten,
 Er eilet nach der nahen Stadt.
 Mein Herr Glimpf, sein Advokat,
 War kurz zuvor ins Amt geritten.
 Er läuft und holt Herr Glimpfen ein.
 Wie, spricht ihr, kann das möglich sein?
 Runz war zu Fuß und Glimpf zu Pferde.
 So glaubt ihr, daß ich lügen werde?
 Ich bitt' euch, stellt das Reden ein,

Sonst werd' ich, diesen Schimpf zu rächen,
Gleich selber mit Herr Glimpsen sprechen.

Ich sag' es noch einmal, Runz holt Herr Glimpsen ein,
Greift in den Baum und grüßt Herr Glimpsen.
„Herr!“ fängt er ganz erbittert an,
„Mein Nachbar, der insanie Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen,
Der, denkt nur! spricht, der schmale Rain,
Der zwischen unsern Feldern lieget,
Der, spricht der Narr, der wäre fein.
Allein, den will ich sehn, der mich darum betrüget.
Herr!“ fuhr er fort, „Herr, meine beste Ruh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O, dient mir wider ihn und helst die Sach' entscheiden.“

„Kein Mensch“, versetzt Herr Glimpf, „dient freudiger als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das größte Recht in Händen;
Aus Euren Reden zeigt es sich.
Genug, verklagt den Ungestimmen!
Ich will mich zwar nicht selber rühmen,
Dies thut kein ehrlicher Jurist;
Doch dieses könnt Ihr leicht erfahren,
Ob ein Prozeß seit zwanzig Jahren
Von mir verloren worden ist?
Ich will Euch Eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! Ihr sollt sie nicht verlieren.“
Glimpf reutet fort. „Herr!“ ruft ihm Runz noch nach,
„Ich halte, was ich Euch versprach.“

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geschrieben,
Das halbe Dorf muß in das Amt;
Man eilt, die Zeugen abzuhören,
Und fünfundzwanzig müssen schwören,
Und diese schwören insgesamt,
Daß, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rain ihm gar nicht zugehört.

„Ei, Runz, das Ding geht ziemlich schlecht!
 Ich weiß zwar wenig von dem Rechte;
 Doch im Vertraun gered't, ich dächte,
 Du hättest nicht das größte Recht.“

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laßt es widrig klingen!
 Glimpf muntert den Klienten auf:
 „Laßt dem Prozesse seinen Lauf,
 Ich schwör' Euch, endlich durchzudringen;
 Doch —“

„Herr, ich hör' es schon, ich will das Geld gleich bringen.“
 Runz borgt manch Kapital. Fünf Jahre währt der Streit;
 Allein warum so lange Zeit?
 Dies, Leser, kann ich dir nicht sagen,
 Du mußt die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O seht doch, Runz gewinnt!
 Er hat zwar viel dabei gelitten;
 Allein, was thut's, daß Haus und Hof verstritten
 Und Haus und Hof schon angeschlagen¹ sind?
 Genug, daß er den Raim gewinnt.
 „O!“ ruft er, „lernt von mir, den Streit aufs Höchste treiben;
 Ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!“



Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloßem Degen
 In eines reichen Mannes Haus
 Und bat sich, wie die Bettler pflegen,
 Nur eine kleine Wohlthat aus.
 „Ich“, sprach er, „kenn' Ihr christlich Herze;
 Sie sorgen gern für andrer Heil
 Und nehmen mit gerechtem Schmerze
 An Jhres Nächsten Glend teil.
 Ich weiß, mein Flehn wird Sie bewegen!
 Sie sehn, ich fordre nichts mit Unbescheidenheit;
 Nein, ich verlasse mich (hier wies er ihm den Degen),
 Allein auf Jhre Gütigkeit.“

* * *

¹ Anschlagungen, d. h. zum gerichtlichen Verlaufe tagieren.

Dies ist die Art lobgieriger Stribenten,
 Wenn sie um unsern Beifall flehn;
 Sie geben uns mit vielen Komplimenten
 Die harte Forderung zu verstehn.
 Der Autor will den Beifall nicht expresseu;
 Nein, er verläßt sich bloß auf unsre Willigkeit;
 Doch, daß wir diese nicht vergessen,
 So zeigt er uns zu gleicher Zeit
 In beiden Händen Krieg und Streit.

—*:*—

Das Pferd und die Bremse.

Ein Gaul, der Schmuck von weißen Pferden,
 Von Schenkeln leicht, schön von Gestalt
 Und, wie ein Mensch, stolz in Geberden,
 Trug seinen Herrn durch einen Wald,
 Als mitten in dem stolzen Gange
 Ihm eine Bremse' entgegenzog
 Und durstig auf die nasse Stange
 An seinem blanken Baume flog.
 Sie leckte von dem heißen Schaume,
 Der heischt am Gebisse floß;
 „Geschmeiße!“ sprach das wilde Roß,
 „Du scheust dich nicht vor meinem Baume?
 Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
 Wie? darfst du wohl ein Pferd erbittern?
 Ich schüttle nur, so mußt du zittern.“
 Es schüttelte; die Bremse wich.

Alein sie suchte sich zu rächen;
 Sie flog ihm nach, um ihn zu stechen,
 Und stach den Schimmel in das Maul.
 Das Pferd erschrak und blieb vor Schrecken
 In Wurzeln mit dem Eisen stecken
 Und brach ein Bein; hier lag der stolze Gaul.

* * *

Auf sich den Haß der Niedern laden,
 Dies stürzet oft den größten Mann,
 Wer dir als Freund nicht nützen kann,
 Kann allemal als Feind dir schaden.



Die Reise.

Einst machte durch sein ganzes Land
 Ein König den Befehl bekannt,
 Daß jeder, der ein Amt erhalten wollte,
 Gewisse Zeit auf Reisen gehen sollte,
 Um sich in Künsten umzusehn.
 Er ließ genaue Karten stechen
 Und gab dazu noch jedem das Versprechen,
 Ihn, würd' er nur, soweit er könnte, gehn,
 Mit dem Vermögen seiner Schätze
 Alsdann auf Reisen beizustehn.
 Es war das deutlichste Geseze,
 Das jemals noch die Welt gesehn;
 Doch weil die meisten sich vor dieser Reise scheuten,
 So sah man viele Dunkelheit.
 Die Liebe zu sich selbst und zur Bequemlichkeit
 Half das Gesez sehr sinnreich deuten;
 Und jeder gab ihm den Verstand,
 Den er bequem für seine Neigung fand;
 Doch alle waren eins, daß man gehorchen mußte.

Man machte sich die Karten bald bekannt,
 Damit man doch der Länder Gegend wüßte.
 Sehr viele reisten nur im Geist
 Und überred'ten sich, als hätten sie gereist.
 Noch andre schafften das Geräte
 Zu ihrer Reise fleißig an
 Und glaubten, wenn man nur stets reisefertig thäte,
 So hätte man die Reise schon gethan.
 Sehr viele fingen an zu eilen,
 Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
 Sie reisten, aber wenig Meilen,
 Und meinten, dem Befehl sei nun genug gesehn.

Noch andre suchten auf den Reisen
 Noch mehr Gehorsam zu beweisen
 Als den, den das Gesetz befahl;
 Sie reisten nicht durch grüne Felder,
 O nein! sie suchten finstre Wälder
 Und reisten unter Furcht und Qual;
 Behängten sich mit schweren Bürden
 Und glaubten, wenn sie ausgezehrt
 Und siech und krank zurücke kommen würden,
 So wären sie des besten Amtes wert;
 Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
 Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt gethan,
 Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
 Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör' ich manchen klagen,
 Ist nicht dies Märchen ausgedacht!
 Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vorzusagen,
 Die man kaum Kindern glaublich macht?
 Wo gibt es wohl so stumpfe Köpfe,
 Als uns der Dichter vorgestellt?
 Dies sind unsinnige Geschöpfe
 Und nicht Bewohner unsrer Welt.
 O Freund! was zankst du mit dem Dichter?
 Sieh' doch die meisten Christen an;
 Betrachte sie, und dann sei Richter,
 Ob dieses Bild unglaublich heißen kann.



Das Testament.

Philemon, der bei großen Schätzen
 Ein edelmütig Herz besaß
 Und, andrer Mangel zu ersehen,
 Den eignen Vorteil gern vergaß;
 Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
 So willig er auch war, den Neidern beizustehen.
 Zween Nachbarn haßten ihn, zween Nachbarn ruhten nie,
 Auf's schimpflichste von ihm zu sprechen.

Warum? Er war beglückt und glücklicher als sie;
Ist dies nicht schon ein groß Verbrechen?
Die Freunde rieten ihm, sich für den Schimpf zu rächen.
„Nein“, sprach er, „laßt sie neidisch schmähn,
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wieviel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.“

Er stirbt. Man find't sein Testament
Und liest: „Ich will, daß einst, nach meinem Sterben,
Mein hinterlassnes Gut die beiden Nachbarn erben,
Weil sie dies Gut mir nicht gegönnt.“
So mancher Freund verwünscht dies Testament!
„Wie? konnt' ich ihn nicht auch beneiden?
Mir gibt er nichts und alles diesen beiden?“

Die beiden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen.
Denn damals wußte man nicht recht zu prozessieren,
Sonst hätten beide nichts gekriegt;
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Sel'gen nicht!
„Er war die Großmut selbst, er war der Zeiten Licht.
Und alles dies des Testamentes wegen;
Denn eh' er starb, war er's noch nicht.“

Sind unsre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weilt entzückt
Dem reichen Kasten Ruh' und Leben.
Er hütet ihn mit farger Hand
Und wacht, wenn andre schnarchend liegen,
Und wünscht mit Thränen sich Verstand,
Die schlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böse Traum' erschreckt,
Als ob man ihn bestohlen hätte,
Mit schnellen Füßen aus dem Bette
Und sucht den Ort, wo er den Schatz versteckt.
Er martert sich mit tausend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu sehn,
Und nimmt aus Geiz sich die Hälfte zu verborgen,
Und läßt den, den er rief, doch leer zurücke gehn.

Arm hatt' er sich noch satt gegessen;
 Reich hungert' er bei halbem Essen,
 Und schnitt das Brot, das er den Seinen gab,
 Mit Klagen über Gott und über Teuring ab,
 Und ward mit jedem neuen Tage
 Der Seinen Last und seine Plage.

Der andre Nachbar lachte fein.
 „Der Thorheit“, sprach er, „will ich wehren;
 Was ich geerbt, will ich verzehren
 Und mich des Segens recht erfreun.“
 Er hielt sein Wort und sah in wenig Jahren
 Sein vieles Geld in fremder Hand;
 Durch Gassen, wo er sonst stolz auf und ab gefahren,
 Schlich ikt sein Fuß ganz unbekannt.
 „Ach!“ sprach er zu dem andern Erben,
 „Philemon hat es wohl gedacht,
 Daß uns der Reichtum wird verderben;
 Drum hat er uns sein Gut vermacht.
 Du hungerst karg, ich hab' es durchgebracht.
 Wir waren wert, den Reichtum zu besitzen;
 Denn keiner wußt' ihn recht zu nützen.



Damötas und Phyllis.¹

Damötas war schon lange Zeit
 Der jungen Phyllis nachgegangen;
 Noch konnte seine Zärtlichkeit
 Nicht einen Kuß von ihr erlangen.
 Er bat, er gab sich alle Müß';
 Doch seine Spröde hört' ihn nie.

Er sprach: „Zwei Bänder geb' ich dir,
 Auch soll kein Warten mich verdrießen;
 Versprich nur, schöne Phyllis, mir,
 Mich diesen Sommer noch zu küssen.“
 Sie sieht sie an, er hofft sein Glück;
 Sie lobt sie, und gibt sie zurück.

¹ Ursprünglich ein Hochzeitsgebiht in fremdem Namen. Die Grundidee ist dieselbe wie im Schäferspiel „Sylvia“.

Er bot ein Lamm, noch zwei darauf,
Dann zehn, dann alle seine Herden.
So viel? Dies ist ein teurer Kauf.
Nun wird sie doch gewonnen werden?
Doch nichts nahm unsre Phyllis ein;
Mit finst'rer Stirne sprach sie: „Nein!“

„Wie?“ rief Damötas ganz erhitzt,
„So willst du ewig widerstreben?
Gut, ich verbiete dir anicht,
Mir jemals einen Kuß zu geben.“
„O!“ rief sie, „fürchte nichts von mir,
Ich bin dir ewig gut dafür.“

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungeküßt zu seinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bei seinen Herden eingeschlafen;
Er schlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bei dem Schäfer stehn.

„Wie rot“, spricht Phyllis, „ist sein Mund!
Bald dürst' ich mich zu was entschließen.
O, thäte nicht sein böser Hund,
Ich müßte diesen Schäfer küssen.“
Sie geht; doch da sie gehen will,
So steht sie vor Verlangen still.

Sie sieht sich dreimal schüchtern um,
Und sucht die Zeugen, die sie scheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln stumm
Und lockt ihn freundlich auf die Seite;
Sie sinnt, bis daß sie, ganz verzagt,
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier steht nunmehr das gute Kind;
Allein sie kann sich nicht entschließen.
Doch nein, ikt bückt sie sich geschwind
Und wagt's, Damöten sanft zu küssen.
Sie gibt ihm drauf noch einen Blick
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie süße muß ein Kuß nicht sein!
 Denn Phyllis kommt noch einmal wieder,
 Scheint milder sich als erst zu scheun
 Und läßt sich bei dem Schäfer nieder;
 Sie küßt und nimmt sich nicht in acht,
 Sie küßt ihn, und Damöt erwacht.

„O!“ fing Damöt halb schlafend an,
 „Mißgönnst du mir die sanfte Stunde?“
 „Dir“, sprach sie, „hab’ ich nichts gethan,
 Ich spielte nur mit deinem Hunde;
 Und überhaupt, es steht nicht fein,
 Ein Schäfer und stets schläfrig sein.

„Jedoch, was gibst du mir, Damöt?
 So sollst du mich zum Scherze küssen.“
 „Nun“, sprach der Schäfer, „ist’s zu spät,
 Du wirst an mich bezahlen müssen.“
 Drauf gab die gute Schäferin
 Um einen Kuß zehn Küsse hin.



Die Widersprecherin.

Ismene hatte noch, bei vielen andern Gaben
 Auch diese, daß sie widersprach.
 Man sagt es überhaupt den guten Weibern nach,
 Daß alle diese Tugend haben;
 Doch, wenn’s auch tausendmal der ganze Weltkreis spricht,
 So halt’ ich’s doch für ein Gedicht.
 Und sag’ es öffentlich, ich glaub’ es ewig nicht.
 Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt,
 Ich hab’ es oft versucht und manche schön genannt,
 So häßlich sie auch war, bloß, weil ich haben wollte,
 Daß sie mir widersprechen sollte;
 Allein sie widersprach mir nicht.
 Und also ist es falsch, daß jede widerspricht.
 So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Izt komm’ ich wieder zu Ismenen.
 Ismenen sagte man’s nicht aus Verleumdung nach;
 Es war gewiß, sie widersprach.

Einst saß sie mit dem Mann bei Tische;
 Sie aßen unter andern Fische,
 Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
 „Mein Engel“, sprach der Mann, „mein Engel, ist mir recht.
 So ist der Fisch nicht gar zu blau gefotten.“
 „Das“, rief sie, „hab’ ich wohl gedacht;
 So gut man auch die Anstalt macht,
 So finden Sie doch Grund, der armen Frau zu spotten.
 Ich sag’ es Ihnen kurz, der Hecht ist gar zu blau.“
 „Gut“, sprach er, „meine liebe Frau,
 Wir wollen nicht darüber streiten,
 Was hat die Sache zu bedeuten?“

So wie dem welschen Hahn, dem man was Rotes zeigt,
 Der Born den Augenblick in Nas’ und Lefzen steigt,
 Sie rot und blau durchströmt, lang auseinander treibet,
 In beiden Augen blizt, sich in den Flügeln sträubet,
 In alle Federn dringt und sie gen Himmel kehrt,
 Und zitternd, mit Geschrei und Poltern aus ihm fährt:
 So schießt Ismenen auch, da dies ihr Liebster spricht,
 Das Blut den Augenblick in ihr sonst blaß Gesicht;
 Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
 Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
 Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Born empor
 Und stieß, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
 Drauf fing sie zitternd an: „Ich, Mann! ich, deine Frau,
 Ich sag’ es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.“
 Sie nimmt das Glas und trinkt. O, laßt sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht und sagt kein Wort;
 Kaum aber ist ihr Liebster fort,
 So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
 Wie konnt’ es anders sein? Gleich auf den Born zu trinken!

Ein plötzliches Geschrei bewegt das ganze Haus;
 Man bricht der Frau die Daumen aus;¹
 Man streicht sie kräftig an; kein Balsam will sie stärken.
 Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.

¹ Den Daumen der zusammengekrampften Hand zurückzubrechen und so die Hand zu öffnen war ein beliebtes Mittel bei epileptischen Anfällen.

Man nimmt versengtes Haar und hält's ihr vor's Gesicht;
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht!

Nichts kann den Geist ihr wiedergeben.

Man ruft den Mann; er kommt und schreit: „Du stirbst, mein
Leben!

Du stirbst? Ich armer Mann! Ach! meine liebe Frau,
Wer hieß mich dir doch widerstreben!

Ach, der verdamnte Fisch! Gott weiß, er war nicht blau.“

Den Augenblick bekam sie wieder Leben.

„Blau war er“, rief sie aus, „willst du dich noch nicht geben?“

So that der Geist des Widerspruchs
Mehr Wirkung als die Kraft des heftigsten Geruchs!



Das Heupferd oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Weltens Hand
Zu hoch gebäumt und schlecht bespannt,
Konnt' endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenspruch,
Ein zehnmahl wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitsche Schlagen,
Zu schwach bei diesem schweren Wagen.

Ein Heupferd, das bei der Gefahr
Zu oberst auf dem Wiesbaum¹ war,
Sprang drauf herab und sprach mit Lachen:
„Ich will's dem Viehe leichter machen.“

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
„Gi“, rief das Heupferd ganz entzückt.
„Du, Fuhrmann, wirst an mich gedenken;
Fahr' fort! den Dank will ich dir schenken.“



¹ = Heubaum, zur Befestigung des hochgeladenen Heues auf dem Wagen
Das Wort wird gewöhnlich von „Wiese“ abgeleitet.

Semnon und das Orakel.

Sein künft'g Schicksal zu erfahren,
 Gilt Semnon voll Begier zum delphischen Altar.
 Die Gottheit weigert sich, ihm das zu offenbaren,
 Was über ihn verhänget war.
 Sie spricht: „Du wirst ein großes Glück genießen;
 Doch wird's dein Unglück sein, sobald du es wirst wissen.“

Ist Semnon's Neugier nun vergnügt?
 Nichts weniger! Nur mehr wächst sein Verlangen.
 „O Gottheit“, fährt er fort, „wenn Bitten dich besiegt,
 So laß mich größres Licht von meinem Glück empfangen!“
 So traut der Mensch und traut zugleich auch nicht.
 Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weil's die Gottheit jaget,
 Nein, weil er's schon gewünscht, eh' er sie noch gefraget.
 Doch glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
 O nein! denn dieses wünscht er nicht.
 Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
 Kurz, Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.

„Du wirst“, hub das Orakel an,
 „Durch deines Weibes Gunst den Zepter künft'g führen
 Und Völker, die dich dienen sahn,
 Dereinst durch einen Wink regieren.“

Gestärkt durch dieses Götterwort,
 Gilt, der als Pilgrim kam, als Prinz in Hoffnung fort,
 Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Größen
 Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwert entblößen.

Allein so froh er war, so war er's nicht genug.
 Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte,
 Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte;
 Die Ungewißheit war's, die ihn noch niederschlug.
 „Und“, sprach er, „wenn ich auch nun bald den Thron bestiegen,
 Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?“

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
 Zum delphischen Apoll sich noch einmal zu nah'n.

„O Thor“, versetzt Apoll, „euch Sterblichen zum Glück
 Verborg der Götter Schluß die Zukunft eurem Blicke.“

So wisse denn: in kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben."

Er that darauf im Kriege sich hervor
Und stieg aus einem niedern Stande
Zur höchsten Würd' im Vaterlande
Durch seine Tapferkeit empor.
Das ihm so günstige Geschick
Erfüllte des Orakels Sinn,
Und Semnon ward, bei immer größerem Glücke,
Der Liebling seiner Königin.
Sie schenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läßt ihn das Glück der Hoheit wenig schmecken.
Sein reizendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfüllt ihn halb mit Trost und halb mit Bitterkeit.
Izt wünscht er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Königs spröden Sinn,
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerin,
Sie gibt ihm heimlich Gift; er stirbt vor ihren Füßen.

Sagt, Menschen, ist's kein Glück, sein Schicksal nicht zu wissen?



Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen fällt ihm ein.
Es baut und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig sein.

Nun steht der Bau. O, welche Freude!
Doch ach! ein ungefahrer Stoß
Erschütterte plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reißen los.

Die Mutter kann im L'homberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Raum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind izt fühlt.

Doch wer wird gleich den Mut verlieren?
 Das Kind entschließt sich sehnsuchtsvoll,
 Ein neues Lustschloß aufzuführen,
 Das dem zerstörten gleichen soll.

Die Sehnsucht muß den Schmerz besiegen;
 Das erste Haus steht wieder da.
 Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
 Als es sein Haus von neuem sah!

Nun will ich mich wohl besser hüten,
 Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
 „Tisch!“ ruft das Kind, „laß dir gebieten
 Und stehe fest und wackle nicht!“

Das Haus bleibt unerschüttert stehen,
 Das Kind hört auf, sich zu erfreun;
 Es wünscht, es wieder neu zu sehen,
 Und reißt es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbestand der Güter,
 Du siehst dein eigen Herz nicht ein;
 Veränderlich sind die Gemüther,
 So mußten auch die Dinge sein.

Bei Gütern, die wir stets genießen,
 Wird das Vergnügen endlich matt;
 Und würden sie uns nicht entrißen,
 Wo fänd' ein neu Vergnügen statt?

—*:—

Die zärtliche Frau.

Wie alt ist nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
 Als ob dir, weibliches Geschlecht,
 Die Liebe nicht von Herzen ginge!
 Das Alter sang in diesem Ton;
 Von seinem Vater hört's der Sohn
 Und glaubt die ungereimten Dinge.

Verlaßt, o Männer, diesen Wahn,
 Und daß ihr ihn verlaßt, so hört ein Beispiel an,
 Daß ich für alle Männer singe.
 Du aber, die mich dichten heißt,
 Du, Liebe, stärke mich, daß mir ein Lied voll Geist,
 Ein überzeugend Lied gelinge!
 Und gib mir zu gesetzter Zeit
 Ein Weib von so viel Zärtlichkeit,
 Als diese war, die ich besinge!

* * *

Klarine liebt den treuesten Mann,
 Den sie nicht besser wünschen kann,
 Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde.
 Und wenn dir dies unglaublich scheint,
 So wisse nur, seit der beglückten Stunde,
 Die sie mit ihrem Mann vereint,
 War noch kein Jahr vorbei; nun glaubst du's doch, mein Freund?

Klarine kannte keine Freude,
 Kein größer Glück als ihren Mann;
 Sie liebte, was er liebgewann,
 Was eines wollte, wollten beide;
 Was ihm mißfiel, mißfiel auch ihr.
 O, sprichst du, so ein Weib, so eines wünscht' ich mir!
 Jawohl! Ich wünscht' es auch mit dir.
 Sei nur recht zärtlich eingenommen;
 Ihr Mann wird krank; vielleicht kannst du sie noch bekommen.
 Krank, sag' ich, wird ihr Mann, und recht gefährlich krank;
 Er quält sich viele Tage lang,
 Von ganzen Strömen Schweiß war sein Gesicht umflossen;
 Doch noch von Thränen mehr, die sie um ihn vergossen.
 „Tod!“ fängt sie ganz erbärmlich an,
 „Tod! wenn ich dich erbitten kann,
 Nimm lieber mich, als meinen Mann!“
 Wenn's nun der Tod gehöret hätte?
 Jawohl! er hört es auch; er hört Klarinens Not,
 Er kommt und fragt: „Wer rief?“ — „Hier!“ schreit sie,
 „Lieber Tod,
 Hier liegt er, hier in diesem Bette!“



Der zärtliche Mann.

Die ihr so eifersüchtig seid
 Und nichts als Unbeständigkeit
 Den Männern vorzurücken pfleget,
 O! Weiber, überwindet euch:
 Lest dies Gedicht und seid zugleich
 Beschämt und ewig widerleget.
 Wir Männer sind es ganz allein,
 Die einmal nur, doch ewig lieben;
 Uns ist die Treu' ins Blut geschrieben.
 Beweist es! Hör' ich alle schrein.
 Recht gut! es soll bewiesen sein.

* * *

Ein Liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
 Die alte Spötere! kein Kluger glaubt sie mehr.
 Nein, nein, die Weiber siechten alle,
 Wenn dieses Übel schädlich wär'.
 Genug, sie wird sehr krank. Der Mann wend't alles an,
 Was man von Männern fordern kann;
 Gilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuschütten;
 Er läßt für seine Frau in allen Kirchen bitten
 Und gibt noch mehr dafür, als sonst gebräuchlich war;
 Und doch vermehrt sich die Gefahr.
 Er ächzt, er weint und schreit, er will mit ihr verderben.
 „Ach, Engel“, spricht die Frau, „stell' deine Klagen ein!
 Ich werde mit Vergnügen sterben,
 Versprich mir nur, nicht noch einmal zu frein.“

Er schwört, sich keine mehr zu wählen.
 „Dein Schatten“, ruft er, „soll mich quälen,
 Wenn mich ein zweites Weib besiegt.“
 Er schwört. Nun stirbt sein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beschreiben,
 Der unsern Witwer überfällt?
 Er weiß vor Jammer kaum zu bleiben;
 Zu eng ist ihm sein Haus, zu klein ist ihm die Welt.
 Er opfert seiner Frau die allertreuesten Klagen,
 Bleibt ohne Speiß' und Trank, sucht keine Lagerstatt;

Er klagt und ist des Lebens satt.
 Indes befiehlt die Zeit, sie in das Grab zu tragen.
 Man legt der Seligen ihr schwarzes Brautkleid an;
 Der Witwer tritt bethrünt an ihren Sarg hinan.
 „Was?“ fängt er plötzlich an zu fluchen,
 „Was Henter, was soll dieses sein?
 Für eine tote Frau ein Brautkleid auszufuchen?
 Geseht, ich wollte wieder frein,
 So müßt' ich ja ein neues machen lassen.“

Ihr Leute kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid
 Und laßt dem armen Witwer Zeit!
 Er wird sich mit der Zeit schon fassen.



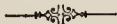
Die Spinne.

Hochmütig über ihre Künste
 Warf vom durchsichtigen Gespinste
 Die Spinne manchen finstern Blick
 Auf einen Seidenwurm zurück;
 So aufgebläht wie ein Pedant,
 Der ikt, von seinem Wert erhibet,
 In Werken seiner eignen Hand
 Bis an den Bart vergraben sitzet
 Und auf den Schüler, der ihn grüßt,
 Den Blick mit halben Augen schießt.

Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
 Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
 Sieht dieser Spinne lange zu
 Und fragt zuletzt: „Was webst denn du?“
 „Unwissender!“ läßt sich die Spinn' erbittert hören,
 „Du kannst mich noch durch solche Fragen stören?
 Ich webe für die Ewigkeit!“

Doch kaum erteilte sie den trohigen Bescheid,
 So reißt die Magd, mit Borsten in den Händen,
 Von den noch nicht gepukten Wänden
 Die Spinne nebst der Ewigkeit.

Die Kunst sei noch so groß, die dein Verstand besizet,
 Sie bleibt doch lächerlich, wenn sie der Welt nicht nützet.
 „Verdient“, ruft ein Pedant, „mein Fleiß denn keinen Dank?“
 Nein! denn er hilft nichts mehr als andrer Müßiggang.



Die Biene und die Henne.

„Nun Biene“, sprach die träge Henne,
 „Dies muß ich in der That gestehn,
 So lange Zeit, als ich dich kenne,
 So seh' ich dich auch müßig gehn.
 Du sinnst auf nichts als dein Vergnügen;
 Im Garten auf die Blumen fliegen
 Und ihren Blüten Saft entziehen,
 Mag eben nicht so sehr bemühn.
 Bleib' immer auf der Nester sitzen,
 Dann fliege zu dem Rosenstrauch.
 Wär' ich, wie du, ich thät' es auch.
 Was brauchst du andern viel zu nützen?
 Genug, daß wir so manchen Morgen
 Mit Eiern unser Haus versorgen.“

„O“, rief die Biene, „spotte nicht!
 Du denkst, weil ich bei meiner Pflicht
 Nicht so, wie du bei einem Eie,
 Aus vollem Halse zehnmal schreie:
 So, denkst du, wär' ich ohne Fleiß.
 Der Bienenstoß sei mein Beweis,
 Wer Kunst und Arbeit besser kenne,
 Ich oder eine träge Henne?
 Denn, wenn wir auf den Blumen liegen,
 So sind wir nicht auf uns bedacht;
 Wir sammeln Saft, der Honig macht,
 Um fremde Zungen zu vergnügen.
 Macht unser Fleiß kein groß Geräusch,
 Und schreien wir bei warmen Tagen,
 Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
 Uns nicht, wie du im Nester, heiß¹“

¹ heiß = rauh. Jetzt nur noch die fortgebildete Form „heißer“ gebräuchlich

So präge dir es igund ein:
 Wir hassen allen stolzen Schein,
 Und wer uns kennen will, der muß in Rost¹ und Ruchen
 Fleiß, Kunst und Ordnung untersuchen.

Auch hat uns die Natur beschenkt
 Und einen Stachel eingesenkt,
 Mit dem wir die bestrafen sollen,
 Die, was sie selber nicht verstehn,
 Doch meistern und verachten wollen:
 Drum, Henne! rat' ich dir, zu gehn."

* * *

O Spötter, der mit stolzer Miene,
 In sich verliebt, die Dichtkunst schilt,
 Dich unterrichtet dieses Bild.
 Die Dichtkunst ist die stille Biene;
 Und willst du selbst die Henne sein,
 So trifft die Fabel völlig ein.
 Du fragst, was nützt die Poesie?
 Sie lehrt und unterrichtet nie.
 Allein wie kannst du doch so fragen?
 Du siehst an dir, wozu sie nützt:
 Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
 Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.



Der süße Traum.

Mit Träumen, die uns schön betrügen,
 Erfreut den Timon einst die Nacht;
 Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
 An das er wachend kaum gedacht.
 Er sieht, aus seines Bette Mitte
 Steigt schnell ein großer Schatz herauf,
 Und schnell baut er aus seiner Hütte
 Im Schlasfe schon ein Lustschloß auf.

¹ Rost für das gewöhnlichere Roß = Honigwabe.

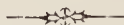
Sein Vorfaal wimmelt von Klienten,
 Und, unbekleidet am Kamin,
 Läßt er, die ihn vordem kaum nannten,
 In Ehrfurcht icht auf sich verziehn.
 Die Schöne, die ihn oft im Wachen
 Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
 Muß Timons Glück vollkommen machen;
 Denn träumend sieht er sich geliebt.
 Er sieht von Doris sich umfassen
 Und rußt, als dies ihm träumt, vergnügt,
 Er lallt: „O Doris, mein Verlangen!
 Hat Timon endlich dich besiegt?“

Sein Schlafgeselle hört ihn lassen;
 Er hört, daß ihn ein Traum verführt,
 Und thut ihm liebeich den Gefallen
 Und macht, daß sich sein Traum verliert.
 „Freund“, rußt er, „laß dich nicht betrügen,
 Es ist ein Traum, ermuntre dich!“
 „O, böser Freund, um welch Vergnügen“,
 Klagt Timon ängstlich, „bringst du mich!
 Du machest, daß mein Traum verschwindet;
 Warum entziehst du mir die Lust?
 Genug, ich hielt sie für gegründet
 Weil ich den Irrtum nicht gewußt.“

* * *

Oft quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
 Mit eurer Dienstbeflissenheit;
 Oft seid ihr unsrer Ruhe Feinde,
 Indem ihr unsre Lehrer seid.
 Wer heißt euch uns den Irrtum rauben,
 Den unser Herz mit Lust besitzt,
 Und der, so heftig wir ihn glauben,
 Uns dennoch minder schad't, als nützt?
 Der wird die halbe Welt bekriegen,
 Wer allen Wahn der Welt entzieht.
 Die meisten Arten von Vergnügen
 Entstehen, weil man dunkel sieht.
 Was denkt der Held bei seinen Schlachten?
 Er denkt, er sei der größte Held.

Gönnt ihm die Lust, sich hochzuachten,
 Damit ihm nicht der Mut entfällt.
 Geht, fragt: Was denkt wohl Uebelheide?
 Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu.
 Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude
 Und laßt das arme Weib dabei.
 Was glaubt der Ehmann von Lisetten?
 Er glaubt, daß sie die Keuschheit ist.
 Er irrt; ich wollte selber wetten;
 Doch schweigt, wenn ihr es besser wißt.
 Was denkt der Philosoph im Schreiben?
 Mich liebt der Hof, mich ehrt die Stadt!
 Er irrt! doch laßt ihn irrig bleiben,
 Damit er Lust zum Denken hat.
 Durchsucht der Menschen ganzes Leben,
 Was treibt zu großen Thaten an?
 Was pflegt uns Ruh' und Trost zu geben?
 Sehr oft ein Traum, ein süßer Wahn.
 Genug, daß wir dabei empfinden!
 Es sei auch tausendmal ein Schein!
 Sollt' aller Irrtum ganz verschwinden,
 So wär' es schlimm, ein Mensch zu sein.



Der Reisende.

Ein Wandrer hat den Gott der Götter,
 Den Zeus, bei ungestümen Wetter
 Um stille Lust und Sonnenschein.
 Umsonst! Zeus läßt sich nicht bewegen;
 Der Himmel stürmt mit Wind und Regen;
 Denn stürmisch sollt' es heute sein.

Der Wandrer seht mit bitt'rer Klage,
 Daß Zeus mit Fleiß die Menschen plage,
 Die saure Reise mühsam fort.
 So oft ein neuer Sturmwind wüthet
 Und schnell ihm, still zu stehn, gebietet,
 So oft ertönt ein Lästerwort.

Ein naher Wald soll ihn beschirmen;
 Er eilt, dem Regen und den Stürmen
 In diesem Holze zu entgehn;
 Doch eh' der Wald ihn aufgenommen,
 So sieht er einen Räuber kommen
 Und bleibt vor Furcht im Regen stehn.

Der Räuber greift nach seinem Bogen,
 Den schon die Nässe schlaff gezogen;
 Er zielt und faßt den Pilger wohl.
 Doch Wind und Regen sind zuwider;
 Der Pfeil fällt matt vor dem darnieder,
 Dem er das Herz durchbohren soll.

„O Thor!“ läßt Zeus sich zornig hören,
 „Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
 Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
 Hätt' ich dir Sonnenschein gegeben,
 So hätte dir der Pfeil das Leben,
 Das dir der Sturm erhielt, geraubt“



Der erhörte Liebhaber.

Der größte Fehler in der Liebe,
 O Jüngling, ist die Furchtsamkeit;
 Was helfen dir die süßen Triebe
 Bei einer stummen Schüchternheit?
 Du liebst und willst es doch nicht wagen,
 Es deiner Schönen zu gestehn;
 Was deine Lippen ihr nicht sagen,
 Soll sie in deinen Augen sehn.
 Im stillen trägst du deinem Kinde¹
 Das Herz mit Ehrerbietung an
 Und wünschest, daß sie das empfinde,
 Was doch dein Mund nicht sagen kann.
 Du hörst nicht auf, sie hoch zu achten,
 Und ehrt sie durch Bescheidenheit;

¹ Kind im ältern Sprachgebrauch auch Jüngling, besonders aber „junges Mädchen“. Vgl. „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“.

Sie fühlt und läßt dich dennoch schmachten
 Und wartet auf Beständigkeit.
 Sie läßt dich in den Augen lesen,
 Wieviel dir dieser Vorzug nützt;
 Erst liebt sie dein bescheidenes Wesen
 Und endlich den, der es besitzt.
 Ein Jahr verfleigt; o, lacht des Blöden,
 Was hat er denn für seine Müß?
 Er darf mit ihr von Liebe reden
 Und wagt den ersten Kuß auf sie.
 Ein Jahr! und noch kein größer Glück?
 In Wahrheit, das ist lächerlich.
 Warum rief er beim ersten Blicke
 Nicht gleich: „Mein Kind, ich liebe dich!“
 Da lob' ich euch, ihr jungen Helden,
 Ihr wißt von keiner langen Pein;
 Ihr laßt euch bei der Schönen melden,
 Ihr kommt und seht und nehmt sie ein.
 Und euren Mut recht zu befehlen,
 Den ihr bei eurer Liebe fühlt,
 So will ich euch den Sieg erzählen,
 Den einst Jesmin sehr schnell erhielt.

* * *

Ein junger Mensch, der gütigst wollte,
 Daß jedes schöne Kind die Ehre haben sollte,
 Von ihm geliebt, von ihm geküßt zu sein,
 Jesmin, sah Sylvien, das heißt, sie nahm ihn ein.
 Er sah sie in dem Fenster liegen,
 Ward schnell besiegt und schwur, sie wieder zu besiegen.
 Die halbe Nacht verstrich, daß mein Jesmin nicht schlief;
 Er sann auf einen Liebesbrief,
 Schlug die Romane nach und trug die hellsten Flammen
 In einen Brief aus zwanzigen zusammen.
 Der Brief ward fortgeschickt, und für sein bares Geld
 Ward auch der Brief getren bestellt.
 Allein die Antwort will nicht kommen.
 Jesmin, vom Kummer eingenommen,
 Ergreift das Briefpapier und schreibet noch einmal.
 Er klagt der Schönen seine Qual,

Er red't von strengen Liebeskerzen,
 Von Augensonnen, heiß an Pein,
 Von Tigermilch, von diamantnen Herzen
 Und von der Hoffnung Nordlichtschein,
 Und schwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
 Sich bei Gelegenheit aus Liebe zu ermorden.

Getroßt, Jesmin, versiegle deinen Brief!
 So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief,
 So wird der Schönen Herz, eh' Nacht und Tag verfließen,
 Von deines Briefes Glut erweicht zerschmelzen müssen.
 Der Brief wird fortgeschickt und richtig überbracht.
 Jesmin thut manch Gebet an Venus' kleinen Knaben;
 Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte das gedacht!
 Das Mädchen muß ein Herz von Stahl und Eisen haben;
 Doch welcher Baum fällt auf den ersten Hieb?
 Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb,
 Und ihre Sprödigkeit ist ein verstecktes Wesen,
 Um nur von ihm mehr Briefe noch zu lesen.
 Wie könnte sie dem heißen Flehn
 Und, da sie ihn ohnlängst gepuht gesehn,
 Der reichen Weste widerstehn?

Ich weiß noch einen Rat, und dieser Rat wird glücken:
 Durch Verse kann man sehr entzücken;
 In Versen, mein Jesmin, in Versen schreib' an sie;
 Siegt du durch Verse nicht, Jesmin! so siegst du nie.
 Er folgt. O wünscht mit mir, daß ihm die Reime fließen!
 Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt gebat!
 Was konnte man auch anders schließen,
 Da seine Prosa schon so hoch und feurig war?

Kann hatte Sylvia das Heldenlied gelesen,
 So kam auch schon ein Gegenbrief.
 Man stelle sich nur vor, wie froh Jesmin gewesen,
 Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!
 Die schlaue Magd grüßt ihn galant.
 Er steht und hält den Brief entzückt in seiner Hand
 Und brennet vor Begier, den Inhalt bald zu wissen,
 Und kann vor Zärtlichkeit sich dennoch nicht entschließen,
 Das kleine Siegel abzuziehen;
 Er drückt den Brief an sich, er drückt und küßet ihn.

Die Magd kriegt ein Pistol¹ und schwört, ihm treu zu bleiben.
 Allein, was stund in diesem Schreiben,
 Als es Jesmin froh auseinander schlug?
 Kein Wörtchen mehr als dies: „Mein Herr, Sie sind nicht klug!“



Der glücklich gewordene Chemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
 Denn Hannchen war ein schönes Kind.
 Allein, je reizender die losen Mädchen sind,
 Um desto weniger kann man ihr Herz erwerben.
 Frontin erfuhr es wohl. Drei Jahre liebt' er sie;
 Allein umsonst war alle Müh'.
 Was that er endlich? Er verreiste
 Und ging (was kann wohl Ärgers sein?),
 Ging, sag' ich, mit dem bösen Geiste
 Ein Bündnis an dem Blocksberg ein;
 Ein Bündnis, daß er ihm zwei Jahre dienen wollte,
 Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen sollte.
 Sie werden hurtig eins und schließen ihren Kauf²;
 Der böse Geist gibt ihm die Hand darauf.
 Und ob er gleich die Welt sehr oft belogen
 Und Doktor Fausten selbst betrogen,
 So hielt er doch sein Wort genau.
 Frontin ward Hannchens Mann, und sie ward seine Frau.

Doch eh' vier Wochen sich verlieren,
 So fängt Frontin schon an, den Schwarzen zu citieren.
 „Ach!“ spricht er, da der Geist erscheint,
 „Ach! darf ich, lieber böse Feind,
 Noch einer Bitte mich erkühnen?
 Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
 Zwei Jahre, wie du weißt, zu dienen,
 Und dies erfüll' ich auch genau.
 Doch willst du mir mein Hannchen wieder nehmen,
 So soll mein Dienst ein Jahr verlängert sein.“

¹ Unter Pistolen verstand man in Deutschland früher alle goldnen Fünfstückerstücke.

² Kauf, s. v. w. Vertrag, Pakt.

Der Böse will sich nicht bequemen.
 Drauf geht Frontin die Frist noch zweimal ein;
 „Denn“, sprach er bei sich selbst, „so arg du immer bist,
 So weiß ich doch, daß Hannchen ärger ist.“



Der gütige Besuch.

Ein offner Kopf, ein muntre Geist,
 Kurz, einer von den feinen Leuten,
 Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
 Nie denken, ewig reden heißt,
 Die mit Gewalt es haben wollen,
 Daß Kluge närrisch werden sollen,
 Ein solcher Schwächer trat herein,
 Dem Dichter den Besuch zu geben¹.
 „O“, rief er, „welch ein traurig Leben!
 Wie? schlafen Sie denn nicht bei Ihren Büchern ein?
 So sind Sie denn so ganz allein
 Und müssen gar vor Langerweile lesen?
 Ich dacht' es wohl, drum kam ich so geschwind.“

„Ich bin“, sprach der Poet, „noch nie allein gewesen,
 Als seit der Zeit, da Sie zugegen sind.“

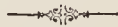


Der Arme und der Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
 Dem nichts als Geld und Güter fehlten,
 Rief, als ihn einst die Schulden quälten,
 Das Glück um seinen Beistand an.
 Das Glück, das seine liebsten Gaben
 Sonst immer für die Leute spart,
 Die von den Gütern besserer Art
 Nicht gar zu viel bekommen haben,
 Entschloß sich dennoch auf sein Flehn,
 Dem wackern Manne beizustehn,

¹ Besuch geben, erst im 18. Jahrhundert gebräuchlich, nach dem franz. donner visite.

Und ließ ihn in verborgnen Gründen
 Aus Geiz verscharrte Schätze finden.
 Er sieht darauf in kurzer Zeit
 Von seinen Schuldnern¹ sich befreit.
 Doch ist ihm wohl die Not benommen,
 Da statt der Schuldner Schmeichler kommen?
 So oft er trinkt, so oft er ißt,
 Kommt einer, der ihn durstig küßt,
 Nach seinem Wohlsin ängstlich fraget
 Und ihn mit Höflichkeit und List,
 Mit Loben und Bewundern plaget
 Und doch durch alles nichts, als daß ihn hungert, jaget.
 „O Glücke!“ rief Nret, „soll eins von beiden sein,
 Kann alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befrein:
 So will ich mich von Schuldnern lieber lassen,
 Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
 Vor jenen kann man doch zuweilen sicher sein,
 Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.“



Damokles.

Glaubt nicht, daß bei dem größten Glücke
 Ein Wütrich jemals glücklich ist;
 Er zittert in dem Augenblicke,
 Da er der Hoheit Frucht genießt.
 Bei aller Herrlichkeit stört ihn des Todes Schrecken
 Und läßt ihn nichts als teures Glend schmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys²
 Ein Schmeichler einstens glücklich pries
 Und aus dem Glanz der äußerlichen Ehre,
 Aus reichem Überfluß an Volk und Gold erwies,
 Daß sein Tyrann unendlich glücklich wäre, .
 Als dies Damokles einst gethan,
 Fing Dionys zu diesem Schmeichler an:

¹ Schuldner, wie öfter bei Gellert, s. v. w. Gläubiger.

² Dionysius der ältere, Tyrann von Syrakus (406–367 v. Chr.)

„So sehr mein Glück dich eingenommen,
So kennst du es doch unvollkommen;
Doch schmecktest du es selbst, wie würde dich's erfreun!
Willst du einmal an meiner Stelle sein?“
„Von Herzen gern!“ fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stuhl wird schnell für ihn herbeigebracht.
Er sitzt und sieht auf beiden Seiten
Der hohen größte Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wollust ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold schmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! so eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes wert zu sein.
Ein Wort! so fliegt die Menge schöner Knaben
Und sucht den Ruhm, dies Wort vollstreckt zu haben.

Von Wollust süß berauscht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt sich Damokles für beglückt.
„O Hoheit!“ ruft er aus, „könnt' ich dich ewig schmecken!“
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein scharfes Schwert an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt sein Herz mit Schrecken;
Er sieht die drohende Gefahr
Nah' über seinem Haupte schweben.
Der Glückliche fängt an zu beben,
Er sieht nicht mehr auf seines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;
Er langt nicht mehr nach den schmackhaften Speisen,
Er hört nicht mehr der Sängers sanfte Weisen.
„Ach!“ fängt er zitternd an zu schrein,
„Laß mich, o Dionys, nicht länger glücklich sein!“

—*~*—

Die beiden Hunde.

Daß oft die allerbesten Gaben
Die wenigsten Betwunderer haben,
Und daß der größte Teil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,

Dies Übel sieht man alle Tage.
 Allein, wie wehrt man dieser Pest?
 Ich zweifle, daß sich diese Plage
 Aus unsrer Welt verdrängen läßt.
 Ein einzig Mittel ist auf Erden;
 Allein, es ist unendlich schwer:
 Die Narren müßten weise werden,
 Und seht! sie werden's nimmermehr.
 Nie kennen sie den Wert der Dinge;
 Ihr Auge schließt, nicht ihr Verstand,
 Sie loben ewig das Geringe,
 Weil sie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn;
 Der eine von den beiden Tieren,
 Joli, verstund die Kunst, sich lustig aufzuführen,
 Und wer ihn sah, vertrug ihn gern.
 Er holte die verlorren Dinge
 Und spielte voller Ungeßüm.
 Man lobte seinen Scherz, belachte seine Sprünge;
 Seht, hieß es, alles lebt an ihm!
 Oft biß er mitten in dem Streicheln;
 So falsch und boshaft war sein Herz.
 Gleich fing er wieder an zu schmeicheln;
 Dann hieß sein Biß ein feiner Scherz.
 Er war verzagt und ungezogen;
 Doch ob er gleich zur Unzeit bellt' und schrie,
 So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen,
 Er hieß der lustige Joli.
 Mit ihm vergnügte sich Lisette,
 Er sprang mit ihr zu Tisch und Bette,
 Und beide teilten ihre Zeit
 In Schlaf, in Scherz und Lustbarkeit.
 Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz andern Wesen,
 Zum Wiße nicht ersehn, zum Scherze nicht erlesen,
 Sehr ernsthaft von Natur, doch wachsam um das Haus,
 Ging öfters auf die Jagd mit aus,

War treu und herzlich in Gefahr
 Und beßte nicht, als wenn es nötig war.
 Er stirbt. Man hört ihn kaum erwähnen;
 Man trägt ihn ungerühmt hinaus.
 Joli stirbt auch. Da fließen Thränen!
 Seht! ihn beklagt das ganze Haus,
 Die ganze Nachbarschaft bezeigt ihren Schmerz.

So gilt ein bißchen Wiß mehr als ein gutes Herz!



Selinde.

Das schönste Kind¹ zu ihren Zeiten,
 Selinde, reich an Lieblichkeiten,
 Schön, wenn ich also sagen mag,
 Schön wie das Morgenrot und heiter wie der Tag,
 Selinde soll sich malen lassen.
 Sie weigert sich; der Maler ließ nicht nach;
 Er bat, bis sie es ihm versprach,
 Und schwur, sie recht getreu zu fassen.
 Sie fragt, wieviel man ihm bezahlt?
 Ich hätte sie umsonst gemalt,
 Und hätt' ich ja was fordern sollen,
 So hätt' ich Küsse fordern wollen.

So schön Selinde wirklich war,
 So schön, und schöner nicht, stellt sie der Maler dar;
 Die kleinste Miene muß ihm glücken,
 Das Bild war treu und schön bis zum Entzücken,
 So reizend, daß es selbst der Maler hurtig küßt,
 Sobald sein Weib nicht um ihn ist.

Der Maler bringt sein göttliches Gesicht.
 Selinde sieht es an, erschrickt und legt es nieder.
 „Hier nehm' Er sein Gemälde wieder,
 Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
 Wer hieß Jhn so viel Schmeicheleien
 Und so viel Reiz auf meine Bildung streuen?

¹ S. oben, S. 49.

Erbildet ist der Mund, verschönert ist das Kinn.
 Kurz, nehm' Er nur sein Bildnis hin;
 Ich mag nicht schöner sein, als ich in Wahrheit bin.
 Vielleicht wollt' Er die Venus malen;
 Von dieser laß Er sich bezahlen."

So ist sie denn allein das Kind,
 Das schön ist, ohn' es sein zu wollen?
 Wie viele kenn' ich nicht, die wirklich häßlich sind,
 Und die wir mit Gewalt für englich halten sollen!

Der Maler nimmt sein Bild und sagt kein einzig Wort,
 Geht trotzig wie ein Künstler fort.
 Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen
 Und so ein schönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muß sich stellen.
 Die Väter werden doch ein gültig Urtheil fällen!
 O, fahrt sie nicht gebietrisch an;
 So sehr sie unrecht hat, so edel ist ihr Wahn.

Hier kommt sie schon, hier kommt Selinde!
 Wer hat mehr Anmut noch gesehen?
 Der ganze Rat erstaunt vor diesem schönen Kinde,
 Und sein Erstaunen preist sie schön.
 Und jeder Greis in dem Gerichte
 Verliert die Runzeln vom Gesichte;
 Man sah aufs Bild, doch jedesmal
 Noch längre Zeit auf das Original,
 Und jeder rief: „Sie ist getroffen!“
 „O!“ sprach sie ganz beschämt, „wie könnt' ich dieses hoffen!
 Er hat mich viel zu schön gemalt,
 Und Schmeichler werden nicht bezahlt."

„Selinde“, hub der Richter an,
 „Kein Maler konnt' Euch treuer malen;
 Er hat nach seiner Pflicht gethan,
 Abbitzend sollt Ihr ihn bezahlen.
 Doch weil Ihr von Euch selbst nicht eingenommen seid,
 So geht nicht unbelohnt von diesem Richterplaze:
 Empfangt ein Heiratsgut aus dem gemeinen Schatze,
 Zum Lohne der Bescheidenheit."

O, weiser Mann, der dieses spricht!
 Gerechter ist kein Spruch zu finden;
 Du, du verdienst ein ewig Lobgedicht,
 Und wärst du jung, verdienteſt du Selinden!
 Selinde geht. Der Beifall folgt ihr nach;
 Man ſprach von ihr gewiß, wenn man von Schönen ſprach;
 Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reizend wäre,
 Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

* * *

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefällt,
 Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

— ❖ —

Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
 „Sohn!“ ſprach er, „um dich zu verſorgen,
 Hab’ ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verbergen;
 Er liegt — —“ Hier ſtarb der Vater ſchon.
 Wer war beſtürzter als der Sohn?
 „Ein Schatz! (ſo waren ſeine Worte),
 Ein Schatz! Allein an welchem Orte?
 Wo find’ ich ihn?“ Er ſchickt nach Leuten aus,
 Die Schätze ſollen graben können,
 Durchbricht der Scheuern harte Thennen,
 Durchgräbt den Garten und das Haus
 Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
 Hieß er die Freuden wieder ziehen,
 Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
 Durchſucht des Vaters Schlafgemach
 Und find’t mit leichter Müh’ (wie groß war ſein Vergnügen!)
 Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, daß mancher eh’ die Wahrheit finden ſollte,
 Wenn er mit mindrer Müh’ die Wahrheit ſuchen wollte.
 Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
 Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.

Verborgen ist sie wohl; allein nicht so verborgen,
 Daß du der finstern Schriften Wust,
 Um sie zu sehn, mit tausend Sorgen
 Bis auf den Grund durchwühlen mußt.
 Verlaß' dich nicht auf fremde Müh',
 Such' selbst, such' aufmerksam, such' oft; du findest sie.
 Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nötig haben,
 Die uns als Menschen glücklich macht,
 Ward von der weisen Hand, die sie uns zugebacht,
 Nur leicht verdeckt, nicht tief vergraben.



Monime.

Durch schöner Glieder Reiz, durch Schönheit des Verstands,
 Erwarb Monime sich den Beifall Griechenlands.
 So manches Buhlers Herz besiegten ihre Blicke;
 Mit Wollust sah er sie, beschämt wich er zurücke;
 Denn war Monime schön, so war ihr Herz zugleich
 An Unschuld, wie ihr Blick an Geist und Feuer reich.
 Die Tugend, die dem Wunsch erhitzter Buhler wehrte,
 Trieb selbst den Buhler an, daß er sie mehr verehrte.
 Arm war sie von Geburt und zart von Leidenschaft,
 Mit Schmeichlern stets umringt, und blieb doch tugendhaft?
 Doch bringt Geschenke her! Der Diamanten Flehen,
 Des Golds Beredsamkeit wird sie nicht widerstehen.

Ein Prinz aus Pontus ist's, der große Mithridat,
 Der mit entbrannter Brust sich zu Monimen naht;
 Ein König seufzt und fleht. Zu schmeichelnde Gedanken!
 Wird nicht bei diesem Glück Monimens Tugend wanken?

„Prinz“, sing sie herzlich an, „du scheinst durch mich gerührt
 Und rühmst den kleinen Reiz, der meine Bildung ziert;
 Ich danke der Natur für diesen Schmuck der Jugend;
 Die Schönheit gab sie mir, und ich gab mir die Tugend.
 Nicht jene macht mich stolz, nein, diese macht mich kühn;
 Sei tausendmal ein Prinz: umsonst ist dein Bemühn!
 Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
 Nur als Gemahl wirst du Monimens Herz gewinnen.“

So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
 Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigste Gewinn,
 Des Hofes Kunst und List, nichts konnte sie bezwingen;
 Der Prinz muß für ihr Herz ihr selbst die Krone bringen.

O welch ein seltnes Glück! von niederm Blut entstehn
 Und aus dem Staube sich bis zu dem Thron erhöhen!
 Wie lange, großes Glück, wirst du ihr Herz vergnügen?
 Wie lange?

Mithridat hofft Rom noch zu besiegen,
 Verläßt Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
 Doch der, der siegen will, fängt an, besiegt zu fliehn;
 Rom setzt ihm siegreich nach; sein Land wird eingenommen.
 Doch soll das stolze Rom Monimen nicht bekommen;
 Eh' dies der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
 Ein Sklav' eröffnet ihr, was Mithridat gebot.

„So“, ruft sie, „raubt mir auch die Hoheit noch das Leben,
 Die für entrißne Ruh' mir einen Thron gegeben,
 Auf dem ich ungeliebt durch Reue mich gequält,
 Daß ich den Niedrigsten mir nicht zum Mann erwählt?“
 Sie reißt den Hauptschmuck ab, um stolz sich umzubringen,
 Und eilt, ihr Diadem sich um den Hals zu schlingen;
 Allein das schwache Band erfüllt ihr Wünschen nicht,
 Es reißt und weigert sich der so betrübten Pflicht.
 „O“, ruft sie, „Schmuck, den ich zu meiner Pein getragen,
 Sogar den schlimmsten Dienst willst du mir noch versagen?“
 Sie wirft ihn vor sich hin, tritt voller Wut darauf
 Und gibt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.



Der unsterbliche Autor.

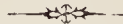
Ein Autor schrieb sehr viele Bände
 Und war das Wunder seiner Zeit;
 Der Journalisten güt'ge Hände
 Verehrten ihn die Ewigkeit.
 Er sah vor seinem sanften Ende
 Fast alle Werke seiner Hände

Das sechste Mal schon aufgelegt,
 Und sich, mit tiefgelehrtem Blicke,
 In einer spanischen Perücke
 Vor jedes Titelblatt geprägt.
 Er blieb vor Widersprechern sicher
 Und schrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entseelt;
 Und das Verzeichniß seiner Bücher,
 Die kleinen Schriften mitgezählt,
 Nahm an dem Lebenslauf allein
 Drei Bogen und drei Seiten ein.

Man laß nach dieses Mannes Tode
 Die Schriften mit Bedachtsamkeit;
 Und seht, das Wunder seiner Zeit
 Kam in zehn Jahren aus der Mode,
 Und seine göttliche Methode
 Hieß eine bange Trockenheit.
 Der Mann war bloß berühmt gewesen,
 Weil Stümper ihn gelobt, eh' Kenner ihn gelesen.

* * *

Berühmt zu werden, ist nicht schwer,
 Man darf nur viel für kleine Geister schreiben;
 Doch bei der Nachwelt groß zu bleiben,
 Dazu gehört noch etwas mehr
 Als, leicht an Geist, in strenger Lehrart schreiben.



Der grüne Esel.

Wie oft weiß nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
 Viel tausend Thoren zu beschämen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
 Um Leibe grün, rot an den Beinen,
 Fängt an, mit ihm die Gassen durch zu ziehn;
 Er zieht, und jung und alt erscheinen.
 „Welch Wunder!“ rief die ganze Stadt,
 „Ein Esel, zeisiggrün! der rote Füße hat!
 Das muß die Chronik einst den Enkeln noch erzählen,
 Was es zu unsrer Zeit für Wunderdinge gab!“

Die Gassen wimmelten von Millionen Seelen,
 Man hebt die Fenster aus, man deckt die Dächer ab;
 Denn alles will den grünen Esel sehn,
 Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man ließ die beiden ersten Tage
 Dem Esel mit Bewunderung nach.
 Der Kranke selbst vergaß der Krankheit Plage,
 Wenn man vom grünen Esel sprach.
 Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
 Sang keine Wärterin mehr von dem schwarzen Schaf;
 Vom grünen Esel hört man singen,
 Und so gerät das Kind in Schlaf.

Drei Tage waren kaum vergangen,
 So war es um den Wert des armen Tiers geschehn;
 Das Volk bezeugte kein Verlangen,
 Den grünen Esel mehr zu sehn;
 Und so bewundernswert er anfangs allen schien,
 So dacht' ikt doch kein Mensch mit einer Silb' an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch so nährrißch sein,
 Es sei nur neu, so nimmt's den Pöbel ein:
 Er sieht, und er erstaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
 Drauß kömmt die Zeit und denkt an ihre Pflicht;
 Denn sie versteht die Kunst, die Narren zu befehren,
 Sie mögen wollen oder nicht.



Der baronisierte Bürger.

Des kargen Vaters stolzer Sohn
 Ward nach des Vaters Tod Herr einer Million
 Und für sein Geld in kurzer Zeit Baron.
 Er nahm sich vor, ein großer Mann zu werden,
 Und ahnte, wenn ihm gleich der innre Wert gebracht,
 Doch die gebietrißchen Geberden
 Der Großen zuversichtlich nach.
 Bald wünscht' er sich des Staatsmanns Ehre,
 Vertraut mit Fürsten umzugehn;
 Bald wünscht' er sich das Glück, dereinst vor einem Heere
 Mit Lorbeern des Eugens zu stehn.

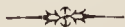
Kurz, er blieb ungewiß, wo er mehr Ansehn hätte,
Ob in dem Feld, ob in dem Kabinette.

Indessen war er doch Baron,
Und sein Verdienst, die Million,
Ließ sich zu alles Volks Entzücken
In Läufern und Haiduken¹ blicken.
Er nahm die halbe Stadt in Sold,
Bedeckte sich und sein Gefolg' mit Gold
Und brüstete sich mehr in seiner Staatskarosse
Als die daran gespannten Rosse.

Er war der Schmeichler Mäcenat.
Ein Geß, der ihn gebüßt um seine Gnade hat
Und alles, was sein Stolz begonnte,
Recht unverschämt bewundern konnte,
Der kam sogleich in jener Freunde Zahl,
In der man mit ihm aß, ihn lobt' und ihn bestahl,
Und, wenn man ihn betrog, zugleich ihn überred'te,
Daß er des Argus Augen hätte.

Was braucht es mehr, als Stolz und Unverstand,
Um Millionen durchzubringen?
Unsicher ist kein Schatz als in des Jünglings Hand,
Den Wollust, Pracht und Stolz zu ihren Diensten zwingen.
Der Herr Baron vergaß bei seinem großen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward sinnreich im Ver-
schwenden

Und sah in kurzer Zeit sein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daß Eltern ihre Kinder hassen,
Wosern sie ihnen nichts als Reichthum hinterlassen.



Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer stak in Schulden
Und klagte dem Philet sein Leid.
„Herr!“ sprach er, „leiht mir hundert Gulden;

¹ Die schmutze Tracht der Haiduken (ein mit den Magyaren verschmolzener Volksstamm) war für Diener und Kutscher zu Gellerts Zeiten sehr beliebt.

Allein zu Eurer Sicherheit
 Hab' ich kein ander Pfand als meine Redlichkeit.
 Indessen leih' mir aus Erbarmen
 Die hundert Gulden auf ein Jahr."

Philet, ein Retter in Gefahr,
 Ein Vater vieler hundert Armen,
 Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
 „Hier“, spricht er, „nimm es hin und brauch' es ohne Sorgen,
 Ich freue mich, daß ich dir dienen kann;
 Du bist ein ordentlicher Mann,
 Dem muß man ohne Handschrift vorgehen."

Ein Jahr und noch ein Jahr verstreicht;
 Kein Schiffer läßt sich wieder sehen.
 Wie? sollt' er auch Phileten hintergehen
 Und ein Betrüger sein? Vielleicht.

Doch nein! hier kommt der Schiffer gleich.
 „Herr!“ fängt er an, „erfreuet Euch!
 Ich bin aus allen meinen Schulden;
 Und seht, hier sind zweihundert Gulden,
 Die ich durch Euer Geld gewann.
 Ich bitt' Euch herzlich, nehmt sie an!
 Ihr seid ein gar zu wackerer Mann."

„O“, spricht Philet, „ich kann mich nicht besinnen,
 Daß ich dir jemals Geld geliehn.
 Hier ist mein Rechnungsbuch, ich will's zu Räte ziehn;
 Allein, ich weiß es schon, du stehest nicht darinnen."

Der Schiffer sieht ihn an und schweigt betroffen still
 Und kränkt sich, daß Philet das Geld nicht nehmen will.
 Er läuft und kommt mit voller Hand zurücke.
 „Hier“, spricht er, „ist der Rest von meinem ganzen Glücke,
 Noch hundert Gulden! nehmt sie hin
 Und laßt mir nur das Lob, daß ich erkenntlich bin.
 Ich bin vergnügt, ich habe keine Schulden,
 Dies Glücke dank' ich Euch allein;
 Und wollt Ihr ja recht gütig sein,
 So leih' mir wieder fünfzig Gulden."

„Hier“, spricht Philet, „hier ist dein Geld,
 Behalte deinen ganzen Segen;
 Ein Mann, der Treu' und Glauben hält,
 Verdient ihn seiner Treue wegen.
 Sei du mein Freund! Das Geld ist dein;
 Es sind nicht mehr als hundert Gulden mein,
 Die sollen deinen Kindern sein.“

* * *

Mensch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
 Denn was ist göttlicher, als wenn du liebe reich bist
 Und mit Vergnügen eilst, dem Nächsten beizustehen,
 Der, wenn er Großmut sieht, großmütig dankbar ist?



Das Schicksal.

D Mensch! was strebst du doch den Ratschluß zu ergründen,
 Nach welchem Gott die Welt regiert?
 Mit endlicher Vernunft willst du die Absicht finden,
 Die der Unendliche bei seiner Schickung führt?
 Du siehst bei Dingen, die geschehen,
 Nie das Vergangne recht und auch die Folge nicht,
 Und hoffest doch den Grund zu sehen,
 Warum das, was geschah, geschicht?
 Die Vorsicht ist gerecht in allen ihren Schlüssen.
 Dies siehst du freilich nicht bei allen Fällen ein;
 Doch wolltest du den Grund von jeder Schickung wissen,
 So müßtest du, was Gott ist, sein.
 Begnüge dich, die Absicht zu verehren,
 Die du zu sehn, zu bloß' am Geiste bist,
 Und laß dich hier ein jüdisch Beispiel lehren,
 Daß das, was Gott verhängt, aus weisen Gründen fließt
 Und, wenn dir's grausam scheint, gerechtes Schicksal ist.

* * *

Als Moses einst vor Gott auf einem Berge trat
 Und ihn von jenem ew'gen Rat,
 Der unser Schicksal lenkt, um größ're Kenntniß bat

So ward ihm ein Befehl, er sollte von den Höhen,
 Worauf er stand, hinab ins Ebne sehen.
 Hier floß ein klarer Quell. Ein reisender Soldat
 Stieg bei dem Quell von seinem Pferde
 Und trank. Kaum war der Reuter fort,
 So lief ein Knabe von der Herde
 Nach einem Trunk an diesen Ort.
 Er fand den Geldsack bei dem Quells,
 Der jenem hier entfiel; er nahm ihn und entwich,
 Worauf nach ebendieser Stelle
 Ein Greis gebückt an seinem Stabe schlich.
 Er trank und setzte sich, um auszuruhen, nieder;
 Sein schweres Haupt sank zitternd in das Gras,
 Bis es im Schlaf des Alters Last vergaß.
 Judeffen kam der Reuter wieder,
 Bedrohte diesen Greis mit wildem Ungeßüm
 Und forderte sein Geld von ihm.

Der Alte schwört, er habe nichts gefunden,
 Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht
 Und sticht zuletzt mit vielen Wunden
 Den armen Alten wütend tot.

Als Moses dieses sah, fiel er betrübt zur Erden;
 Doch eine Stimme rief: „Hier kannst du inne werden,
 Wie in der Welt sich alles billig fügt;
 Denn wiß: es hat der Greis, der icht im Blute liegt,
 Des Knabens Vater einst erschlagen,
 Der den verlorne Raub zuvor davongetragen.“



Zifette.

Ein junges Weib, sie hieß Zifette,
 Dies Weibchen lag an Blattern blind,
 Nun weiß man wohl, wie junge Weiber sind;
 Drum durst' ihr Mann nicht von dem Bette,
 So gern er sie verlassen hätte;
 Denn laßt ein Weib schön wie Cytheren sein,
 Wenn sie die Blattern hat, so nimmt sie nicht mehr ein
 Hier sitzt der gute Mann zu seiner größten Pein

Und muß des kranken Weibes pflegen,
 Ihr Kissen oft zu rechte legen
 Und oft durch ein Gebet um ihre Besserung flehn;
 Und gleichwohl war sie nicht mehr schön.
 Ich hätt' ihn mögen beten sehn.

Der arme Mann! ich weiß ihm nicht zu raten;
 Vielleicht besinnt er sich und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterin;
 Und Lorchchen ward dazu erlesen,
 Weil ihr Vissetens Eigensinn
 Vor andern längst bekannt gewesen.
 Sie trat ihr Amt dienstfertig an
 Und wußte sich in allen Stücken
 Gut in die kranke Frau zu schicken
 Und auch in den gesunden Mann.

Sie war besorgt, gefällig, jung und schön
 Und also ganz geschickt, mit beiden umzugehn.

Was thut man nicht, um sich von Gram und Pein,
 Von Langerweile zu befreien?

Der Mann sieht Lorchchen an und red't mit ihr durch Blicke,
 Weil er nicht anders reden darf;

Und jeder Blick, den er auf Lorchchen warf,
 Kam, wo nicht ganz, doch bald erhört zurücke.

Ach, arme kranke Frau! es ist dein großes Glück,
 Daß du nicht sehen kannst; dein Mann thut recht galant.

Dein Mann, ich wollte viel drauß wetten,
 Hat Lorchchen schon vorher gekannt

Und sie mit Fleiß zur Wärterin ernannt.

Ja, wenn sie bloß durch Blicke red'ten,

So möcht' es endlich wohl noch gehn;

Alein bald wird man sie einander küssen sehn.

Er kömmt und klopft sie in den Nacken

Und kneipt sie in die vollen Backen;

Sie wehrt sich ganz bequem, bequem wie eine Braut,

Und findet bald für gut, sich weiter nicht zu wehren.

Sie küssen sich recht zärtlich und vertraut;

Alein sie küßten gar zu laut.

Wie könnt' es anders sein? Vissete muß' es hören.

Sie hört's und fragt: „Was schallt so hell?“

„Madam', Madam'!“ ruft Lorchchen schnell,

„Es ist Ihr Herr, er ächzt vor großem Schmerz
Und will sich nicht zufrieden geben.“

„Ach“, spricht sie, „lieber Mann, wie redlich meint's dein Herz!
O gräme dich doch nicht! ich bin ja noch am Leben.“



Die Verschwiegenheit.

D Doris, wärst du nur verschwiegen,
So wollt' ich dir etwas gestehn,
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen —
Doch nein, ich schweige“, sprach Tiren.
„Wie?“ rief die schöne Schäserin,
„Du zweifelst noch, ob ich verschwiegen bin?
Du kannst mir's sicher offenbaren;
Ich schwör', es soll's kein Mensch erfahren.“

„Du kennst“, versetzt Tiren, „die spröde Sylvia,
Die schüchtern vor mir floh, so oft sie mich sonst sah.
Ich komme gleich von dieser kleinen Spröden;
Doch ach! ich darf nicht weiter reden.
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär' um ihre Gunst und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinst erführe,
Daß — dringe nicht in mich, ich halte meine Schwüre.“

„So liebt sie dich?“ fuhr Doris fort.
„Jawohl! Doch sage ja kein Wort!
Ich hab' ihr Herz nun völlig eingenommen
Und ikt von ihr den ersten Kuß bekommen.
Tiren“, sprach sie zu mir, „mein Herz sei ewig dein;
Doch eines bitt' ich dich, du mußt verschwiegen sein.
Daß wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.“
Drum bitt' ich, Doris, schweige ja!
Sonst flieht und haßt mich Sylvia.“

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gefehrt, daß Doris auch es dem Dämon vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut!

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kommt ihr verliebt entgegen,
Drückt ihre weiche Hand und fragt,
Was ihr sein Freund Tiren gesagt?

„Damöt! du weißt ja wohl, was wir zu reden pflegen,
Du kennst den ehrlichen Tiren;
Es war nichts Wichtiges, sonst würd' ich dir's gestehn.
Er sagte mir — verlang' es nicht zu wissen;
Ich hab' es ihm versprechen müssen,
Daß ich zeitlebens schweigen will.“

Damöt wird traurig, schweiget still,
Umarmt sein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferin erschrickt, daß sie Damöten's Kuß
So unvollkommen schmecken muß.
„Du zürnest“, ruft sie, „mein Getreuer?
O zürne nicht, ich will es dir gestehn:
Die spröde Sylvia ergibt sich dem Tiren
Und hat ihm ikt in ihrem Leben
Den allerersten Kuß gegeben;
Allein du mußt verschwiegen sein.“

Damöt verspricht's. Raun ist Damöt allein,
So fühlt er schon die größte Pein,
Sein neu Geheimnis zu bewahren.
„Ja!“ fängt Damöt zu singen an,
„Ich will es keinem offenbaren,
Daß Sylvia Tirenen liebt,
Ihm Küsse nimmt und Küsse gibt;
Du, stummer Busch, nur sollst's erfahren,
Wen Sylvia verstoßen liebt.“

Doch ach! in diesem Busch war unsre Sylvia,
Die sich durch dieses Lied beschämt verraten sah,
Und eine Heimlichkeit so laut erfahren mußte,
Die ihrer Meinung nach nur ihr Geliebter wußte.
Sie läuft und sucht den Schwäher, den Tiren.
Ach, Schäfer, ach! wie wird dir's gehn!
„Nicht“, fängt sie an, „so zu betrüben!
Dich Plaudrer sollt' ich länger lieben?“

Und kurz; Tiren verliert die schöne Schäferin
 Und kömmt, Damöten anzuklagen.
 „Ja“, spricht Damöt, „ich muß es selber sagen,
 Daß ich nicht wenig strafbar bin;
 Allein, wie kannst du mich den größten Schwäger nennen?
 Da hast ja selbst nicht schweigen können!“



Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schar,
 Worunter auch ein Entchen war,
 Das sie zugleich mit ausgebrütet.
 Der Zug soll in den Garten gehn;
 Die Alte gibt's der Brut durch Locken zu verstehn;
 Und jedes folgt, sobald sie nur gebietet,
 Denn sie gebot mit Zärtlichkeit.

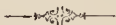
Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
 Sie sieht den Teich, den sie noch nicht gesehen;
 Sie läuft hinein, sie badet sich.
 Wie, kleines Tier! du schwimmst? wer lehrt' es dich?
 Wer hieß dich in das Wasser gehen?
 Wirßt du so jung das Schwimmen schon verstehen?

Die Henne läuft mit strupfichem Gefieder
 Das Ufer zehnmal auf und nieder
 Und will ihr Kind aus der Gefahr befreien,
 Setzt zehnmal an und fliegt doch nicht hinein;
 Denn die Natur heißt sie das Wasser scheun.
 Doch nichts erschreckt den Mut der Ente;
 Sie schwimmt beherzt in ihrem Elemente
 Und fragt die Henne ganz erfreut,
 Warum sie denn so ängstlich schreit?

* * *

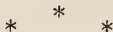
Was dir Entsetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen,
 Der kann mit Lust zu Felde liegen,
 Und dich erschreckt der bloße Name Held.
 Der schwimmt beherzt auf offenen Meeren,
 Du zitterst schon auf angebundnen Fahren
 Und siehst den Untergang der Welt.

Befürchte nichts für dessen Leben,
 Der kühne Thaten unternimmt;
 Wen die Natur zu der Gefahr bestimmt,
 Dem hat sie auch den Mut zu der Gefahr gegeben.



Die kranke Frau.¹

Wer kennt die Zahl von so viel bösen Dingen,
 Die uns um die Gesundheit bringen?
 Doch nöthig ist's, daß man sie kennen lernt.
 Je mehr wir solcher Quellen wissen,
 Woraus Gefahr und Unheil fließen,
 Um desto leichter wird das Übel selbst entfernt.



Des Mannes teurer Zeitvertreib,
 Sulpitia, ein junges, schönes Weib,
 Ging munter zum Besuch, krank aber kam sie wieder
 Und fiel halb tot außs Ruhebetto nieder.
 Sie röchelt. Wie? vergift ihr Blut den Lauf?
 Geschwind löst ihr die Schnürbrust auf!
 Geschwind! Doch läßt sich dies erzwingen?
 Sechs Hände waren zwar bereit,
 Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
 Wieviel erfordert dies nicht Zeit!

Der arme Mann schwimmt ganz in Thränen;
 Mit Recht bestürzt ihn diese Noth.
 Zu früh ist's, nach der Gattin Tod
 Im ersten Jahre sich zu sehen.
 Er schickt nach einem Arzt. Ein junger Askulap
 Erscheint sogleich in vollem Trab
 Und setzt sich vor das Krankenbette,
 Vor dem er sich so eine Miene gab,
 Als ob er für den Tod ein sichres Mittel hätte.
 Er fragt den Puls, und da er ihn gefragt,
 Schlägt er im Geiste nach, was sein Rezeptbuch sagt,

¹ Nach dem Inhalte des gleichnamigen Nachspiels Gellerts

Und läßt, die Krankheit zu verdrängen,
Sich eilends Tint' und Feder bringen.

Er schreibt. Der Diener läuft. Indessen ruft der Mann
Den so erfahrenen Arzt beiseite
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute?
Der Doktor sieht ihn lächelnd an:
„Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch' ich Ihnen nicht zu sagen;
Sie wissen schon, es zeigt viel Gutes an,
Wenn sich die jungen Weiber klagen.“

Den Mann erfreut ein solcher Unterricht.
Die Nacht verstreicht, der Trank ist eingenommen;
Alein der teure Trank hilft nicht;
Drum muß der zweite Doktor kommen.

Er kommt. Geduld! nun werden wir's erfahren.
Was ist's? Was fehlt der schönen Frau?
Der Doktor sieht es ganz genau,
Daß sich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erst sollst du schwanger sein?
Nun sollst du gar die Blattern kriegen?
Ihr Ärzte schweigt und gebt ihr gar nichts ein,
Denn einer muß sich doch betrügen.
Nein, überlaßt sie der Natur
Und dem ihr so getreuen Bette;
Gesezt, daß sie die schlimmste Krankheit hätte,
So ist sie nicht so schlimm als eure Kur.

Geduld! vielleicht geneßt sie heute.
Der Mann kommt nicht von ihrer Seite,
Und eh' die Stunde halb verfließt,
Fragt er sie hundertmal, ob's noch nicht besser ist?
Ach! ungestümer Mann, du nützigst sie zum Sprechen!
Wie? wird sie nicht das Reden schwächen?
Sie spricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörst du schon,
Daß sich die Schmerzen stets vergrößern.
Bald wird es sich mit deiner Gattin bessern!

Der Tod, der Tod dringt schon herein,
Sie von der Marter zu befreien!

Wer pocht? Es wird der Doktor sein;
Doch nein, der Schneider kommt und bringt ein Kleid getragen
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuschlagen.
„Er kommt“, so stammelt sie, „Er kommt zu rechter Zeit;
Ist dies vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie Er sieht, so werd' ich bald erblaffen.
Doch hätte mich der Himmel leben lassen,
So hätt' ich mir ein solches Kleid bestellt,
Von solchem Stoff, als Er, Er wird's schon wissen,
Für meine Freundin machen müssen;
Es ist nichts Schöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Besuch gegeben,
So trug sie dieses neue Kleid;
Doch geh' Er nur. O kurzes Leben!
Es ist doch alles Eitelkeit!“

O, fasse dich, betrübter Mann!
Du hörst ja, daß dein Weib noch ziemlich reden kann.
O, laß die Hoffnung nicht verschwinden!
Der Atem wird sich wieder finden.

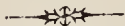
Der Schneider geht, der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre.
Der Schneider thut die größten Schwüre
Und eilt, die Sache zu vollziehn.

Noch vor dem Abend kommt er wieder.
Sulpitia liegt noch darnieder
Und dankt ihm seufzend für den Gruß.
Alein wer sagt, was doch der Schneider bringen muß?
Er hat es in ein Tuch geschlagen,
Er wickelt's aus. O, welche Seltenheit!
Dies ist der Stoff, dies ist das reiche Kleid.
Alein, was soll es ihr? Sie kann es ja nicht tragen.

„Ach, Engel!“ spricht der Mann bei sanftem Händedrücken,
„Mein ganz Vermögen gäb' ich hin,
Könnst' ich dich nur gesund in diesem Schmuck erblicken.“
„O!“ fängt sie an, „so krank ich bin,

So kann ich Ihnen doch, mein Liebster, nichts versagen.
 Ich will mich aus dem Bette wagen;
 So können Sie noch heute sehn,
 Wie mir das neue Kleid wird stehn."

Man bringt den Schirm, und sie verläßt das Bette,
 So schwach, als ob sie schon ein Jahr gelegen hätte.
 Man puzt sie an, gepuzt trinkt sie Kaffee;
 Kein Finger thut ihr weiter weh.
 Der Krankheit Grund war bloß ein Kleid gewesen,
 Und durch das Kleid muß sie genesen.
 So heilt des Schneiders kluge Hand
 Ein Übel, das kein Arzt gekannt!



Der gute Rat.

Ein junger Mensch, der sich vermählen wollte,
 Und dem man manchen Vorschlag that,
 Bat einen Greis um einen guten Rat,
 Was für ein Weib er nehmen sollte?

„Freund“, sprach der Greis, „das weiß ich nicht.
 So gut man wählt, kann man sich doch betrügen.
 Sucht Ihr ein Weib bloß zum Vergnügen,
 So wählet Euch ein schön Gesicht;
 Doch liegt Euch mehr an Renten und am Staate,
 Als am verlebten Zeitvertreib,
 So dien' ich Euch mit einem andern Räte,
 Bemüht Euch um ein reiches Weib;
 Doch strebt Ihr durch die Frau nach einem hohen Range,
 Nun so vergeßt, daß bessere Mädchen sind,
 Wählt eines großen Mannes Kind
 Und untersucht die Wahl nicht lange.
 Doch wollt Ihr mehr für Eure Seele wählen,
 Als für die Sinnen und den Leib,
 So wagt's, um Euch nach Wunsche zu vermählen,
 Und wählt Euch ein gelehrtes Weib.“
 Hier schwieg der Alte lachend still.

„Ach!“ sprach der junge Mensch, „daß will ich ja nicht
wissen;
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müssen,
Wenn ich zufrieden leben will?
Und wenn ich, ohne mich zu grämen —“
„O!“ fiel der Greis ihm ein, „da müßt Ihr keine nehmen.“



Die beiden Mädchen.

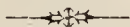
Zwei junge Mädchen hofften beide,
Worauf? Gewiß auf einen Mann;
Denn dies ist doch die größte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngste Schwester, Philippine,
War nicht unmordentlich gebaut;
Sie hatt' ein rund Gesicht und eine zarte Haut,
Doch eine sehr gezwungne Miene.
So fest geschnürt sie immer ging,
So viel sie Schmuck ins Ohr und vor den Busen hing,
So schön sie auch ihr Haar zusammenrollte:
So ward sie doch bei alle dem,
Je mehr man sah, daß sie gefallen wollte,
Um desto minder angenehm.

Die andere Schwester, Karoline,
War im Gesichte nicht so zart,
Doch frei und reizend in der Miene
Und liebreich mit gelassner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand,
Ward ihrem Reiz doch nichts dadurch entwandt,
Und selbst ihr Reiz schien solche zu verlangen.
Sie putzte sich nicht mühsam aus,
Sie prahlte nicht mit teuren Kostbarkeiten.
Ein artig Band, ein frischer Strauß,
Die über ihren Ort, den sie erlangt, sich freuten,
Und eine nach dem Leib wohl abgemessne Tracht
War Karolinens ganze Pracht.

Ein Freier kam; man wies ihm Philippinen;
 Er sah sie an, erstaunt' und hieß sie schön;
 Allein sein Herz blieb frei, er wollte wieder gehn.
 Kaum aber sah er Karolinen,
 So blieb er vor Entzückung stehn.

* * *

Im Bilde dieser Frauenzimmer
 Zeigt sich die Kunst und die Natur;
 Die erste prahlt mit weit gesuchtem Schimmer,
 Sie fesselt nicht, sie blendet nur;
 Die andre sucht durch Einfalt zu gefallen,
 Läßt sich bescheiden sehn, und so gefällt sie allen.



Der Maler.¹

Ein kluger Maler in Athen,
 Der minder, weil man ihn bezahlte,
 Als, weil er Ehre suchte, malte,
 Ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn
 Und bat sich seine Meinung aus.
 Der Kenner sagt' ihm frei heraus,
 Daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
 Und daß es, um recht schön zu sein,
 Weit minder Kunst verraten sollte.
 Der Maler wandte vieles ein;
 Der Kenner stritt mit ihm aus Gründen
 Und konnt' ihn doch nicht überwinden.

Gleich trat ein junger Geß herein
 Und nahm das Bild in Augenschein.
 „O“, rief er bei dem ersten Blicke,
 „Ihr Götter, welch ein Meisterstücke!
 Ach welcher Fuß! O wie geschickt
 Sind nicht die Nägel ausgedrückt!
 Mars lebt durchaus in diesem Bilde.
 Wie viele Kunst, wie viele Pracht

¹ Gellert trug Friedrich dem Großen im Jahre 1760 (18. Dezember) diese Fabel vor.

Ist in dem Helm und in dem Schilde
Und in der Rüstung angebracht!"

Der Maler ward beschämt, gerühret
Und sah den Kenner kläglich an.
„Nun“, sprach er, „bin ich überführet!
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.“
Der junge Geß war kaum hinaus,
So strich er seinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt,
So ist es schon ein böses Zeichen;
Doch wenn sie gar des Narren Lob erhält,
So ist es Zeit, sie auszustreichen.



Zweites Buch.

Die beiden Schwalben.

Zwo Schwalben sangen um die Wette
Und sangen mit dem größten Fleiß;
Doch wenn die eine schrie, daß sie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre sich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie soll den Streit entscheiden;
Und beide stimmen herzlichst an.
„Nun“, hieß es, „sprich, wer von uns beiden
Am meisterlichsten singen kann?“
„Das weiß ich nicht“, sprach sie bescheiden
Und sah sie ganz mitleidig an
Und wollte sich nach ihrer Höhe schwingen.
Doch nein, sie suchten ihr den Ausspruch abzuwingen.
„So“, sprach sie, „will ich's denn gestehn:
Die kann so gut wie jene singen;
Doch singt, solange' ihr wollt, es singt doch keine schön.
Hört man das Lied geistreicher Nachtigallen,
So kann uns eures nicht gefallen.“

* * *

Ihr mittelmäßigen Stribenten,
O! wenn wir euch doch friedsam machen könnten!
Ihr zankt, wer besser denkt? Laßt keinen Streit entstehen.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann so gut wie jener denken;
Doch keiner von euch denkt schön.
Ihr Schwächer! zankt nicht um die Gaben
Der geistlichen Beredsamkeit.

Solange wir Mosheime¹ haben,
 So sehn wir ohne Schwierigkeit,
 Daß ihr beredte Kinder seid.
 Zankt nicht um eure hohen Gaben,
 Ihr Gründlichen, o bleibt in Ruh'!
 Du demonstrierst wie er, und er so fein wie du;
 Allein, solange wir Leibuize vor uns haben,
 So hört euch keine Seele zu.
 O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
 Reinreiche Sänger unsrer Zeit!
 Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
 Allein, solange wir noch Hagedorne² haben,
 So denkt man nicht daran, daß ihr zugegen seid.



Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich dencht, sie lag in Griechenland
 Drang einst der Feind, von Wut entbrannt,
 Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden
 Die Bürger in der Raserei
 Bis auf den letzten Mann ermorden.
 O Himmel! welch ein Angstgeschrei
 Erregten nicht der Weiber Classe Scharen!
 Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schrein,
 Was muß das für ein Lärmen sein!
 Ich zittre schon, wenn zwei nur schrein.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
 Mit Augen, die von Thränen rot,
 Mit Händen, die zerrungen waren,
 Und warfen schon, vor Angst halb tot,
 Sich vor den Feldherrn der Barbaren
 Und flehten in gemeiner³ Not

¹ J. L. Mosheim, zuletzt Professor der Theologie und Kanzler in Göttingen, gest. 9. September 1755. Berühmt besonders durch seine „Heiligen Reden“.

² Friedrich von Hagedorn, der seiner Zeit sehr beliebte Dichter, lebte 1708 bis 1754.

³ D. h. allgemeiner

Ihn insgesamt um ihrer Männer Leben.
 So hat's von Tausenden nicht eine Frau gegeben,
 Die sich gewünscht, des Mannes los zu sein?
 Von Tausenden nicht eine? Nein.
 Nun, das ist viel; da muß, bei meinem Leben!
 Noch gute Zeit gewesen sein.

So hart als auch der Feldherr war,
 So konnt' er doch dem zauberischen Flehen
 Der Weiber nicht ganz widerstehen,
 Denn welchen Mann, er sei auch zehnmal ein Barbar,
 Weiß nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
 Mein ganzes Herz fängt sich hier an zu regen.
 Ich hätte nicht der General sein mögen,
 Vor dem der Weiber Schar so kläglich sich vereint;
 Ich hätte wie ein Kind geweint
 Und ohne Geld den Männern gleich das Leben
 Und jeder Frau zu ihrer Ruh'
 Den Mann und einen noch dazu,
 Wenn sie's von mir verlangt, gegeben.

Allein so gar gelind war dieser Feldherr nicht;
 „Ihr Schönen“, fängt er an und spricht —
 Ihr Schönen? Dieses glaub' ich nicht;
 Ein harter General wird nicht so liebeich sprechen.
 Was willst du dir den Kopf zerbrechen?
 Genug! er hat's gesagt. Ein alter General
 Hat, dünkt' ich, doch wohl wissen können,
 Daß man die Weiber allemal,
 Sie sei'n es oder nicht, kann meine Schönen nennen.

„Ihr Schönen“, sprach der General,
 „Ich schenk' euch eurer Männer Leben;
 Doch jede muß für den Gemahl
 Mir gleich ihr ganz Geschmeide geben,
 Und die ein Stück zurück behält,
 Verliert den Mann vor diesem Belt.“

Wie? fingen nicht die Weiber an zu beben?
 Ihr ganz Geschmeide hinzugeben?
 Den ganzen Schmuck für einen Mann?
 Gewiß, der General war dennoch ein Tyrann.

Was half's, daß er „Ihr Schönen!“ sagte,
 Da er die Schönen doch so plagte?
 Doch weit gefehlt, daß auch nur eine zagte,
 So holten sie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
 Dem General war dies noch nicht genug:
 Er ließ nicht eh' nach ihren Männern schiden,
 Als bis sie einen Eid gethan
 (Der General war selbst ein Ehemann),
 Bis, sag' ich, sie den Eid gethan,
 Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
 Noch einen neuen Schmuck den Männern abzurücken.
 Drauf kriegte jede Frau den Mann.

O welche Wollust! welch Entzücken!
 Vergebens wünscht' ich's auszudrücken,
 Mit welcher Brünstigkeit die Frau den Mann umfing!
 Mit was für sehnsuchtsvollen Blicken
 Ihr Aug' an seinem Auge hing!

Der Feind verließ die Stadt. Die Weiber blieben stehen,
 Um ihren Feinden nachzusehen;
 Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
 Ist die Geschichte denn nun aus?
 Noch nicht, mein Freund! Nach wenig Tagen
 Entfiel den Weibern aller Mut.
 Sie grämten sich und durften's doch nicht sagen.
 Wer wird's, den Eid zu brechen, wagen?
 Genug, der Kummer trat ins Blut.
 Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
 Des Lebens müd' und satt neunhundert an der Zahl.
 Der alte böse General!



Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterließ zween Erben,
 Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
 Sein Ende kam, und kurz vor seinem Sterben
 Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.

„Sohn!“ fing er an, „mich quält ein trauriger Gedanke:
Du hast Verstand, wie wird dir's künftig gehn?
Hör' an, ich hab' in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen¹ dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gib dem Bruder nichts davon.“

Der Sohn erschrak und stutzte lange.
„Ach Vater!“ hub er an, „wenn ich so viel empfangen,
Wie kommt alsdann mein Bruder fort?“
„Er?“ fiel der Vater ihm ins Wort,
„Für Sorgen ist mir gar nicht bange,
Der kommt gewiß durch seine Dummheit fort.“



Der junge Drescher.

Dem Drescher, der im weichen Gras
Vor seinem Topf mit Milch und schwarzem Brote saß,
Dem wollte seine Milch nicht schmecken.
Er fing verdrießlich an, sich in das Gras zu strecken,
Dacht' ängstlich seinem Schicksal nach
Und dehnte sich dreimal und sprach:
„Du bist ein schlechter Kerl, du hast kein eignes Dach
Und mußt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen!
Du thätst ja gern mit deinem Schake schön;
Alein du Narr mußt in der Scheune stehn
Und kannst nach langen vierzehn Tagen
Raum einmal in die Schenke gehn
Und einen Krug mit Bier und deine Miete sehn.
Du bist noch jung und kannst hübsch lesen und hübsch schreiben,
Und wolltest stets ein Drescher bleiben?
Des Schulzens Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch² geberden:
So nimm sie doch. Du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden:
Alsdann ist du dein Stücke Fleisch in Ruh'
Und trinkst dein gutes Bier dazu

¹ Sollen hier in der alten Bedeutung f. v. w. schuldig sein, zugehören

² Hübsch, f. v. w. „wie es am Hofe gebräuchlich ist“, artig, manierlich

Und hast gleich nach dem Pfarr' die Ehre —
O! wenn ich doch schon Schulze wäre!“

Indem Hans noch so sprach, kam seine Schöne her.
Sie that, als käme sie nur so von ungefähr;
Alein, sie kam mit Fleiß, weil sie ihn sprechen wollte
Und er verwegen sein und sie recht Herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins Grüne nieder,
Lobt ihren neuen Lak, schießt öfters auf ihr Mieder,
Fast wie ein junger Herr, nur mit dem Unterscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.
Kurz, er fing an, sie recht verliebt zu küssen,
Bat um ihr Herz und trug ihr Herz davon
Und ward, wie viele noch auf diesem Dorfe wissen,
Des reichen Schulzen Schwiegersohn.
Raum hatt' er sie, so ward der Alte schon
Durch schnellen Tod der Welt und seinem Dorf entrissen.
Wen wird man nun Herr Schulze grüßen?
Wen anders als den Schwiegersohn?

Er eilt ins Amt, kommt bald und freudig wieder
Und wirft sich auf die Bank als Schulz' im Dorfe nieder.

So wie ein durch den Fleiß vollendeter Student
Nach einem glücklichen Examen
Sich selbst vor trübkner Lust nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in seiner Schöne Namen
Nach einem tiefen Kompliment
Das erstemal Herr Doktor nennt:
So wußt' auch Hans vor großer Freude
Nicht, wo er Händ' und Füße ließ,
Als ihn Schulmeisters Adelheide
Das erstemal Herr Schulze hieß.

Wie glücklich pries er sich in seiner Ehrenstelle!
Er aß sein Fleisch und that den Gästen oft Bescheid.
Alein, es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt ist wohl davon befreit?

Nach einer nicht gar langen Zeit
 Warf sich Herr Hans verdrießlich auf die Stelle,
 Auf der er sich sein Glück erfreit
 Und oft gewünscht: Wenn ich doch Schulze wäre!
 „Ich“, fing er zu sich selber an,
 „Ich habe Haus und Hof und Ehre
 Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
 Bald soll ich von der Bauern Leben
 Im Amte Red' und Antwort geben;
 Da fährt mich denn der Amtmann an
 Und heißt mich einen dummen Mann.
 Bald quälen mich die teuflischen Soldaten
 Und fluchen mir die Ohren voll.
 Bald weiß ich mir bei den Mandaten¹,
 Bald in Quatembern² nicht zu raten,
 Die ich dem Landknecht³ schaffen soll.
 Die Bauern brummen, wenn ich strafe;
 Und straf' ich nicht, so lachen sie mich aus.
 Sonst störte mich kein Mensch im Schlafe,
 Iht pocht mich jeder Narr heraus⁴,
 Und wenn es niemand thut, so hunzt⁵ die Frau mich aus.
 O wäre mir's nur keine Schande,
 Ich griffe nach dem ersten Stande
 Und stürb' als Drescher auf dem Lande.“

* * *

Wer weiß, ob mancher Große nicht
 Im Herzen wie der Schulze spricht?
 Wer weiß, wie viele sonst zu Fuße ruhig waren,
 Die ikund mißvergnügt in stolzen Kutschen fahren?

¹ Mandate, d. h. Anordnungen der Oberbehörde.

² Quatember, kurz für Quatembergeld, d. h. die Abgaben, welche im sächsischen Erzgebirge die Gewerke vierteljährlich gemeinschaftlich für den zum Bergbau überlassenen Boden dem Landesherren zu entrichten hatten.

³ Landknechte, s. v. w. Gerichtsdiener.

⁴ Wohl mit Bezug auf die alte Erzählung, wie der Vater mit seinem Kneben in der Nacht zum Schulzen geht, ihn aus dem Schlafe herausklopft und dann erklärend zum Sohne spricht: „Steh', das ist das Recht eines Hilbesheimer Bürgers, daß er in aller und jeder Zeit den Bürgermeister sprechen kann. Nichts für ungut, Herr Bürgermeister.“

⁵ Hunzen, s. v. w. wie einen Hund behandeln.

Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
 Ob es der Fürsten Gunst an einem Bande trug?
 O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
 Daß ihr die Ruh' nicht durch den Stand gewinnt!
 Lernt doch, daß die am wind'igsten glücklich sind,
 Die euch am meisten glücklich scheinen!



Die glückliche Ehe.

Gedaukt sei es dem Gott der Ehen!
 Was ich gewünscht, hab' ich gesehen:
 Ich sah ein recht zufriednes Paar;
 Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
 Bei gleicher Lieb' und gleicher Treue
 In kluger Ehe glücklich war.

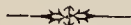
Ein Wille lenkte hier zwei Seelen,
 Was sie gewählt, pflegt' er zu wählen,
 Was er verwarf, verwarf auch sie.
 Ein Fall, wo andre sich betrübten,
 Stört' ihre Ruhe nie. Sie liebten,
 Und fühlten nicht des Lebens Müh'.

Da ihn kein Eigensinn verführte
 Und sie kein eitler Stolz regierte,
 So herrschte weder sie noch er.
 Sie herrschten; aber bloß mit Bitten.
 Sie stritten; aber wenn sie stritten,
 Kam bloß ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh' wir uns vermählen,
 Uns unsre Fehler klug verhehlen,
 Uns falsch aus Liebe hintergehn:
 So ließen sie auch in den Zeiten
 Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
 Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
 Der letzte Kuß von ihrem Munde

Nahm wie der erste sie noch ein.
 Sie starben. Wenn? — Wie kannst du fragen?
 Acht Tage nach den Hochzeitstagen;
 Sonst würden dies nur Fabeln sein.



Die beiden Wächter.

Zween Wächter, die schon manche Nacht
 Die liebe Stadt getreu bewacht,
 Verfolgten sich aus aller Macht
 Auf allen Bier- und Brauntweinbänken
 Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
 Einander bis aufs Blut zu kränken;
 Denn keiner brannte von dem Span,
 Woran der andre sich den Tabak angezündet,
 Aus Haß den feinen jemals an.
 Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach' erfindet,
 Den Feinde noch den Feinden angethan,
 Den thaten sie einander an.
 Und jeder wollte bloß den andern überleben,
 Um noch im Sarg ihm einen Stoß zu geben.

Man riet und wußte lange nicht,
 Warum sie solche Feinde waren;
 Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
 Da mußte sich's denn offenbaren,
 Warum sie seit so vielen Jahren
 So heidnisch unverzüglich waren.
 Was war der Grund? Der Brotn eid! War er's nicht?
 Nein. Dieser sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
 Allein so sang der andre nicht.
 Er sang: Bewahrt das Feuer und das Licht!
 Aus dieser so verschiednen Art,
 An die sich beid' im Singen zänkisch banden,
 Aus dem verwahrt und dem bewahrt
 War Spott, Verachtung, Haß und Rach' und Wut entstanden

Die Wächter, hör' ich viele schrein,
 Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
 Das mußten große Narren sein.
 Ihr Herren! stellt die Reden ein,
 Ihr könntet sonst unglücklich sein!
 Wißt ihr denn nichts von so viel großen Leuten,
 Die in gelehrten Streitigkeiten
 Um Silben, die gleich viel bedeuten,
 Sich mit der größten Wut entzweiten?



Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn
 Und wieherte mit Stolz auf ihn.
 „Wenn“, sprach es, und fing an, die Schenkel schön zu heben,
 „Wenn kannst du dir ein solches Ansehn geben?
 Und wenn bewundert dich die Welt?“
 „Schweig“, rief der Gaul, „und laß mich ruhig pflügen;
 Denn baute nicht mein Fleiß das Feld,
 Wo würdest du den Haber kriegen,
 Der deiner Schenkel Stolz erhält?“



Die ihr die Niedern so verachtet,
 Vornehme Müßiggänger, wißt,
 Daß selbst der Stolz, mit dem ihr sie betrachtet,
 Daß euer Vorzug selbst, aus dem ihr sie verachtet,
 Auf ihren Fleiß gegründet ist.
 Ist der, der sich und euch durch seine Händ' ernährt,
 Nichts Bessers als Verachtung wert?
 Geseht, du hättest bessre Sitten,
 So ist der Vorzug doch nicht dein.
 Denn stammtest du aus ihren Hütten,
 So hättest du auch ihre Sitten,
 Und was du bist, und mehr, das würden sie auch sein,
 Wenn sie wie du erzogen wären.
 Dich kann die Welt sehr leicht, ihn aber nicht entbehren.



Die Fliege.

Daß alle Tiere denken können,
 Dies scheint mir ausgemacht zu sein.
 Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
 Aopos hat's gesagt, Fontaine¹ stimmt mit ein.
 Wer wird auch so mißgünstig sein
 Und Tieren nicht dies kleine Glück gönnen,
 Aus dem die Welt so wenig macht?
 Denk' oder denke nicht, darauf gibt niemand acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
 Aus dem die Kunst mit ew'gem Stolze blickte,
 Dich schnell zum Beifall zwang und gleich dafür entzückte,
 Und wenn sie dich durch Schmuck bestürzt gemacht,
 Mit edler Einsalt schon dich wieder zu dir brachte:
 In diesem Bau voll Ordnung und voll Pracht
 Saß eine finstre Flieg' auf einem Stein und dachte.
 Denn daß die Fliegen stets aus finstern Augen sehn
 Und oft den Kopf mit einem Beine halten
 Und oft die flache Stirne falten,
 Kömmt bloß daher, weil sie soviel verstehn
 Und auf den Grund der Sachen gehn.
 So saß auch hier die weise Fliege.
 Ein halbes Duzend ernste Züge
 Verfinsterten ihr Angesicht.
 Sie denkt tiefsinnig nach und spricht:
 „Woher ist dies Gebäud' entstanden?
 Ist außer ihm wohl jemand noch vorhanden,
 Der es gemacht? Ich seh's nicht ein.
 Wer sollte dieser Jemand sein?“
 „Die Kunst“, sprach die bejahrte Spinne,
 „Hat diesen Tempel aufgebaut.
 Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
 Wird es Gesetz und Ordnung inne,
 Und dies beweist, daß ihn die Kunst gebaut.“
 Hier lachte meine Fliege laut.

¹ La Fontaine, der berühmte französische Fabeldichter (geb. 1621, gest. 1695).

„Die Kunst?“ sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
 „Was ist die Kunst? Ich finn' und finne
 Und sehe nichts als ein Gedicht.
 Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
 Nein, dieses Märchen glaub' ich nicht.
 Lern' es von mir, wie dieser Bau entstanden:
 Es kamen einst von ungefähr
 Viel Steinchen einer Art hieher
 Und fingen an, zusammen sich zu schiden.
 Daraus entstand der große hohle Stein,
 In welchem wir uns beid' erblicken.
 Kann was begreiflicher als diese Meinung sein?“

* * *

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
 Allein, daß große Geister leben,
 Die einer ordnungsvollen Welt
 Ein Ungefähr zum Ursprung geben
 Und lieber zufallsweise leben,
 Als einen Gott zum Thron erheben:
 Das kann man ihnen nicht vergeben,
 Wenn man sie nicht für Narren hält.

—*:*—

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu sehn
 (Erzählte mir mein Freund), beschloß ich auszugehn.
 Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden,
 Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
 Der seiner Miene nach die eingelaufenen Schulden
 Nebst dem, was er damit die Messe durch gewann,
 Und was er, wenn's ihm glücken sollte,
 Durch den Gewinnst nun noch gewinnen wollte,
 In schweren Biffen überjann.

Herr Orgon ging vor mir (ich geb' ihm diesen Namen,
 Weil ich den seinen noch nicht weiß);
 Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Tiere kamen,
 Begegnet' uns ein alter, schwacher Greis,

Für den, auch wenn er uns um nichts gebeten hätte,
 Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
 Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues Haar
 Mit mehr als Rednerkünsten red'te.

„Ach!“ sprach er, „ach, erbarmt euch mein!
 Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen,
 Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich sein;
 Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch erfüllen
 Und mich durch meinen Tod erfreun.
 O lieber Gott! laß ihn nicht ferne sein!“

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?
 „Ihr seid ein so bejahrter Mann,
 Ihr seid schon eine halbe Leiche
 Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
 Ihr unverschämter alter Mann!
 Müßt Ihr denn noch erst Brauntwein trinken,
 Um taumelnd in das Grab zu sinken?
 Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.“
 Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom schamhafter Zähren
 Floss von des Alten Angesicht.

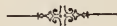
„O Gott! du weißt's.“ Mehr sprach er nicht.
 Ich konnte mich der Wehmut kaum erwehren,
 Weil ich etwas mitleidig bin.
 Ich gab ihm in der Angst den halben Gulden hin,
 Für welchen ich die Neugier stillen wollte,
 Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
 Allein er ruste mich zurück.

„Ach!“ sprach er mit noch nassem Blick,
 „Ihr werdet Euch vergriffen haben,
 Es ist ein gar zu großes Stück.
 Ich bring' Euch nicht darum, gebt mir so viel zurück,
 Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.“
 „Ihr“, sprach ich, „sollt es alles haben;
 Ich seh', daß Ihr's verdient; trinkt etwas Wein dafür.
 Doch, armer Greis, wo wohnet Ihr?“

Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage
 Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
 Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;
 Allein, indem ich nach ihm frage,

War er seit einer Stunde tot,
 Die Mien' auf seinem Sterbebette
 War noch die redliche, mit der er gestern red'te.
 Ein Psalmbuch¹ und ein wenig Brod
 Lag neben ihm auf seinem harten Bette.
 O! wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
 Mit dem er so unchristlich red'te,
 Und der vielleicht ihn iht bei Gott verklagt,
 Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt!

So sprach mein Freund und bat, die Müh' auf mich zunehmen
 Und öffentlich den Geizhals zu beschämen.
 Wiewohl ein Mann, der sich zu keiner Pflicht
 Als für das Geld versteht, der schämt sich ewig nicht.



Kalliste.

D Leser! stelle dir mit zärtlichem Gemüte
 Einmal die größte Schönheit vor,
 Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
 Um deren Herz sich längst ein edelmütig Chor
 Entzückter Jünglinge bemühte;
 Die stell' iht deinem Geiste dar,
 Und fühl' es recht, wie schön sie war.

Die, deren Schicksal ich erzähle,
 Kalliste, groß durch ihren Stand
 Und edler noch durch ihre Seele,
 Dieß, weil sie sich nicht wohl besand,
 Und weil der Doktor ihr den Aderlaß befohlen,
 Des Königs ersten Wundarzt holen.

Er, dieser so berühmte Mann,
 Der schmachtend ingeheim Kallistens Reiz verehrte,
 Weil ihm ihr hoher Stand ein größeres Glück verwehrte,
 Nahm die Gelegenheit mit tausend Freuden an.
 Er kam. O wär' er nie gekommen!

¹ Hier wie im Niederdeutschen und Mittelfränkischen allgemein s. v. w. kirchliches Gesangbuch.

Er nimmt den weißen Arm und streift ihn ängstlich auf
 Und forschet, von Lieb' und Mhdung eingenommen,
 Mit Bittern nach der Adern Lauf
 Und streift in trunkner Angst den Arm noch vielmal auf.

Kallistens Fremdbin sieht ihn zagen
 Und sagt's ihr (heimlich sagt sie's ihr).
 „O“, spricht sie, „lassen Sie den Herrn nur ruhig schlagen,
 Und schlug' er zweimal fehl, so werd' ich doch nichts sagen
 Ich weiß, er meint es gut mit mir.“
 Der Arzt sprach noch: „Das wollen wir nicht hoffen!“
 Und schlug und rief: „O unglücksel'ger Schlag!
 Ich habe ja den Puls getroffen!“
 Und taumelte, bis er danieder lag.

Sie, noch für den besorgt (kann man was Eblers denken?),
 Der so gefährlich sie verlegt,
 Verbot ihm oft, sich nicht um sie zu kränken,
 Und blieb zweien Tage lang bei allem Schmerz gesetzt.
 Doch dies war nur geringes Leiden.
 Die Ärzte sahn nunmehr die tödliche Gefahr
 Und wurden grausam eins, den Arm ihr abzuschneiden,
 Weil sonst keine Rettung war;
 Und ohne sich darüber zu beklagen,
 Reicht sie den Arm, den schönen Arm, schon dar
 Und bittet nur, den ja um Rat zu fragen,
 Der schuld an diesem Unglück war.

So ward der Schönen denn das Leben
 Für den Verlust des Arms gegeben?
 So war das Leben denn für so viel Schmerz der Lohn?
 Sieh' nur den Doktor an, sein Schrecken sagt dir's schon!
 Er sieht den Brand und spricht mit bangem Ton:
 „Sie können länger nicht als noch drei Tage leben!“

O Gott, wie kurz ist diese Frist!
 Ihr Ärzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen ist!

Auch hier blieb noch das große Herz gelassen.
 „So“, sprach sie, „sterb' ich denn? Wohlan! Er ist nicht schuld;
 Er würde gern für mich erblassen.
 Gott hat's verhängt; Gott ehr' ich durch Geduld

Und bin bereit, den Augenblick zu sterben.
 (Der Wundarzt trat indem herein),
 Sie aber“, fuhr sie fort, „setz' ich hiemit zum Erben
 Von allen meinen Gütern ein,
 Sie möchten sonst unglücklich sein!“
 Sie sprach's und schloß großmütig ein.



Der Affe.

Ein Affe sah ein Paar geschickte Knaben
 Im Brett einmal die Dame ziehn
 Und sah auf jeden Platz, den sie dem Steine gaben,
 Mit einer Aufmerksamkeit, die stolz zu sagen schien,
 Als könnt' er selbst die Dame ziehn.
 Er legte bald sein Mißvergnügen,
 Bald seinen Beifall an den Tag;
 Er schüttelte den Kopf icht bei des einen Zügen
 Und billigte darauf des andern seinen Schlag.
 Der eine, der gern siegen wollte,
 Sann einmal lange nach, um recht geschickt zu ziehn;
 Der Affe stieß darauf an ihn
 Und nickte, daß er machen sollte.
 „Doch welchen Stein soll ich denn ziehn,
 Wenn du's so gut verstehst?“ sprach der erzürnte Knabe.
 „Den, jenen, oder diesen da,
 Auf welchem ich den Finger habe?“
 Der Affe lächelte, daß er sich fragen sah,
 Und sprach zu jedem Stein mit einem Nicken: „Ja.“



Um deren Weisheit zu ergründen,
 Die thun, als ob sie das, was du verstehst, verstünden,
 So frage sie um Rat. Sind sie mit ihrem Ja
 Bei deinen Fragen hurtig da,
 So kannst du mathematisch schließen,
 Daß sie nicht das Geringste wissen.



Der Bauer und sein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
 Den Junker Hans einst mit auf Reisen nahm,
 Und der trotz seinem Herrn mit einer guten Gabe,
 Recht dreist zu lügen, wiederkam,
 Ging kurz nach der vollbrachten Reise
 Mit seinem Vater über Land.
 Friß, der im Gehr recht Zeit zum Lügen fand,
 Log auf die unverschämteste Weise.
 Zu seinem Unglück kam ein großer Hund gerannt.
 „Ja, Vater“, rief der unverschämte Knabe,
 „Ihr mögt mir's glauben oder nicht,
 So sag' ich's Euch und jedem ins Gesicht,
 Daß ich einst einen Hund bei Haag gesehen habe,
 Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fährt,
 Der, ja, ich bin nicht ehrenwert,
 Wenn er nicht größer war als Euer größtes Pferd.“

„Das“, sprach der Vater, „nimmt mich wunder;
 Wiewohl ein jeder Ort läßt Wunderdinge sehn.
 Wir zum Exempel gehn ihunder,
 Und werden keine Stunde gehn,
 So wirst du eine Brücke sehn
 (Wir müssen selbst darüber gehn),
 Die hat dir manchen schon betrogen;
 (Denn überhaupt soll's dort nicht gar zu richtig sein):
 Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
 An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
 Und fällt und bricht sogleich das Bein.“

Der Bub' erschrak, sobald er dies vernommen
 „Ach!“ sprach er, „lauft doch nicht so sehr!
 Doch wieder auf den Hund zu kommen,
 Wie groß sagt' ich, daß er gewesen wär'?
 Wie Euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
 Der Hund, iht fällt mir's ein, war erst ein halbes Jahr;
 Allein, das wollt' ich wohl beschwören,
 Daß er so groß als mancher Ochse war.“

Sie gingen noch ein gutes Stüde;
 Doch Frikzen schlug das Herz. Wie konnt' es anders sein?
 Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
 Er sah nunmehr die richterische Brücke
 Und fühlte schon den Beinbruch halb.
 „Ja, Vater“, fing er an, „der Hund, von dem ich red'te,
 War groß, und wenn ich ihn auch was vergrößert hätte,
 So war er doch viel größer als ein Kalb.“

Die Brücke kömmt. Frik! Frik! wie wird dir's gehen!
 Der Vater geht voran, doch Frik hält ihn geschwind.
 „Ach, Vater!“ spricht er, „seid kein Kind.
 Und glaubt, daß ich dergleichen Hund gesehen.
 Denn kurz und gut, eh' wir darüber gehen,
 Der Hund war nur so groß, wie alle Hunde sind.“

* * *

Du mußt es nicht gleich übelnehmen,
 Wenn hie und da ein Gock zu lügen sich erkühnt.
 Lüg' auch, und mehr als er, und such' ihn zu beschämen,
 So machst du dich um ihn und um die Welt verdient.

—*:*—

Der glückliche Dichter.¹

Ein Dichter, der bei Hofe war —
 Bei Hofe? was? bei Hofe gar?
 Wie kam er denn zu dieser Ehre?
 Ich wüßte nicht, was ein Poet,
 Ein Mensch, der nichts vom Recht und Staat versteht,
 Was der bei Hofe nötig wäre?
 Was ein Poet bei Hofe nötig ist?
 Ja, Freund, du hast wohl recht zu fragen.
 Mich ärgert's, daß August zweien Dichter² gern vertragen,
 Die man doch ißt kaum in den Schulen liest.

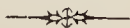
¹ Chartier, Sekretär Karls VI. und Karls VII. von Frankreich.

² Gemeint sind Vergil und Horaz.

Was ist's denn nun mit zehn Racinen
Und Molièren? Nichts! gar nichts! Der eine macht,
Daß man bei Hofe weint, der andre, daß man lacht.
Das heißt dem Staate trefflich dienen,
Dadurch wird ja kein Groschen eingebracht!

Doch auf die Sache selbst zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in seine Gunst genommen,
Schließ einst bei Tag' im Louvre ein.
Wie so? War er berauscht? Das kann wohl möglich sein.
Man hat in Frankreich guten Wein,
Und Dichter sollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Wiß und Wein
Sehr gute Freund' und Kenner sein.
Ich mag die Welt nicht Lügen strafen,
Drum sag' ich weder ja noch nein.

G'nug, der Poet war eingeschlafen,
Und war nicht schön, das man wohl merken muß;
Doch gab die Königin, den Schlaf ihm zu versüßen,
Ihm im Vorbeigehn einen Kuß.
„Was“, rief ein Prinz, „den blassen Mund zu küssen?“
„Blaß“, sprach die Königin, „blaß ist er, das ist wahr;
Doch sagt der Mann mit seinem blassen Munde
Mehr Schönes oft in einer Stunde
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.“



Die Mißgeburt.

Frau Orgon!“ rief die Frau Gevatterin,
„Ach wüßten Sie, wo ich gewesen bin!
Ich will es Ihnen wohl entdecken;
Allein, Sie müssen nicht erschrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerin.
Lucinde, daß ich's kurz erzähle,
Lucinde, die so stolze Seele,
Die uns durch ihren Staat so oft beschämt gemacht,
Erschrecken Sie nur nicht, hat in vergangner Nacht
Ein Kind (verzeih' mir's Gott!) mit langen Hasenohren,
Ein recht abscheulich Kind geboren.

Die stolze Frau! ich richte nicht;
 Allein ich weiß, daß nichts umsonst geschieht.
 Lucinde wünscht, daß es verschwiegen bliebe,
 Ich wünsch' es selbst aus Menschenliebe;
 Allein die Stadt erfährt's, gedenken Sie an mich.
 Indes behalten Sie die Heimlichkeit für sich."

Frau Orgon eilt von ihr erschrocken zu Dorinden;
 Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden
 Und schmäh't mit ihr die Weiber, die gern schmähn.
 Wie? sollte sie Dorinden nichts erzählen?
 Nein, denn sie jängt schon an sich bestens zu empfehlen.
 Warum muß der Besuch so bald zu Ende gehn?
 Vielleicht, weil beide sich von nichts zu reden schämen.
 Deswegen? Nein, das glaub' ich nicht.
 Wie sollten dies sich Weiber übelnehmen,
 Da mancher große Mann, gelehrt von Angesicht,
 Oft tagelang von nichts mit großen Männern spricht?

So ist Frau Orgon schon gegangen?
 Noch nicht. Nun aber geht sie fort.
 Doch seht, sie kehrt sich um: „Frau Schwester, noch ein Wort,
 Ein Wort! Es soll mich sehr verlangen,
 Ob Sie? — Lucinde — Wie? Sie hätten nichts gehört?
 Nichts, Gott vergib mir meine Sünde,
 Nichts von der Mißgeburt der kostbaren Lucinde,
 Mit welcher sie die Welt beschwert?
 Hier sieht man recht die göttlichen Gerichte!
 Ein Kind mit härichtem Gesichte,
 Das einem Hasen gleicht, und einem Pferdefuß,
 Bedenken Sie, wie das erschrecklich lassen muß!
 Allein Lucinde will's verhehlen;
 Drum sagen Sie nur weiter nichts davon,
 Das arme Kind! Es ist ein Sohn."

Dorinde sagt's ihr zu. Und doch soll mir's nicht fehlen,
 Sie wird die Neuigkeit, sobald sie kann, erzählen,
 Weil jene sie zu schweigen hat.
 Sie thut es so getreu, als es Frau Orgon that.
 Erst hat das Kind nur Hasenohren,
 Frau Orgon schenkt ihm drauf noch einen Pferdefuß;

Allein Dorinden ist's noch viel zu schön geboren,
 Und weil sie was verbessern muß,
 Thut sie dem Kinde den Gefallen
 Und macht ihm noch an beide Hände Krallen.

Oh' noch der Nachmittag verstrich,
 Ließ das Geheimnis sich auf allen Gassen hören.
 Die alten Mütter kreuzten sich
 Und suchten schon recht mütterlich
 Durch dieses Zorngericht die Töchter zu befehren.
 Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach!
 Von diesem Wechselbalge sprach.
 Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
 Schon für die Wahrheit der Geschichte.

Sobald als dies der Magistrat ersuhr,
 Schickt' er den Physikus nach dieser Kreatur.
 Er kam neugierig zu Lucinden;
 Allein anstatt den Wechselbalg zu finden,
 Fand er ein wohlgestaltetes Kind,
 An dem die Ohren größer waren,
 Als sie bei andern Kindern sind.
 Das war die Mißgeburt, der man so mitgefahren.

* * *

Der Dörfer und der Städte Plage,
 Verwünscht seist du, gemeine Säge!
 Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
 Geheimnisvoll in alle Häuser fliegt
 Und, wenn sie's dreimal sagt, von neuem dreimal lügt.
 Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen,
 Zumal, wenn es der armen Freundin gilt!
 Ein giftig Weib — doch nein, ich mag nicht schmälen,
 Mich schreckt die Redekunst, mit der sie andre schilt.



Die Ente.

Die Ente schwamm auf einer Pfüke
 Und sah am Rande Gänse gehn,
 Und konnt' aus angebornem Wiße
 Der Spöttelei unmöglich widerstehn.

Sie hob den Hals empor und lachte dreimal laut
 Und sah um sich, so wie ein Witzling um sich schaut,
 Der einen Einfall hat und mit Geschrei und Lachen
 So glücklich ist, ihm Luft zu machen.

Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb stehn.
 „Was“, sprach sie, „hast du uns zu sagen?“
 „Ach, nichts! Ich hab' euch zugehört,
 Ihr könnt vortrefflich auswärts gehn.
 Wie lange tanzt ihr schon? Das wollt' ich euch nur fragen.“
 „Das“, sprach die Gans, „will ich dir gerne sagen;
 Allein du mußt mit mir spazieren gehn.“

* * *

Ihr Kleinen, die ihr stets so gern auf Größe schmähet,
 An ihnen tausend Fehler sehet,
 Die ihr an euch doch nie entdeckt,
 Glaubt, daß an euch der Sumpf, in dem ihr euch so blähet,
 Dieselben Fehler auch versteckt.
 Und sollen sie der Welt, wie euch, unsichtbar bleiben,
 So laßt euch nichts daraus vertreiben!



Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
 Als vielen, die ihn gern belachen,
 Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
 Das Amt des Uebernen gewählt,
 (Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?)
 Till Eulenspiegel zog einmal
 Mit andern über Berg und Thal.
 So oft als sie zu einem Berge kamen,
 Ging Till an seinem Wanderstab
 Den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
 Allein wenn sie berganwärts stiegen,
 War Eulenspiegel voll Vergnüßen.
 „Warum“, fing einer an, „gehst du bergan so froh?
 Bergunter so betrübt?“ — „Ich bin“, sprach Till, „nun so.

Wenn ich den Berg hinunter gehe,
So denk' ich Narr schon an die Höhe,
Die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
Allein wenn ich berganwärts gehe,
So denk' ich an das Thal, das folgt, und faß' ein Herz."

* * *

Willst du dich in dem Glück nicht ausgelassen freun,
Im Unglück nicht unmäßig kränken,
So lern' so klug wie Eulenspiegel sein,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.



Cleant.

Cleant, ein lieber Advokat,
Der, wie es ihm nach seinem Eid gebührte,
Der Unterdrückten Sache führte
Und manchen armen Schelm vom Galgen und vom Rad
Durch seinen Witz los prozessierte,
Half, weil man ihn um seinen Beistand hat,
Die Unschuld zweener Diebe retten
Und brachte sie, weil er geschickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.
Das arme Volk! Da sieht man's nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär' er nicht so treu die Sache durchgegangen,
So hätte man das arme Paar,
Das seiner That fast überwiesen war,
In aller Unschuld aufgehangen.

Izt waren sie nun beide frei
Und dankten ihrem Advokaten
Auf ihren Knien für seine Treu'
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Dukaten

Und schwuren ihm bei ihrer Ehrlichkeit,
 Wenn bess're Zeiten kommen sollten,
 Daß sie für diesen Dienst, durch den er sie befreit,
 Ihn reichlicher belohnen wollten.

Alein die Nacht war vor der Thür.
 Sie sahn nun, daß sie nicht nach Hause kommen könnten;
 Drum gab der Advokat den redlichen Klienten
 Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
 Weil sie so gut bezahlt hatten.
 Dies kam den Herren gut zu statten;
 Denn sie bedienten sich der Nacht
 Und knöbelten den lieben Wirt im Bette
 Und stahlen das, was sie gebracht,
 Und suchten fleißig nach, ob er nichts weiter hätte.
 Drauf gingen sie zu ihm vors Bette
 Und nahmen höflich gute Nacht.



Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
 Zu einem gräßlichen Vermögen,
 Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
 Nein, er beschwor es oft, allein durch Gottes Segen.
 Und um sein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen
 Und auch vielleicht aus heiligem Vertrauen,
 Gott zur Vergeltung zu bewegen,
 Ließ er ein Hospital für arme Fromme baun.

Judem er nun den Bau zustande brachte
 Und vor dem Hause stund und heimlich überdachte,
 Wie sehr verdient er sich um Gott und Arme machte,
 Ging ein verschmizter Freund vorbei.
 Der Geizhals, der gern haben wollte,
 Daß dieser Freund das Haus bewundern sollte,
 Fragt' ihn mit freudigem Geschrei,
 Ob's groß genug für Arme sei?

„Warum nicht?“ sprach der Freund, „hier können viel Personen
 Recht sehr bequem beisammen sein;
 Doch sollen alle die hier wohnen,
 Die Ihr habt arm gemacht, so ist es viel zu klein.“



Der Tod der Fliege und der Mücke.

Der Tod der Fliege heißt mich dichten,
 Der Tod der Mücke heißt mein Lied;
 Und kläglich will ich dir berichten,
 Wie jene starb und die verschied.

Sie setzte sich, die junge Fliege,
 Voll Mut auf einen Becher Wein,
 Entschloß sich, that drei gute Züge
 Und sank vor Lust ins Glas hinein.

Die Mücke sah die Freundin liegen;
 „Dies Grabmal“, sprach sie, „will ich scheun.
 Um Lichte will ich mich vergnügen
 Und nicht an einem Becher Wein.“

Allein, verblendet von dem Scheine,
 Ging sie der Lust zu eifrig nach,
 Verbrannte sich die kleinen Beine
 Und starb nach einem kurzen Ach!

Ihr, die ihr euren Trieb zu nähren,
 In dem Vergnügen selbst verdarbt,
 Ruht wohl und laßt zu euren Ehren
 Mich sagen, daß ihr menschlich starbt.



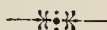
Amynt.

Amynt, der sich in großer Not befand
 Nud, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
 Die hart verpfändet war, zehn Thaler schaffen sollte,
 Bat einen reichen Mann, in dessen Dienst er stand,

Doch dieses Mal sein Herz vor ihm nicht zu verschließen
 Und ihm zehn Thaler vorzuschießen.
 Der Reiche ging des Armen Bitte ein;
 Denn gleich auß erste Wort? Ach nein!
 Er ließ ihm Zeit, erst Thränen zu vergießen;
 Er ließ ihn lange trostlos stehn
 Und oft um Gotteswillen flehn
 Und zweimal nach der Thüre gehn.
 Er warf ihm erst mit manchem harten Fluche
 Die Armut vor und schlug hierauf
 Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
 Die Menge böser Schuldner auf,
 Und fuhr ihn (denn dafür war er ein reicher Mann)
 Bei jeder Post gebietrisch schaubend an.
 Da fing er an sich zu entschließen,
 Dem redlichen Amynt, der ihm die Handschrift gab,
 Auf sechs Prozent zehn Thaler vorzuschießen,
 Und dies Prozent zog er gleich ab.
 Indem daß noch der Reiche zählte,
 So trat sein Handwerksmann herein
 Und bat, weil's ihm an Gelde fehlte,
 Er sollte doch so gütig sein
 Und ihm den kleinen Rest bezahlen.
 „Ihr kriegt ikt nichts!“ fuhr ihn der Schuldherr an;
 Allein der arme Handwerksmann
 Bat ihn zu wiederholten Malen,
 Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
 Der Reiche, dem der Mann zu lange stehen blieb,
 Fuhr endlich auf: „Geht fort, Ihr Schelm, Ihr Dieb!“
 „Ein Schelm? dies wäre mir nicht lieb.
 Ich werde gehn und Sie verklagen;
 Amynt dort hat's gehört.“ — Und eilends ging der Mann.
 „Amynt!“ fing drauß der Wuchrer an,
 „Wenn sie Euch vor Gerichte fragen,
 So könnt Ihr ja mir zu Gefallen sagen,
 Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar sein
 Und Euch statt zehn gleich zwanzig Thaler leihn.
 Denn diesen Schimpf, den er von mir erlitten,
 Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
 Dies würde mir ein ew'ger Vorwurf sein.

Kurz, wollet Ihr mich nicht als Zeuge kränken,
 So will ich Euch die zwanzig Thaler schenken;
 So kommt Ihr gleich aus aller Eurer Not."

„Herr“, sprach Amant, „ich habe seit zween Tagen
 Für meine Kinder nicht satt Brot,
 Sie werden über Hunger klagen,
 Sobald sie mich nur wiedersehn;
 Es wird mir an die Seele gehn.
 Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
 Allein ich will's mit Gott ertragen.
 Streicht Euer Geld, das Ihr mir bietet, ein,
 Und lernt von mir die Pflicht, gewissenhaft zu sein."



Herodes und Herodias.

Freund, wer ein Laster liebt, der liebt die Laster alle¹,
 Wer ein Gesetz der Tugend übertritt,
 Entheiligt in dem einen Falle
 Im Herzen auch die andern mit.
 „O!“ sprichst du, „welche Sittenlehre
 Gibt euch der Geist der Schwermut ein!
 Geseht, daß ich der Wollust dienstbar wäre,
 Werd' ich deswegen wohl der Mordsucht eigen sein?“
 Ich glaub' es, lieber Freund, du wirst es mir verzeihn;
 Schrift und Vernunft behaupten diese Lehre.
 Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
 Die Hurerei sei kein Verbrechen,
 Wird, wenn's dein Vorteil nur begehrt,
 Das Wort zugleich der Mordsucht sprechen.
 Auf einmal wird man nie der größte Bösewicht;
 Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
 Verleze nur mit Vorsatz eine Pflicht,
 So hast du schon das schreckliche Vermögen,
 Wodurch dein Herz die andern bricht.
 Warum gehorchst du den Gesetzen?

¹ Denselben Satz erläutert auch der Magister in den „Zärtlichen Schwestern“ und „Der Mann mit Einem Laster und mit vielen Tugenden“ in den „Moralischen Charakteren“.

Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
 Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt gibt.
 Doch darfst du ein Gebot verlegen,
 So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehn.
 Was kann sich dir denn widersehn,
 Dich nicht an allen zu vergehn?

O! merk' es doch, noch unschuldsvolle Jugend!
 Ich bitte dich, o merk' es dir!
 Es gibt nicht mehr als eine Tugend
 Und als ein Laster neben ihr.
 Hast du den Vorsatz nicht, nach allen heil'gen Pflichten
 Dich in und außer dir zu richten,
 So prange hier und da mit guter Eigenschaft,
 Dein Herz ist doch nicht tugendhaft.
 So oft du's wagst, nur eins von den Gesetzen,
 Weil es dein Herz verlangt, mit Vorsatz zu verlegen,
 So schwächst du aller Tugend Kraft
 Und bist bei hundert guten Thaten,
 Die Hoffnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir raten,
 Vor Gott und der Vernunft doch völlig lasterhaft.

O Jugend! fass' doch diese Lehren,
 Jetzt ist dein Herz geschikt dazu.
 Dem kleinsten Laster vorzuwehren,
 Die Tugend ewig zu verehren,
 Sei niemand eifriger als du!
 Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
 Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
 Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
 Sie wird bei widrigem Gesche
 Dich über dein Geschick erhöhn.
 Sie wird im letzten Augenblicke,
 Wenn alle traurig von dir gehn,
 In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn
 Und in die Welt der sel'gen Herrlichkeiten
 Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
 Sie wird dein Schmuß vor jenen Geistern sein,
 Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
 O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
 Um strenge gegen dich zu sein?

Nunmehr mag uns ein wahres Beispiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt¹,
Brach dem die Treu', mit dem sie sich vermählt,
Und hing an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Bärtlichkeit und nicht für Unzucht hielt.

Doch laßt die Schmeichler knechtisch sprechen.
Johannes kommt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laster strahlt. Er sieht es und spricht kühn:
„Du hast des Bruders Weib; dies, Fürst, ist ein Verbrechen!“
So red't ein Mann, aus dem der Geist der Tugend spricht.
Zur Niederträchtigkeit reizt ihn der Thron zu wenig.
Er fürchtet Gott mehr als den König
Und hält den Mut für seine größte Pflicht,
Wenn er zu dessen Ehre spricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.

So dreist sprach Zacharia Sohn;
Mein der Kerker ward sein Lohn.
Ein Widerruf könnt' ihn daraus erretten;
Doch nein! ein Tugendfreund liegt lieber frei an Ketten,
Als sklavisch um der Fürsten Thron.
So frei indes Johannes auch gesprochen,
So blieb er doch dem Fürsten wert.
Denn selber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereizt, das Gott und Tugend ehrt.
Ein heimliches Gefühl heißt ihn dies Herz noch lieben
Und sich, daß er's nicht hat noch hassen kann, betrüben.

Und also scheint der Fürst noch tugendhaft zu sein,
So sehr ihn auch sein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ist, ist er drum grausam? Nein!
Doch laßt nur einen Umstand kommen,

¹ Luc. VI, 17 ff.

So wird er's doch aus Wollust sein.
 Kein Laster herrscht jemals allein,
 Und du begingst vielleicht wie er das größte,
 Wärst du zum größten nicht zu klein.

Der Fürstin Tochter tanzt an einem Freudenfeste.
 Der Hof bewundert sie. Herodes wird entzückt
 Und fühlt, indem er sie erblickt,
 Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
 Er winkt der Salome: „Geb' ihm dein Glück,
 Und bitte, was du willst; für meine Lieb' und dich
 Ist nichts zu groß und nichts zu königlich.“

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
 Zu der Herodias und fragt: „Was soll ich bitten?“
 „Bitt' um des Täufers trohig Haupt.“
 O Gott! wer hätte das geglaubt?
 Ist für ein weiches Herz und für verbuhlte Blicke
 Ein blutig Haupt ein reizungsvolles Glück?
 Ein Weib, das sonst die kleinsten Schmerzen scheut,
 Find't, da die Wollust ihr gebet,
 Selbst Wollust in der Grausamkeit,
 Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen?

Herodes hört den Wunsch, erschrickt und wird betrübt,
 Weil er den frommen Täufer liebt;
 Allein der Fürstenstolz weist ihn auf sein Versprechen.
 Hat's nicht der Hof gehört? Bist du nicht Herr und Fürst?
 Wird sich Herodias nicht gleich durch Kalksinn rächen,
 Wofern du nicht den Wunsch erfüllen wirst?
 Gebet, sprach seine Brunst, und eilig willigt er
 In dieses grausame Vergnügen.
 Man bringt des Täufers Haupt auf einer Schüssel her.

Hier siehst du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
 In einem Laster alle siegen!



Der Freigeist.

Ihr, die ihr nach der Tugend strebet,
 Ihr, die ihr dem gehorsam seid,
 Was die Vernunft und was die Schrift gebet,
 Ein Freigeist lacht euch aus, daß ihr so sklavisch lebet.
 „Was sucht ihr?“ fragt er euch; „nicht die Zufriedenheit?
 Ist's möglich, sich so zu betrügen?
 Um euch vergnügt zu sehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
 Ihr sucht die Ruh' und find't sie in der Last,
 Haßt, was ihr liebt, und liebet, was ihr haßt.
 Habt ihr Vernunft? Ich zweifle fast.
 Die Freiheit in der Tugend finden,
 Das heißt, um frei zu sein, sich erst an Ketten binden.

„Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
 Die euch zu finstern Köpfen macht;
 Folgt der Natur, genießt, was sie euch schenket;
 Sucht nichts, als was ihr wünscht; flieht nichts, als was
 euch kränket;

Denkt frei und lebet, wie ihr denkt,
 Und gebt nicht auf die Thoren acht.
 Der Pöbel ist der größte Hauf' auf Erden,
 Von diesem reißt euch los. Er weiß nicht, was er glaubt,
 Hält seinen Trieb für unerlaubt
 Und sieht nicht, daß er sich sein Glück aus Mißsucht raubt;
 Sonst würd' er nicht so abergläubisch werden.

„Drum faßt den kurzen Unterricht:
 Was viele glauben, glaubet nicht.
 Sie glauben es aus Trägheit nicht zu prüfen;
 Doch ein Vernünftiger dringt in der Wahrheit Tiefen.
 Was ist die Schrift? Was lehret sie?
 Ein traurig Leben, reich an Müh',
 Und Rätsel, die wir aufzuschließen
 Erst der Vernunft entsagen müssen.
 Was ist das mächtige Gewissen?
 Ein Ding, das die Erziehung schafft,
 Ein heilig Erbteil aller Blöden;
 Doch die, die wissen, was sie reden,
 Empfinden nichts von seiner Kraft.

„Folgt der Natur. Sie ruft; was kann sie anders wollen,
 Als daß wir ihr gehorchen sollen?
 Die Furcht erdachte Recht und Pflicht
 Und schuf den Himmel und die Hölle,
 Setzt die Vernunft an ihre Stelle:
 Was seht ihr da? den Himmel und die Hölle?
 O nein! ein weibisches Gedicht¹.
 Laßt doch der Welt ihr kindisches Geschwäze.
 Was jeden ruhig macht, ist jedes sein Gesetz;
 Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.“

Dies war der Witz, mit dem in seinem Leben
 Ein Freigeist sein System erwies,
 Die Tugend von dem Throne stieß,
 Um nur sein Laster drauß zu heben.
 Sein böses Herz war ihm Vernunft und Gott,
 Und der am Kreuze starb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam; und der, der nie gezittert,
 Ward plötzlich durch den Tod erschüttert.
 Das Schrecken einer Ewigkeit,
 Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
 Ein Abgrund, welcher ihn schon zu verschlingen suchte,
 Zerstörte das System tollkühner Sicherheit.
 Und der, der sonst mit seinen hohen Lehren
 Der ganzen Welt zu widerstehn gewagt,
 Fing an, der Magd geduldig zuzuhören,
 Und ließ von seiner frommen Magd,
 Zu der er tausendmal „du christlich Tier“ gesagt,
 Sich widerlegen und bekehren².
 So stark sind eines Freigeist's Lehren!



¹ D. h. Erdichtung, Erfindung.

² Vgl. in den „Moralischen Vorlesungen“ (III. Vorlesung): „Saurin, der vortreffliche Saurin, sagt, er habe keinen Freigeist, keinen ohne Ausnahme gekannt, der nicht auf seinem Todbette sein System widerrufen und verabscheuet hätte.“

Das Vermächtniß.

Dront, der in der Welt das große Glück erlebt,
 Das Fürsten oft den Hirten lassen müssen,
 Das Glück, von einem Freund sich treu geliebt zu wissen,
 Dront, der sich dies Glück, so arm er war, erstrebt,
 Ward krank. Sein kluger Arzt sah aus verschiednen Fällen,
 Daß keine Rettung möglich war,
 Eröffnete dem Kranken die Gefahr
 Und hieß ihn bald sein Haus bestellen.

Dront, der sich nunmehr dem Irdischen entziehn
 Und frei im Geist den Tod erwarten wollte,
 Bat, daß man seinen Freund ihm eiligt rufen sollte.
 Sein Freund, sein Pylades, erschien.
 „Ach!“ sprach Dront nach zärtlichem Umfassen,
 „Ich sterb’, und was mir Gott verliehn,
 Will ich, mein Freund, dir hinterlassen:
 Dir laß ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehen,
 Und meine Frau, sie zu ernähren;
 Denn du verdienst, daß sie dir angehören.“



Die Gutthat.

Wie rühmlich ist's, von seinen Schätzen
 Ein Pfleger der Bedrängten sein
 Und lieber minder sich ergehen,
 Als arme Brüder nicht erkennen!

Beaten fiel heut ein Vermögen
 Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
 „Nun“, sprach sie, „hab’ ich einen Segen,
 Von dem ich Armen Gutes thu.“

Sie sprach's. Gleich schlich zu seinem Glück
 Ein tieher Alter vor ihr Haus
 Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
 Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen
Und fühlte recht des Armen Not.
Sie weinte, ging und gab dem Armen
Ein großes Stück verschimmelt Brot.



Der Kandidat.

Ein Kandidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht', inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,
Und reichte, weil ein Platz im Ratstuhl offen war
Dem Gönner eine Bittschrift dar.
Der Gönner las sie durch und las sie mit Vergnügen.
„Es kränkt mich“, fing er an, und nahm ihn bei der Hand,
„Daß ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb' und ehre den Verstand;
Sie sollen dieses Amt vor allen andern kriegen.“

Er sprach darauf mit ihm, und was der Jüngling sprach,
Berriet den besten Geist, geschaffen zum Studieren,
Zum größten Amte nicht zu schwach
Und wert, die andern zu regieren.

„Ach!“ sprach der Gönner ganz erfreut,
„Nun kenn' ich Sie, das Amt ist Ihre.“
Und in der größten Freundlichkeit
Ging er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jüngling ihm ein großes Goldstück an,
Um sichrer noch zu gehn. „Nein“, sprach der wahre Mann,
„Nunmehr soll dieses Amt nicht Ihre;
Denn wer Geschenke gibt, nimmt sie auch wieder an;
Ihr Herz ist schlecht.“ Hier griff er nach der Thüre.



Die schlauen Mädchen.

Zwei Mädchen brachten ihre Tage
Bei einer alten Base zu.
Die Alte hielt zu ihrer Mühmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh'.

Raum krächte noch der Hahn bei frühem Tage,
So rief sie schon: „Steht auf, ihr Mädchen! es ist spät,
Der Hahn hat schon zweimal gekräch.“

Die Mädchen, die so gern noch mehr geschlafen hätten
(Denn überhaupt sagt man, daß es kein Mädchen gibt,
Die nicht den Schlaf und ihr Gesicht liebt),
Die wanden sich in ihren weichen Betten
Und schwuren dem verdamnten Hahn
Den Tod und thaten ihm, da sie die Zeit erfahen,
Den ärgsten Tod rachsüchtig an.

Ich hab's gedacht, du guter Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geschöpf so leicht entfliehen.
Und ihren Zorn sich zuzuziehn,
Ist leider eine leichte Sache.

Der arme Hahn war also aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein scharf Examen angestellt.
Die Mädchen thaten fremd und schalten
Auf den, der diesen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was half's den schlauen Kindern?
Der Tod des Hahns sollt' ihre Plage mindern,
Und er vermehrte sie noch mehr.
Die Base, die sie sonst nicht eh' im Schlafe störte,
Als bis sie ihren Haushahn hörte,
Wußt' in der Nacht ikt nicht, um welche Zeit es wär';
Allein, weil es ihr Alter mit sich brachte,
Daß sie um Mitternacht erwachte,
So rief sie die auch schon um Mitternacht,
Die, später aufzustehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärst du so klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszustehn,
So würdest du dich nicht so oft genötigt sehn,
Die größern Übel zu ertragen.



Epictet.¹

Verlangst du ein zufriednes Herz,
 So lern' die Kunst, dich stoisch zu besiegen,
 Und glaube fest, daß deine Sinnen trügen.
 Der Schmerz ist in der That kein Schmerz,
 Und das Vergnügen kein Vergnügen;
 Sobald du dieses glaubst, so nimmt kein Glück dich ein,
 Und du wirst in der größten Pein
 Noch allemal zufrieden sein.
 „Das“, sprichst du, „kann ich schwer verstehen.
 Ist auch die stolze Weisheit wahr?“
 Du sollst es gleich bewiesen sehen;
 Denn Epictet stellt dir ein Beispiel dar.

Ihn, als er noch ein Sklave war,
 Schlug einst sein Herr mit einem starken Stabe
 Zweimal sehr heftig auf das Bein.
 „Herr“, sprach der Philosoph, „ich bitt' Ihn, laß Er's sein,
 Denn sonst zerschlägt Er mir das Bein.“
 „Gut, weil ich dir's noch nicht zerschlagen habe,
 So soll es“, rief der Herr, „denn gleich zerschlagen sein.“
 Und drauf zerschlug er ihm das Bein,
 Doch Epictet, anstatt sich zu beklagen,
 Ting ruhig an: „Da sieht Er's nun!
 Hab' ich's Ihm nicht gesagt, Er würde mir's zerschlagen?“

* * *

Dies, Mensch, kann Zenons² Weisheit thun!
 Besiege die Natur durch diese starken Gründe;
 Und willst du stets zufrieden sein,
 So bilde dir erhaben ein,
 Lust sei nicht Lust und Pein nicht Pein.
 „Allein“, sprichst du, „wenn ich das Gegenteil empfinde,
 Wie kann ich dieser Meinung sein?“
 Das weiß ich selber nicht; indessen klingt's doch fein,
 Troß der Natur sich stets gelassen sein.



¹ Epictet, Sklave des Epaphroditos, stoischer Philosoph. Starb unter Hadrian.

² Zenon, griechischer Philosoph, der Stifter der stoischen Schule, gebürtig aus Kittion auf Cypern, lebte von 340—260.

Elpin.

Ein Großer in Athen, der kein Verdienst besaß,
 Als daß er vornehm trank und aß
 Und sein Geschlecht zu rühmen nie vergaß,
 Verlangte doch den Ruhm zu haben,
 Als hätt' er wirklich große Gaben.
 Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht',
 Da stünde, wo sein Christoph steht,
 Und kaum zum Diener tüchtig wäre,
 Hält desto mehr auf Ruhm und Ehre,
 Je dreister sich sein Herz trotz seinem Stolz erkühnt
 Und ihm oft sagt, daß er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Große wohnte,
 War ein Poet, der die Verdienste pries,
 Die Tugend durch sein Lied belohnte
 Und durch sein Lied unsterblich werden hieß;
 Den bat Elpin, ihn zu besingen.
 „Sie können“, sprach der große Mann,
 „Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.“

„Mein Herr“, rief der Poet, „es geht unmöglich an.
 Ich hab' aus Eigensinn einst ein Gelübd' gethan,
 Nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen.“



Das Hospital.

Elmire war zur Witwe worden
 Und nahm sich vor, nicht mehr zu frein.
 Allein sie war noch jung; was macht man ganz allein?
 Ich dächte doch, sie könnte wieder frein.
 Der Witwenstand ist ein betrübter Orden.
 Elmire sah's und schritt zur zweiten Wahl.
 Allein sie war das erstemal
 Nicht gar zu wohl verwahret worden.
 Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
 Daß es viel böse Männer gibt.
 Elmire that daher ein feierlich Gelübd'

Indem sie sich zur zweiten Ehe schickte:
 Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
 Ein Hospital für fromme Männer bauen;
 Denn sie war reich. Und kurz, sie ließ sich wieder traun.

O welche Lust erfolgt oft nach dem Leide!
 Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
 Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
 Und der auf nichts als ihr Vergnügen sann.
 Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen?

Sie ließ geschwind den Grund zum Hospitale legen.
 Vier Wochen strichen hin. Nun war der Grund gelegt,
 Und bald wird man das erste Stockwerk sehen;
 Doch nein, Elmore kommt und heißt, vom Born bewegt,
 Die Mäurer auseinander gehen.
 Wie! sollt' es nicht mehr gut in ihrer Ehe stehen?
 Das kann nicht möglich sein, sie sind ja kaum getraut!
 Nun kurz und gut, es ward nicht fortgebaut;
 Und ungefähr nach einem halben Jahre
 Sag dieser Mann auch auf der Bahre.
 Der liebe Mann!

Die Frau schwört Stein und Bein,
 Ihr Lebenslang nicht mehr zu frein;
 Und doch war sie nach zweiundfunzig Wochen
 (Der Bau muß ja vollendet sein!)
 Bereits das dritte Mal versprochen.

O, das war erst ein würdiger Gemahl!
 Verständig, zärtlich und verbindlich,
 Nicht eigensinnig, nicht empfindlich;
 Er bat da nur, wo jener wild befahl;
 Die Blicke seiner Frau erfüllt' er als Befehle.
 Kurz, beide waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gön'n' ihr diesen Mann.
 Allein, sie wollte doch nicht trauen;
 Sie fing nicht gleich, wie eh'mals, an zu bauen.
 Ich lobe sie darum und hätt' es selbst gethan;
 Der Hecker mag den Männern trauen,
 Wenn man so leicht zweimal sich irren kann.

Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
 Den Gatten noch so liebenswert,
 Als an dem Tag', da er, gefragt vor dem Altare,
 Ihr durch ein feufzend Ja sein zärtlich Herz erklärt.
 Der Bau wird fortgefekt. Ich feh' Almiren kommen;
 Wie freundlich fieht fie diesmal aus!
 „Ach, Meifter, fördert doch das Haus!
 Warum habt Ihr's denn angenommen?
 Ich geb' Euch ja das Geld voraus;
 Laßt doch noch mehr Gefellen kommen!“

Ei, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun;
 Das muß ein rechter Eh'mann fein!

Die Mäurer fördern fich, und binnen vierzehn Tagen
 Sieht man das erste Stockwerk ftehn:
 Und nun läßt fich Almire wieder fehn.
 Man fieht's ihr an, fie hat etwas zu fagen;
 Vielleicht fah fie die Mäurer müßig ftehn?
 Denn leider pflegt's fo herzugehn.
 Vielleicht hat man am Bau etwas verfehn?
 Das follte mich doch felbft verdrießen.
 Izt öffnet fie den Mund; nun wird fich's zeigen müßen
 „Ach“, fängt fie heftig an zu fchrein,
 „Hört auf, und reißt den Plunder ein!
 Ich laffe keinen Stein mehr tragen;
 Wofür verbaut' ich denn mein Geld?
 Für Männer, die die Weiber plagen?
 Denn andre gibt's nicht auf der Welt.“

Die böfe Frau! Man follte fie verklagen.



Der betrühte Witwer.

In Poitou (ich will mit Fleiß die Gegend nennen,
 Damit fich die befragen können,
 Die, wenn ein kleiner Umftand fehlt,
 Schon zweifeln, ob man wahr erzählt),
 In Poitou ließ einst ein Mann fein Weib begraben.
 Allein man merk' es wohl, man ift in Poitou;

Da geht es, wenn sie Leichen haben,
 So prächtig wie bei uns nicht zu.
 Man kleidet sie geschwind mit leinen Sterberöcken
 Und trägt den Sarg, ohn' ihn erst zuzudecken,
 An den für ihn bestimmten Ort.
 So trug man auch den offenen Sarg iht fort.
 Doch was geschieht, indem sie ihn so tragen?
 Der Leichenweg ging dicht an einer Hecke hin;
 Hier rikt ein Dorn die tote Frau ins Kinn.
 Auf einmal fängt sie an, die Augen aufzuschlagen,
 Und ruft: „Wohin wollt ihr mich tragen?“
 Hier, deucht mich, hör' ich viele fragen:
 Wie kam die gute Frau zurück?
 Hielt es der Mann auch für ein Glück,
 Die Hälfte wieder zu bekommen,
 Die ihm der Tod zuvor genommen?
 Wie mag ihm wohl gewesen sein?

Das letzte wird man gleich erfahren.
 Nach weniger als sieben Jahren
 Büßt' sie das zweite Mal ihr junges Leben ein.
 Der Mann gab ihr vom neuen das Geleite
 Und ging gesetzt an seiner Gattin Seite,
 Wie alle harte Bauersleute.
 Allein, sobald er nur die Hecke wieder sah,
 So wies er erst, wieviel sein Herz empfände.
 Er rung mit Thränen beide Hände.
 „Ach“, rief er aus, „da war es, da!
 Kommt ja der Hecke nicht zu nah!“



Der Tartarfürst.

Ein Tartarfürst, von dem man in Geschichten preist,
 Daß er als Prinz Europa durchgereist,
 Befahl, weil er sein Volk galanter machen wollte,
 Daß kein vornehmer Weib ihr Kind selbst stillen sollte.
 Die wilden Damen lachten nur;
 Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüsten

Und glaubten, daß sie der Natur
 Und ihren Müttern folgen müßten.
 Der Chan fing an, sich zu entrüsten,
 Gab ein sehr scharf Mandat und schwur,
 Daß jede Frau vom Stande sterben sollte,
 Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
 Und weil sie sich gezwungen sahn,
 So nahmen sie denn Ammen an.
 Allein sie konnten sich des Trieb's nicht lang' erwehren,
 Ihr eigen Blut an ihrer Brust zu nähren.
 Die meisten fingen an, dem Chan den Tod zu schwören.

Einst, als der Tartarfürst sich ganz allein befand,
 Kam mit dem Degen in der Hand
 Ein vornehm Weib auf ihn gerannt
 Und sprach, von edlem Grimm entbrannt:
 „Hör' auf, mein Kind mir abzubringen,
 Sonst bin ich hier, dich umzubringen.
 Ich säug' es selbst und säug' es mir zur Lust;
 Deswegen hab' ich diese Brust.
 In dieser Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
 Soll mich, o Fürst, kein Tier beschämen.“

Der gute Tartarfürst erschrak
 Und unterließ, um nicht sein Leben zu verlieren,
 Den europäischen Geschmack
 In seinen Horden einzuführen.



Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der sich des Oheims Gunst empfohlen,
 Bekam von ihm zweihundert Stück Pistolen,
 Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er ließ nach ein'ger Zeit sich wieder vor ihm sehn.
 Indem daß nun der Oheim mit ihm red'te,
 So fragt' er ihn zu gleicher Zeit,
 Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte?

„Hier“, sprach der junge Prinz erfreut,
 „Hier hab’ ich meine ganze Kasse;
 In den zweihundertn fehlt nicht ein einzig Stück.“

Der Oheim nahm den Augenblick
 Das Geld und warf es auf die Gasse.
 „Lernt, Prinz“, fing drauf der Oheim an,
 „Die Kunst, das Geld nutzbarer anzuwenden;
 Ein Prinz hat darum viel in Händen,
 Damit er vielen dienen kann.“



Das neue Ehepaar.

Nach so viel bittern Hindernissen,
 Nach so viel ängstlicher Gefahr,
 Als jemals noch ein zärtlich Paar
 Hat dulden und beweinen müssen,
 Ließ endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genießen,
 Das, wenn’s ein Lohn der Tugend ist,
 Sie durch Beständigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die sich, hart bedroht, als Liebende geküßt,
 Die küßten sich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
 Nachdem sie neid’ischer Freunde List
 Und strenger Eltern Born liebeich besänftigt hatten.
 Wer war nach langer Jahre Müß’
 Nun glücklicher als er und sie?
 Denn was man liebt, geliebt besitzen können,
 Zu einem treuen Arm sich seines Lebens freun,
 Ist, Menschen! dies kein Glück zu nennen,
 So muß gar keins auf Erden sein.
 Hier wett’ ich wohl, daß mancher heimlich spricht:
 Der gute Mensch versteht es nicht;
 Denn wär’ die Lieb’ ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
 Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
 Ist sie nicht reich und schön? doch bin ich nicht vergnügt.
 Ich glaub’ es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
 Wie viele thun, das heißt nicht lieben, nein!

Das heißt, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause sein.

Ein unverhofftes Glück begegnet unfern beiden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll ißt auf kurze Zeit
Von seiner teuren Gattin scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzt hat.

Von heißen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.

Er stieg nunmehr ins Schiff, (wie oft sah er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer stehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange schmachtend nachzusehn.
„O Himmel!“ hör' ich sie noch an dem Ufer flehn,
„Bring' meinen Mann gesund zurücke!“

Das Schiff bringt ihn an seinen Ort.
Er schreibt mit jeder Post: „Bald, Doris, werd' ich kommen.“
Raum hat er auch sein Gut noch in Besitz genommen,
So eilt er schon zu Schiffe wieder fort
Und schreibt, damit sie nichts von seiner Ankunft wüßte,
Daß wider sein gegebenes Wort
Er noch acht Tage warten müßte,
Oh' er sie wiederseh' und küßte.

Die junge Frau, die, wenn die Sonn' entwich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hause schlich
Und gern am Ufer sich verweilte,
Ging ikund an der Freundin Hand,
Mit der sie stets ihr Herze teilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie red'ten. Und wovon? Erräthst du dies noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die schmachtend wartet, spricht,
So bist du auch nicht wert, den Inhalt zu erfahren.

Nein, nein, verschweig' es, mein Gedicht,
 Wie zärtlich Doris' Wünsche waren.
 Das Herz wird dem, der liebt, sie selber offenbaren,
 Und für die andern schreib' ich nicht.

Indem daß Doris noch mit manchem frohen Ach!
 Von ihres Vatters Ankunft red'te
 Und von dem Gastgebote sprach,
 Das sie sich ausgedonnen hätte;
 Indem sie noch von ihrer Erbschaft red'te
 Und, wenn sie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
 Sich oft in dem Entwurfe störte
 Und den, der sie im Testament bedacht,
 Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
 Indem sie zum voraus die Armen speisen ließ
 Und mütterlich den Waisen sich erwies,
 Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte
 Und den Gefangnen Hilfe schickte;
 Indem sie dies im Geist von ihrer Erbschaft that
 Und in ihr Glück vertieft ans Ufer näher trat,
 Fing ihre Freundin an: „Was schwimmt dort auf dem Meere?
 Ein Kästchen? Wie! wenn's voll Juwelen wäre?
 Ach Doris! wäre das nicht schön?
 Allein ich sag' es dir, ich hab's zuerst gesehn,
 Und kommt es an den Strand geschwommen,
 So ist das Glück des Schiffbruchs mein;
 Doch du wirst ja bald niederkommen,
 Und das versteht sich schon, ich muß Gevatter sein,
 Dann bind' ich dir drei Schnuren Perlen ein.“

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
 „Es nähert sich“, fing jene wieder an;
 Doch wie erschrakn sie, als sie zu ihrem Schmerze
 Fern einen Leichnam schwimmen sahn.
 „Wer weiß“, sprach Doris, welcher schon
 Die Thränen in den Augen stunden,
 „Wer weiß, ist der, der hier sein Grab gefunden,
 Nicht grauer Eltern einz'ger Sohn?
 Wer weiß, mit welcher trunkenen Freude
 Iht die verlebten Alten beide,

Ihn zu empfangen, fertig stehn
 Und sich im Geist erfreun, die Braut ihm anzubieten,
 Die sie für ihn erwählt und treulich für ihn hüten!
 Gott geb' es nicht, daß sie den Anblick sehn!
 Wer weiß, ward nicht durch seinen Tod
 Der treuesten Frau ein lieber Mann entrissen,
 Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Not
 In Armut wird beweinen müssen?
 Wer weiß, wievielmals er bethrânt,
 Eh' er noch starb, das arme Weib erwähnt!
 Doch, Freundin, komm' von der betrübten Stelle,
 Damit mein Herz nicht länger zittern darf."
 Dies sagte sie und ging, als eben eine Welle
 Den Toten an das Ufer warf.
 Die Freundin sah ihn an und schrie mit Ungestüm:
 „Mein Vetter!“ und fiel neben ihm.

Auf dies Geschrei kam Doris wieder,
 Der lieben Freundin beizustehn.
 Ach, Doris, ach! was wirst du sehn?
 Sie sieht und fällt auf ihren Gatten nieder
 Und stirbt an seiner starren Brust.
 Indes erwacht die Freundin wieder
 Und zeigt der Nachbarschaft den doppelten Verlust.
 Hier hefte der, den man nie zittern sehn,
 Und dem, der nie geweint, floß Wehmut vom Gesichte,
 Und niemand fragte, was geschehn.
 Der Anblick selbst erzählte die Geschichte.

* * *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
 Die traurigste Begebenheit
 Elend gewordner Bärtlichkeit,
 Und schmeckt das Glück, um andre sich zu quälen!
 Laßt uns die Unschuld oft im größten Unglück sehn,
 Und leidet mit bei fremden Schmerzen!
 Dies Mitleid heiligt unsre Herzen
 Und heißt die Menschenlieb' in uns ihr Haupt erhöhen.
 Die Tugend bleibt uns noch im Unglück selber schön.



Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Segen wohnen sollte,
Entschloß sich, daß er da sich niederlassen wollte.
„Dort“, sprach er oft, „sei dir dein Glück besichert!“
Er nahm die Reise vor und sah schon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
„Gottlob!“ fing unser Jüngling an,
„Daß ich die Stadt schon sehen kann.
Allein der Berg ist steil: o, wär' er schon erstiegen!“

Ein fruchtbar Thal stieß an des Berges Fuß.
Die größte Menge schöner Früchte
Fiel unserm Jüngling ins Gesicht.
„O“, dacht' er, „weil ich doch sehr lange steigen muß,
So will ich, meinen Durst zu stillen,
Den Reisesack mit solchen Früchten füllen.“
Er aß und fand die Frucht vortrefflich vom Geschmack
Und füllte seinen Reisesack.

Er stieg den Berg hinan und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück.
„O Freund!“ rief einer von den Höhen,
„Der Weg zu uns ist nicht so leicht zu gehen.
Der Berg ist steil und mühsam jeder Schritt;
Und du nimmst dir noch eine Bürde mit?
Bergiß das Obst, das du zu dir genommen,
Sonst wirst du nicht auf diesen Gipfel kommen.
Steig' leer, und steig' beherzt, und gib dir alle Müh';
Denn unser Glück verdient sie.“

Er stieg und sah empor, wie weit er steigen mußte.
Ach, Himmel! ach, es war noch weit.
Er ruht' und aß zu gleicher Zeit
Von seiner Frucht, damit er sich die Müh' versüßte.
Er sah bald in das Thal und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit und dort Vergnügen an.
Er sinnt. Ja ja, er mag es überlegen.
„Steig'“, sagt' ihm sein Verstand, „bemüh' dich um dein Glück!“

„Nein“, sprach sein Herz, „kehr' in das Thal zurück;
 Du steigst sonst über dein Vermögen.
 Ruh' etwas aus und iß dich satt
 Und warte, bis dein Fuß die rechten Kräfte hat!“
 Dies that er auch. Er pflegte sich im Thale,
 Entschloß sich oft zu gehn und schien sich stets zu matt.
 Das erste Hindernis galt auch die andern Male;
 Kurz, er vergaß sein Glück und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Christen.
 Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt
 Und sehn darauf nach ihren Lüsten
 Und nehmen ihre Lüste mit.
 Beschwert mit diesen Hindernissen,
 Weicht bald ihr träger Geist zurück,
 Und, auf ein sinnlich Glück beflissen,
 Vergessen sie die Müh' um ein unendlich Glück.



Graß.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben
 Als einen Vetter hinterließ,
 Der reicher war als er und keinem Gut's erwies,
 Dorant beschloß bei seinem Sterben,
 An seines Vettters Statt Graßen zu erfreun,
 Und setzte diesen Freund, der's würdig war, zum Erben
 Von zwanzigtausend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überred'te,
 Als ob Graß, der so rechtschaffne Mann,
 Das Testament erschlichen hätte,
 Fing einen Streit um dies Vermögen an
 Und lief, von Reid und Geiz gedrunzen,
 Mit schrecklichen Beschuldigungen
 Und mit Geschenken vor Gericht;
 Allein so oft auch die das Recht erzwungen,
 So siegten sie doch diesmal nicht.

Erst gewann. „Doch dich“, spricht er, „zu überführen,
 Ob ich das Testament mit List an mich gebracht,
 So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
 Nachdem ich es gewann, verlieren.
 Die Hälfte scheuk' ich dir, um dich zu widerlegen;
 Zweitausend Thaler sollen mein¹,
 Und das noch übrige Vermögen
 Soll ein Geschenk für arme Waisen sein.
 Verdien' ich noch den schrecklichen Verdacht,
 Daß ich das Testament mit List an mich gebracht?“



Das Pferd und der Esel.

Ein Pferd, dem Geist und Mut recht aus den Augen sahn,
 Ging, stolz auf sich und seinen Mann,
 Und stieß (wie leicht ist nicht ein falscher Schritt gethan!)
 Vor großem Feuer einmahl an.
 Ein träger Esel sah's und lachte:
 „Wer“, sprach er, „würd' es mir verzeihn,
 Wenn ich dergleichen Fehler machte?
 Ich geh' den ganzen Tag und stoß' an keinen Stein.“
 „Schweig“, rief das Pferd, „du bist zu meinem Unbedachte,
 Zu meinen Fehlern viel zu klein.“



Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
 Nicht wußte, was er machen sollte,
 Und doch nicht müßig bleiben wollte —
 Denn müßig gehn, wenn man's nicht recht versteht,
 Ist schwerer, als man denken sollte, —
 Cotill ging also vor die Stadt
 Und machte sich etwas zu schaffen.
 Er ging und schlug im Gehen oft ein Rad.

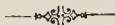
¹ S. Anmerkung auf S. 83

„O“, schrie man, „seht den jungen Laffen,
 Der den Verstand verloren hat!
 Er macht die Hände gar zu Füßen;
 Ihr Kinder, zischt den Narren aus!“
 Allein Cotill ließ sich dies alles nicht verdrießen.
 Kurz, es gefiel ihm so, er ging vors Thor hinaus.
 Man mochte, was man wollte, sagen,
 Er fuhr doch fort, im Gehn sein Rad zu schlagen.

„Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!“
 Fing endlich einer an zu fluchen.
 „Ich mücht' es doch bald selbst versuchen!“
 Er sagt' es kaum, als er's schon that.
 „Nun“, sprach er, „seh' ich wohl, wieviel man Vorteil hat.
 Es ist ganz hübsch um so ein Rad,
 Denn man erspart sich viele Schritte;
 Der Mann ist nicht so dumm, der es erfunden hat.“
 Den Tag darauf kam schon der dritte
 Und that es nach. Die Zahl vermehrte sich.
 In kurzem sprach man schon gelinder;
 Man fragte stark nach dem Erfinder
 Und lobt' ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es sei so toll es will;
 Heiß' anfangs närrisch, wie Cotill:
 Dein Beifall ist drum nicht verloren.
 Sei nur beherzt und spare keinen Fleiß!
 Ein Thor find't allemal noch einen größern Thoren,
 Der seinen Wert zu schätzen weiß.



Der beherzte Entschluß.

Ein guter ehrlicher Soldat,
 Der (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
 Im Trunke seinen Wirt erschlagen,
 Ward ikt hinausgeführt, für seine Missethat
 Den Lohn durchs Schwert davonzutragen.
 Er sah wohl aus, und wer ihn sah,

Bedauerte sein schmählich Ende
 Und wünschte, daß er noch beim König Gnade fände.
 Besonders ging sein schweres Ende
 Auch einer alten Jungfer nah'.
 Auf einmal fühlte sie die Triebe
 Des Mitleids und der Menschenliebe
 Und fühlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
 „Ach Himmel! ist's nicht ewig schade?
 Der schöne, lange Mensch! Was für ein fein Gesicht
 Und was für Augen hat er nicht!
 Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
 Die Straf' ist in der That zu groß.
 Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
 Ich bitt' ihn frei; ich will ihn nehmen.“

Sie lief und schrie und bat ihn los,
 Indem Johann schon niederkniete.
 „Johann“, fing drauf der Richter an,
 „Es findet sich ein redliches Gemüthe,
 Dies Weibsbild hier verlangt dich zum Mann,
 Und wenn du sie verlangst, so schenk' ich dir das Leben.“

Johann erschrak und sah die Jungfer an;
 Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
 „Ja“, sprach er, „Euer Dienst ist groß;
 Allein, es wird mir nicht viel fehlen,
 Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
 Ich seh' Euch's an; was will ich lange wählen?
 Haut zu! so komm' ich doch der Qual auf einmal los.“



Der junge Gelehrte.

Ein junger Mensch, der viel studierte
 Und, wie die Eltern ganz wohl sahn,
 Was Großes schon im Schilde führte,
 Sprach einen Greis um solche Schriften an,
 Die stark und sinnreich denken lehrten,
 Mit einem Wort, die zum Geschmack gehörten.

Der Alte war von Herzen froh
 Und lobt' ihm den Homer, den Plato, Cicero
 Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
 Die mit den heil'gen Lorbeerkränzen
 Der Dichtkunst und Wohlredenheit,
 Umleuchtet von der Ewigkeit,
 Den Jünglingen entgegenlängen.
 „O“, hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an,
 „Ich habe sie fast alle durchgelesen;
 Allein“ — „Nun gut“, sprach der gelehrte Mann,
 „Sind sie nach Seinem Sinn gewesen,
 So muß Er sie noch zweimal lesen;
 Doch sind sie Ihm nicht gut genug gewesen,
 So sag' Er's ja den Klugen nicht;
 Denn sonst erraten sie, woran es Ihm gebricht,
 Und heißen Ihn die Zeitung lesen.“



Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
 Durch einen guten Freund um seine Tochter an.
 Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
 War dennoch ungemein erfreut
 Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
 Daß er bei ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellte,
 Errät die Sache bald. „Was?“ fängt sie an zu schließen
 „Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behält,
 Was bringt doch der? Ich soll's nicht wissen;
 Allein umsonst blickt er sich nicht so tief vor mir.
 Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?“
 Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
 Und wagt es bei dem Glase Wein,
 Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.

„Mein Herr“, fiel ihm der Vater ein,
 „O, denken Sie doch nicht, daß ich zu hart verfare;
 Mein Kind kann wirklich noch nicht frein,
 Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre.“

Indem er dies noch sprach, trat Töfchen selbst herein
 Und trug ein Essen auf. „Was?“ fing sie an zu schrein,
 „Was sagten Sie, Papa? Sie haben sich versprochen.
 Ich sollt' erst vierzehn Jahre sein?
 Nein, vierzehn Jahr' und sieben Wochen.“
 Ließ sie der Vater denn nicht frein?
 Daß weiß ich nicht; doch nein, ich will's nur sagen:
 Denn unter denen, die mich fragen,
 Da könnten wohl selbst junge Mädchen sein;
 Die zu beruhigen, will ich's aufrichtig sagen:
 Der Vater schämte sich und ließ die Tochter frein.



Die beiden Knaben.

Ein jüngerer und ein ältrer Bube,
 Die der noch frühe Lenz aus der betäubten Stube
 Vom Buche zu dem Garten rief,
 Vielleicht, weil gleich ihr Informator schlief,
 Gerieten beid' an eine Grube,
 In der der Schnee noch nicht zerlief.
 „Ach, Bruder“, sprach der kleine Bube,
 „Was meinst du, ist das Loch wohl tief?
 Ich hätte Lust“ — „Was? Lust, hineinzuspringen?
 Du mußt doch ausgelassen sein.
 Versuch' es nicht und spring' hinein,
 Du könntest dich ums Leben bringen.
 Wir können uns ja sonst noch wohl erfreun,
 Als daß wir uns und unsern Kleidern schaden
 Und kindisch Schnee und Eis durchwaden.
 Und kömmst du drauß zum Vater naß hinein,
 So hast du's da erst auszubaden.“
 Doch keine Redekunst nahm unsern Knaben ein.
 „Wer wird im Schnee denn gleich erfaufen?“
 Und kurz und gut, er sprang hinein
 Und ließ sich's wohl in seiner Grube sein;
 Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen,
 So sprang der Philosoph so gut wie er hinein.

Dies ist die Kunst der strengen Moralisten.
 Bekannt mit dem System und von Grundsätzen voll,
 Beweisen sie das, was man lassen soll,
 So froh, als ob sie nichts von den Begierden wüßten.
 Sie sind von besserem Thon als wir,
 Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schlüsse;
 Uns Armen ist die Thorheit süße,
 Doch ihnen ekelt nur dafür.
 Wir lassen sie, wenn wir sie unternehmen,
 Aus gutem Herzen andern sehn
 Und denken nicht daran, daß wir uns so vergehn.
 Sie aber, die gelehrt sich aller Thorheit schämen,
 Begehn die That, die sie uns übelnehmen,
 Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht sehn.



Die Bauern und der Amtmann.

Ein sehr geschickter Kandidat,
 Der lange schon mit vielem Lobe
 Die Kanzeln in der Stadt betrat,
 That auf dem Dorfe seine Probe;
 Allein, so gut er sie gethan,
 So stand er doch den Bauern gar nicht an.
 Nein, der verstorbene Herr, das war ein andrer Mann,
 Der hatte recht auf seinen Text studieret
 Und Gottes Wort, wie sich's gebühret,
 Bald griechisch, bald ebräisch angeführet,
 Die Kirchenväter oft citieret,
 Die Reher stattlich ausschändieret
 Und stets so fein schematisireret,
 Daß er der Bauern Herz gerühret.

„Herr Amtmann, wie gesagt, erstatt' Er nur Bericht,
 Wir müßen diesen Herrn nicht haben.“

„So sagt doch nur, warum denn nicht?“

„Er hört's ja wohl, er hat nicht solche Gaben
 Wie der verstorbene Herr.“

— Der Amtmann widerspricht,
 Der Suprintend ermahnet; umsonst, sie hören nicht.

Man mag Amphion¹ sein und Fels und Wald bewegen,
 Deswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
 Kurz, man erstattete Bericht,
 Weil alle steif auf ihrem Sinn beharrten.

Runmehr kommt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
 Bis ihn der Amtmann publiziert.
 Ich wette fast, ihr Bauern, ihr verliert!

Man öffnet den Befehl. Und seht, der Landsherr wollte,
 Daß man dem Kandidat das Priestertum vertraum,
 Den Bauern gegenteils es hart verweisen sollte.

Der Suprintend fing an die Bauern zu erbaun
 Und sprach, so schwierig sie noch schienen,
 Doch sehr gelind' und fromm mit ihnen.
 „Herr Doktor!“ fiel ihm drauf der Amtmann in das Wort,
 „Wozu soll diese Sanftmut dienen?
 Ihr Richter, Schöppen, und so fort,
 Hört zu! ich will mein Amt verwalten.
 Ihr Ochsen, die ihr alle seid!
 Euch Flegeln geb' ich den Bescheid,
 Ihr sollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
 Sagt's, wollt ihr, oder nicht? denn iht sind wir noch da.“

Die Bauern lächelten: „Ach ja, Herr Amtmann, ja!“

—*:—

Der Freier.

Ein Freier hat einst einen Freund,
 Ihm doch ein Mädchen vorzuschlagen.
 Ich will dir zwei, versetzte jener, sagen;
 Dann wähle die, die sich für dich zu schicken scheint.

Die erste hat nebst einem Ritterfiße
 Ein recht bezauberndes Gesicht,
 Liebt den Geschmack, spricht mit dem feinsten Wiße
 Und schreibt die Sprachen, die sie spricht.

¹ Amphion, der mit seinem Zwillingssbruder Zethos die Dirke zu Tode schleifte (farnessischer Stier), und nach dessen Keierklang sich die Steine der Mauer um Theben von selbst zusammenfügten.

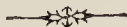
Sie spielt den Flügel schön und kann vortrefflich singen
 Und malet so geschickt, als es die Kunst begehrt,
 Und in der Wirtschaft selbst gibt sie gemeinen Dingen
 Durch ihre Sorgfalt einen Wert.
 Allein bei aller Kunst und allen ihren Gaben
 Hat sie kein gutes Herz.

Die andre sieht¹ nicht schön,
 Wird wenig im Vermögen haben
 Und von den Künsten nichts, die jene kann, verstehn;
 Doch bei Verstand und einem stillen Reize,
 Der, ohne daß sie's sieht, gefällt,
 Besitzt sie, frei von Stolz und Geize,
 Das beste Herz von der Welt.
 Was thät'st du wohl, wenn dich die erste haben wollte?
 „Ach“, sing der Freier an, „wenn dies geschehen sollte,
 So spräch' ich zu der ersten nein,
 Um dadurch bald der andern wert zu sein.“



Emil.

Emil, der seit geraumer Zeit,
 Den Klugen wohl bekannt, bei seinen Büchern lebte
 Und mehr nach der Geschicklichkeit
 Zu einem Amt, als nach dem Amte strebte,
 Ward einst von einem Freund gefragt,
 Warum er denn kein Amt noch hätte,
 Da doch die ganze Stadt so rühmlich von ihm red'te,
 Und mancher sich vor ihm schon in ein Amt gewagt,
 Der nicht den zehnten Teil von seinen Gaben hätte?
 „Ich“, sprach Emil, „will lieber, daß man fragt,
 Warum man mich doch ohn' ein Amt läßt leben,
 Als daß man fragt, warum man mir ein Amt gegeben?“



¹ sieht, s. v. sieht aus.

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleißigen Papa
 Oft nach den Sternen gucken sah,
 Wollt' auch den Himmel kennen lernen.
 Er blieb steif vor dem Sechrohr stehn
 Und sah begierig nach den Sternen;
 Allein er konnte nicht viel sehn.
 „Was heißt es denn“, sprach drauf der Knabe,
 „Daß ich fast nichts erkennen kann?
 Ha, ha, nun fällt mir's ein, was ich vergessen habe;
 Mein Vater fängt es anders an,
 Er blinzelt zuweilen zu, das hab' ich nicht gethan.
 O, bin ich nicht ein dummer Knabe?
 Schon gut! Nun weiß ich, was ich thn.“
 Und hurtig hielt er sich die Augen beide zu
 Und sah durchs Sechrohr nach den Sternen.
 Der Narr! was sah er denn? Das alles, was du siehst,
 Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich sehn zu lernen,
 Dir die Vernunft vorher entziehst.

Der Lügner.

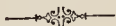
Ihr Meister in der Kunst zu lügen,
 Rühmt euren Witz, schlau zu betrügen!
 So viel ihr uns davon erzählt,
 So wett' ich doch, daß euch die rechte List noch fehlt.
 Ein schlechter Mensch, ihr werdet lachen,
 Wird euch den Vorzug streitig machen.

* * *

In London saß ein böser Bube
 Nebst einem andern auf den Tod.
 Ein Anatomikus trat in die Kerkerstube
 Und that auf seinen Leib dem einen ein Gebot¹.
 Doch Niklas schwur, daß ihn der Teufel holen sollte,
 Eh' er für diesen Preis dem Arzt sich lassen wollte.

¹ Es ist in London der Gebrauch, daß die Ärzte den verurtheilten Missethättern ihren Leib ablaufen. (Gellert.)

„Herr“, schrie der andre Delinquent,
 „Sagt, wie Ihr um den Kerl so lange handeln könnt?
 Laßt seinen magern Leib den Raben.
 Seht, wie gesund ich bin, wie fett! Ihr sollt mich haben.
 Und wißt Ihr, was Ihr geben sollt?
 Ich will es billig mit Euch machen:
 Drei Gulden. Bin ich tot, so schneidet, wie Ihr wollt,
 Ich will von keinem Schnitt erwachen.“
 Kaum hatt' er noch das Geld empfangen,
 So rief der wit'ge Delinquent:
 „Gelogen! Herr, seht zu, wie Ihr mich kriegen könnt!
 Ich werd' in Ketten aufgehangen.“



Die Frau und der Geist.

Dordem, da noch um Mitternacht,
 Den armen Sterblichen zu dienen,
 Die Geister dann und wann erschienen,
 Ließ sich ein Geist in einer weißen Tracht
 Vor einer Frau im Bette sehen
 Und hieß sie freundlich mit sich gehen
 Und ging mit ihr auf einen wüsten Platz.
 „Frau“, sprach der Geist, „hier liegt ein großer Schatz;
 Nimm gleich dein Halstuch ab und wirf es auf den Platz,
 Und morgen um die zwölfte Stunde
 Komm' her, dann findest du ein Licht,
 Dem grabe nach, doch rede nicht;
 Denn geht ein Wort aus deinem Munde,
 So wird der Schatz verschwunden sein.“

Die Frau fand zur gesetzten Stunde
 Die Nacht darauf sich mit dem Grabseil ein.
 Nun, die muß recht beherzt gewesen sein!
 Ich fände mich gewiß nicht ein,
 Und sollt' ich zwanzig Schätze heben.
 Wer stünde mir denn für mein Leben?
 Die Nacht ist keines Menschen Freund;
 Und wenn's der Geist recht ehrlich mit mir meint,
 So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben

Der Frau verschlug das nichts; sie eilt, den Schatz zu heben.
„Frau“, spricht sie bei sich selbst, „beileibe sprich kein Wort,
Sonst rückt der Schatz auf ewig fort.“

Sie hält, was sie sich vorgenommen.

Sie schweigt und gräbt getrost. — Ha, ha, nun klingt es hohl,
Nun wird der rechte Fleck bald kommen;

Hier liegt der Schatz, das dacht' ich wohl.

O, seht, ein großer Topf von lauter Golde voll!

O! wenn sie doch dazmal nicht red'te

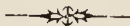
Und zu dem schweren Topf gleich einen Träger hätte!

Ist denn ihr Geist nicht etwan auf dem Plak?

Er kommt und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.

„Ach!“ rief sie schnell, „ich muß mich schämen,

Sie zu bemühen“ — Weg war der Schatz!



Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel stehn;
Denn alles kann man fast den Schönen,

Nur nicht den Trieb, sich selber gern zu sehn

Und zu bewundern, abgewöhnen.

Dies ist der Ton, aus dem die Männer schmähn;

Doch, Mädchen, bleibet nur vor euren Spiegeln stehn!

Ich lass' es herzlich gern geschehn.

Was wolltet ihr auch sonst wohl machen?

Beständig tändeln, ewig lachen

Und stets nach den Verehrern sehn?

Dies wäre ja nicht anzustehn!

Genug, das schöne Kind, von der ich erst erzählte,
Bespiegelte sich oft und musterte das Haar
Und besserte, wo nicht das mind'ste fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah sie am Spiegel stehn und schmälte.

„Habt Ihr Euch noch nicht satt gesehen?

Ich geb' es zu, Ihr seid sehr schön;

Doch sein Gesicht die ganze Zeit besehn,

Berrät ein gar zu eitles Weſen.“
 „Herr Autor“, ſprach ſie, „der Ihr ſeid,
 Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen
 Und gern im Spiegel ſehn, iſt beides Eitelkeit.“



Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
 Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
 Noch ſich vor reichen Thoren hückte,
 Bei Fleiß und Kunſt ſich elend ſah,
 Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieſ nicht nah',
 Daß viele Kluge darben müſſen,
 Bloß weil ſie mehr als andre wiſſen
 Und, zu Betrug und Liſt zu blind,
 Zu groß zu Prahlerei und Wind,
 Nicht knechtisch g'nug zu Schmeichlern ſind?

O Freund, bedaure doch Alceſten,
 Ihn, den ikt ſchwere Sorgen preßten;
 Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich
 Und doch dem Kummer nicht entwich;
 Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte
 Und doch ſein Herz viel lauter ſeußen hörte;
 Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
 „Gott lebt, Gott herrſcht und hört dein Ach;
 Er hört, ſo groß er iſt, der jungen Raben Flehen,
 Drum iſt er nicht zu groß, auch dir mit beizustehen;“
 Und der, indem er dieſes ſprach,
 Doch noch im Herzen rief: „Wie wird dir's künftig gehen?“

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
 Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
 Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft
 Und flieht zurück in ſeine Leidenschaft,
 Um jener Macht¹ nicht zu empfinden.
 Alceſt beſchloß zu ſeinem Freund zu gehn,

¹ Empfinden wird in der ältern Sprache mit dem Genitiv verbunden.

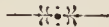
Den er zween Tage nicht gesehn.

„Er“, sprach er, „ist es wert (und sing schon an zu gehn),
Daß ich zu ihm mit meinem Kummer eile
Und meinen Kummer mit ihm teile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir spricht,
Wird die Geduld, die sonst so schwere Pflicht,
Mir lange so beschwerlich nicht.“

Er eilt mit sehnsuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der sonst schleicht,
In Hoffnung schneller geht und hoffend seine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie sehr er leucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In diesem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfassen,
Tritt er ins Haus und eilt die Treppe schnell hinauf.
Der Vorfaal wimmelte von Leuten;
Meest erschrickt. „Gott, was soll das bedeuten?“
Er tritt herein, und seht, man bahrt den Damon auf.

Er kehrte von dem toten Freunde
Nach einem letzten Kuß zurück.
Die Sorgen, seiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
„Was“, sprach er, „will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod so bald entseelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu sterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleisch erhält,
Wird mir, soviel ich brauche, geben.
Ihm wert zu sein, der Tugend nachzustreben,
Dies sei mein Kummer auf der Welt.“



Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonst führt' ich's meinen Lesern an),
Aus dem ich mich Rats zu erholen suche,

Wenn ich selbst nichts erfinden kann,
Aus diesem alten deutschen Buche,
Das mir schon manchen Dienst gethan,
Will ich mir einen Traum erzählen.

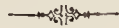
Als ich einmal, so fängt mein Autor an,
Nach seiner Weise zu erzählen,
In einer Kirche saß, so fiel mir jähling ein;
Wer mag von so viel tausend Seelen,
Die diesen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmste Seele sein?
In den Gedanken schließ ich ein
Und sah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeist stehen.
„Du“, sprach er, „wünschest dir, das frömmste Herz zu sehen?“
Und rührte mein Gesicht mit seiner Rechten an.
Mir kam, sobald er dies gethan,
Ein sanfter, kalter Schauer an,
Und plötzlich sah ich mich in heil'gem Glanze stehen.
„Fang' an“, sprach er, „die Kirche durchzugehen!
Der, den dein Glanz so rührt, daß er dich dreimal küßt,
Der hat das frömmste Herz, das hier zu finden ist.“

Ich ging, um es recht bald zu wissen
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sakristei
Einmal und noch einmal vorbei,
Weil es mir schien, als wollte man mich küssen.
Ich wartete noch eine gute Frist
Und ward einmal, allein ganz kalt, geküßt.

Ich ging darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmsten Mienen fand,
Und alles schien sich aufzuhehlen.
Man lächelte, man that galant
Und küßte mir zur Not die Hand.

Drauf ließ ich mich auf einer höhern Bühne
Gesichtern, voll von Ernst und tiefer Weisheit, sehn.
Ich blieb ein feines Weibchen stehn;
Sie sahn mich an und machten eine Miene,
Als ob sie sich an mir schon satt gesehen;
Und ungeküßt muß' ich von daunen gehn.

Ich stellte mich nun vor die niedern Stände.
 Hier warfen mir viel' weiße Hände
 Da einen Kuß, dort einen zu.
 Ich ließ mein Auge lange fragen:
 „Ach, gutes Herz! wo wohnest du?“
 Allein, man wollt' es nicht, mich zu umarmen, wagen,
 Und ich ging ganz betrübt auf meinen Schutzgeist zu,
 Mein traurig Schicksal ihm zu klagen.
 Indem, daß ich noch durch die Halle schlich,
 Sah mich in einem schlechten Kleide
 Ein liebes Mädchen an, und seht! sie küßte mich
 Mit einer plötzlichen und unschuldsvollen Freude;
 Und eh' ich noch von ihr den dritten Kuß erhielt,
 So fühl't' ich schon die sel'gen Triebe
 Der Redlichkeit und Menschenliebe
 So stark in mir, als ich sie nie gefühlt.
 „Ein Mädchen“, rief ich aus, „an das die Welt kaum dachte,
 Besitzt das beste Herz?“ Ich rief es und erwachte.



Der Polyhistor.

An jenem Fluß, zu dem wir alle müssen,
 Es mag uns noch so sehr verdrießen,
 An jenem Fluß kam einst ein hochgelehrter Mann,
 Bestäubt von seinen Büchern, an
 Und eilte zu des Charons Kahn.
 „Willkommen!“ fing der Fährmann an,
 Indem er sich aufs Ruder lehnte
 Und bei dem Wort Willkommen herzlich gähnte,
 „Wer seid Ihr denn, mein lieber Mann?“
 „Ein Polyhistor“, sprach der Schatten,
 Für den die Schulen Ehrfurcht hatten.“

Indem er noch vor Charons Kahn
 Von seinen Sprachen sprach, von nichts als Stümpfern red'te
 Und von Quartanten schrie, die er geschrieben hätte,
 Kam noch ein andrer Schatten an

Mit einer demutsvollen Miene.

„Und wer seid Ihr? auch ein gelehrter Mann?“

„Ich zweifle sehr“, sprach er, „ob ich den Ruhm verdiene.

Ich habe nichts als mich studiert,

Nichts als mein Herz, das mich so oft verführt,

Des Tiefe such' ich zu ergründen,

Um meine Ruh' und andrer Ruh' zu finden;

Allein, so viel ich immer nachgedacht,

Und so bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht,

So hab' ich's doch nicht weit gebracht,

Wie mich viel Fehler überzeugen.“

Der Polyhistor hört's und lacht

Und eilt, um in den Rahn zu allererst zu steigen.

„Zurück!“ rief Charon ziemlich hart,

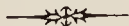
„Ich muß zuerst den Klugen überfahren,

Raum einer Kömmt in hundert Jahren;

Mein an Leuten Eurer Art,

Die stolze Polyhistor's waren,

Hab' ich mich schon bald lahm gefahren.“



Die Nachtigall und der Ruckuck.

Die Nachtigall sang einst ihr göttliches Gedicht,
Zu sehn, ob es die Menschen fühlten.

Die Knaben, die im Thale spielten,

Die spielten fort und hörten nicht.

Indem ließ sich der Ruckuck lustig hören,

Und der erhielt ein freudig Ach!

Die Knaben lachten laut und machten ihm zu Ehren

Das schöne Ruckuck zehnmal nach.

„Hörst du?“ sprach er zu Philomelen,

„Den Herren fall' ich recht ins Ohr.

Ich denk', es wird mir nicht viel fehlen,

Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.“

Drauf kam Damöt mit seiner Schöne.

Der Ruckuck schrie sein Lied; sie giengen stolz vorbei.

Nun sang die Meisterin der zauberischen Töne
Vor dem Damöt und seiner Schöne
In einer sanften Melodei.
Sie fühlten die Gewalt der Lieder.
Damöt steht still, und Phyllis setzt sich nieder
Und hört ihr ehrerbietig zu.
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen;
Ihr Auge läßt vergnügte Zähren fallen.
„D“, rief die Nachtigall, „da, Schwächer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen singt.
Der Ausbruch einer stummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beifall bringt.“



Drittes Buch.

Der Informator.

Ein Bauer, der viel Geld und nur zween Söhne hatte,
Nahm einen Informator an.

„Ich“, sprach er, „und mein Ehegatte,
Wir übergeben Ihm, als einem wackern Mann,
Was uns am liebsten ist. Führt Er sie treulich an;
Er sieht's, es sind zwei muntre Knaben;
Und freilich wird Er Mühe haben;
Allein ich will erkenntlich sein.

Ich halte viel aufs Rechnen und aufs Schreiben,
Dies laß Er sie fein fleißig treiben.

Und präg' Er ihnen ja das Christentum wohl ein.

Ich kann's Ihm nicht so recht beschreiben;

Allein Er wird mich wohl verstehn.

Ich möchte sie gern klug und ehrlich sehn:

Dies macht bei aller Welt gelitten

Und ist vor Gott im Himmel schön;

Erfüll' Er also meine Bitten!

Hier geb' ich Ihm zwei Stübchen ein,

Und was er braucht, das soll zu Seinen Diensten sein.“

Der Lehrer fand ein Herz bei seinen Bauerknaben,
Als hundert Junker es nicht haben;

Denn zeugt nicht manches schlechte Haus

Oft Kinder mit den größten Gaben?

Und bildete die Kunst den rohen Marmor aus

Was würden wir für große Männer haben!

Wohl mancher, der im Krug so gern Mandate ließt

Trüg' icht verdient als Staatsmann seinen Orden;

Wohl mancher, der bei einem Bauernzweist,

Versehn mit Kühnheit und mit List,
Aus Ehrgeiz gern der Führer ist,
Wär' einst ein größrer Held geworden,
Als du, vornehmer Held, nicht bist.

Der junge Mann, geschickt im Unterrichten,
Erfüllte redlich seine Pflichten;
Und dies gefiel dem Bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in Ehren,
Kam oft, den Kindern zuzuhören,
Als ob's die Pflicht der Väter wär'.

Nun war ein Jahr vorbei. „Herr“, sprach der gute Bauer,
„Was soll¹ für Seine Mühe Sein?“
„Ich fordre dreißig Thaler.“ — „Nein,
Nein“, fiel der Alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der Großknecht, der mir pflügt,
Beinah' so viel, als der Gelehrte krieget,
Der das besorgt, was mir am Herzen liegt.
Die Kinder nützen Ihn ja durch ihr ganzes Leben;
Nein, lieber Herr, das geht nicht an,
So wenig gibt kein reicher Mann.
Ich will Ihm mehr, ich will Ihm hundert Thaler geben,
Und mich dazu von Herzen gern verstehen,
Ihm jährlich diesen Lohn ansehnlich zu erhöhen.
Geseht, ich müßt' ein Gut verpfänden;
Auch das. Ist's denn ein Bubenstück?
Viel besser, ich verpfänd's zu meiner Kinder Glück,
Als daß sie's, reich und lasterhaft, verschwenden.“

* * *

Hat dies sich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub' es auf mein Wort.
Ich wollte dir sogar den Ort,
Wo dieser Bauer wohnt, und seinen Namen sagen;
Alein dies wär' für ihn betrübt.
Er würde nur Verdruß vom Edelmann haben,
Weil der für sein halb Duzend Knaben
Mit vielem Stolz kaum dreißig Gülden gibt.

¹ S. Nummerung 1 auf S. 83.

Elmire und Selinde.

Mit ihren Kränzen in den Haaren
 Erschienen einst vor Charons Rahn
 Zwo Jungfern in den besten Jahren
 Und wollten eilends überfahren.
 Der Schiffer, sonst ein finst'rer Mann,
 Sah seine Schönen freundlich an:
 „Ihr Kinder, kommt ihr gar zu Paaren?
 Was hat euch denn die Oberwelt gethan?
 Vor kurzem kam ein hübscher Jüngling an;
 Du da in deinen schwarzen Haaren,
 War dieses etwan dein Galan?
 Ich möcht' es bald aus deinen Augen lesen.
 Und du dort, lächelndes Gesicht,
 Nicht war, ihr seid verliebt gewesen?
 Gesteht mir's, eher fahr' ich nicht.“

„Mein Herr, was will Er mit der Liebe?“
 Fiel ihm Elmire hitzig ein;
 „Kann man denn ohne diese Triebe
 Kein schön und glücklich Mädchen sein?
 Was? Ich verliebt? Er irrt sich. Nein,
 Ich kann es Ihm durch einen Eid versichern,
 Daß ich bei meinem hohen Stand,
 Dank sei's der Tugend und den Büchern,
 Die Liebe nicht gewünscht, noch weniger gekannt.
 Und kurz, was brauch' ich mehr zu sagen,
 Da ich die Liebe stets verschmäht?
 Verschon' Er mich mit solchen Fragen,
 Wobon vielleicht Selinde mehr versteht.“

„Ich“, sprach sie, „will's aufrichtig sagen,
 Ich schäme mich der süßen Schwachheit nicht.
 Mein Schäfer war, wie man in unsrer Sprache spricht,
 Mein größter Wunsch, und ich sein Glück und sein Gedicht.
 Ich gab ihm oft Gelegenheit zum Küssen
 Und that, als wollte mich's verdrießen;
 Doch in der That verdroß mich's nicht.
 Ich zürnte, wenn er zärtlich red'te,
 Und hätte doch geweint, wenn er geschwiegen hätte.“

Ich schalt ihn, daß er mir von nichts als Liebe schrieb
 Und meinen Reiz in Liedern übertrieb,
 Im Herzen aber war mir's Lieb.
 Ich ließ mich oft von ihm nachlässig überſchleichen
 Und floh geſchwind und ließ im Weichen
 Geſchickt ihm Zeit, mich zu erreichen.
 So hab' ich unſchuldsvoll, bis mich der Tod ereilt,
 Ein zärtlich Herz mit ihm geteilt."

"Gut", ſing der Jährmann an, „gleich wird ſich's offenbaren,
 Wer unter euch den Kranz mit Ehren trägt.
 Sobald ich meinen Rahn bewegt,
 So wird er der, die nicht mit Recht ihn trägt,
 Mit Ungeſtüm vom Kopfe fahren.
 Kommt, Kinder, kommt, damit wir's ſehn!"
 Den Augenblick riß ihn Elmire von den Haaren;
 Allein Selinde ließ ihn ſtehn.



Hans Nord.

Ein Mann, der ſich auf vielerlei verſtund,
 That durch den Druck in London fund,
 Daß er ein ſeltneſ Kunſtſtück wußte,
 Und lud auf ſein erbaut Gerüſte
 Den künft'gen Tag die Bürger ein;
 Dieß einen engen Krug und ſich in Kupfer ſtechen.
 „In dieſen Krug, war ſein Verſprechen,
 Kriech' ich, Hans Nord, mit Kopf und Bein
 Um zehn Uhr durch den Hals hinein;
 Der Preis für einen Platz ſoll nur acht Groſchen ſein."

Nun ging das Blatt durch alle Gaſſen.
 „In einen Krug? was? raſt der Mann?
 Das ſoll er mir wohl bleiben laſſen.
 Mit einem Wort, es geht nicht an;
 Der dümmſte Kopf muß das verſtehen;
 Allein acht Groſchen wag' ich dran.
 Komm Bruder, komm, den Narren muß ich ſehen!"
 Kurz, einer riß den andern fort.

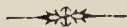
Dem Pöbel folgten schon Karossen um die Wette,
 Worin der Kaufmann und der Lord
 Aus Gründen der Physik bewiesen, daß Hans Nord
 Unmöglich Raum in einem Krüge hätte.

„Geseht auch“, wandte Lady ein,
 „Geseht, dies könnte möglich sein,
 So wird doch stets der Kluge fragen:
 Wie kommt der Narr denn durch den Hals hinein?
 Doch unser Rutscher schläft ganz ein;
 Fahrt zu, Johann! iht wird es Neune schlagen.“

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten Ort
 Und sah den Krug erstaunt auf dem Theater stehen.
 „Wird nicht das Werk bald vor sich gehen?“
 Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hans Nord
 Sich heimlich mit dem Gelde fort.
 Wer war nunmehr der größte Thor zu nennen?
 Nord, oder eine halbe Stadt,
 Die sich, von Neugier blind, auf sein phantastisch Blatt
 Vor seine Bühne drängen können?

* * *

Du lachst; doch weißt du auch, daß du durch gröbre List
 So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen bist?
 Was braucht wohl ein Hans Nord, versehen zum Bücher schmieren,
 Was braucht er, um dich zu verführen?
 Ein wunderbares Titelblatt,
 Das den Betrug schon bei sich hat:
 Er will die ganze Welt durch Goldtinktur kurieren,
 Durch einen Schluß dich klug und glücklich demonstrieren,
 Sein gründlich Wörterbuch erspart dir das Studieren,
 Er lehrt ohn' Umgang dich die Kunst zu konversieren,
 Er lehrt dich ohne Müh' sinnreich poetisieren,
 Dich ohne Kosten Wirtschaft führen;
 Und glücklich läßt du dich das Wunderbare rühren,
 Erstaunst und eilst und kaufst und liefst —
 Was denn? — daß du betrogen bist.



Der alte Dichter und der junge Kritikus.

Ein Jüngling tritt mit einem Alten
 Sehr lebhaft über ein Gedicht.
 Der Alte hielt's für schön, der Jüngling aber nicht
 Und hatte recht, es nicht für schön zu halten.
 Er wies dem Alten Schritt für Schritt
 Hier bald das Mathe, dort das Leere,
 Und dachte nicht, daß der, mit dem er tritt,
 Der Autor des Gedichtes wäre.

„Wie“, sprach der Alte ganz erhitzt,
 „Sie tadeln Ausdruck und Gedanken?
 Mein Herr, Sie sind zu jung, mit einem Mann zu zanken,
 Den Fleiß, Geschmack und Alter schünkt.
 Da man Sie noch im Arm getragen,
 Hab' ich der Kunst schon nachgedacht.
 Und kurz, was würden Sie wohl sagen,
 Wenn ich die Verse selbst gemacht?“

„Ich“, sprach er, „würde, weil Sie fragen,
 Ich würde ganz gelassen sagen,
 Daß man, Geschmack und Dichtkunst zu entweihn,
 Oft nichts mehr braucht, als alt und stolz zu sein.“



Alcest.

Durch Unglück mehr als durch Versehn
 Verlor Alcest im Handel sein Vermögen.
 Er saß bereits der Schulden wegen.
 Kein Freund erschien, ihm beizustehn,
 Soviel in London ihrer waren.
 Sein Sohn allein, noch in den Jünglingsjahren,
 Wag't's, seine Freiheit zu ersehn.
 Er wag't sich zärtlich vor Valeren,
 Der dem Alcest das meiste Geld geliehn,
 Und bittet mit den treuesten Zähren,
 Die schamhaft von den Wangen fliehn,
 Dem Vater doch das Glück der Freiheit zu gewähren.

„Nein“, spricht Valer, „mit meinem Willen nicht.
Soll mich ein jeder Bösewicht
Um so viel tausend Pfund betrügen?
Bezahlet mich dein Vater nicht,
So soll er nie die Freiheit wieder kriegen.“

Bestürmt von Scham, von Zärtlichkeit und Pflicht,
Wirft sich der Sohn zu seinen Füßen.
„O Gott! was hab' ich hören müssen!
Schmäht meinen armen Vater nicht.
Unglücklich ist er nur, allein kein Bösewicht.
Laßt mich an seiner Statt verschließen;
Ich weiche nicht von Euren Füßen,
Als bis ich diesen Wunsch erreicht!“

Valer bewunderte des Jünglings edle Triebe,
Empfand die Macht des Mitleids und der Liebe
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem Erbarmen.
„Ich“, sprach er, „habe dich durch meine Streng' entehrt;
Laß zur Versöhnung dich umarmen,
Dein Herz ist deiner Bitte wert,
Dem Vater soll des Sohnes wegen
Die ganze Schuld erlassen sein;
Allein, wer wird das andre Geld erlegen,
Um deinen Vater zu befreien?“
Der Jüngling weint.

„Hör' an, ich habe viel Vermögen
Und eine Tochter nur, die lieb' ich ungemein,
Ihr Herz ist deiner wert; willst du mein Eidam sein?
So habe sie und meinen ganzen Segen.“

Die Schöne reicht die Hand dem edlen Jüngling dar,
Und o, wie glücklich ward dies Paar!
Izt aber gingen sie, der Jüngling und die Schöne,
Aus der Gefangenschaft den Vater zu befreien.
Erst tritt der Sohn und nun tritt sie herein.
Welch freudig Schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie — doch diese Szene
Will nur gefühlt und nicht beschrieben sein.



Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der That,
 Die er vollführt, ging Tullius entzündet
 Izt aus Sizilien, wohin ihn der Senat
 Vor einem Jahr als Quästor abgeschicket;
 Er ging zurück nach Rom und teilte zum voraus
 Im Namen Roms sich die Belohnung aus.
 „Wer ist wohl iht des Volks Verlangen?
 Wen“, dacht’ er, „nennt man iht, als nich?
 Wen wird man jauchzender empfangen,
 Als dich, o Tullius, als dich?
 ,Das ist er‘, ruft man dir entgegen,
 ,Der aus Sizilien der Teurung abgewehrt,
 Der uns mit einem reichen Segen
 Von Korn ein ganzes Jahr ernährt.“
 In diesen schmeichelnden Gedanken
 Stieg bei Puteoli der Quästor an das Land,
 Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
 Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er sich vor seinen Gönnern sehn
 Und suchte schon sein Lob in ihren Mienen.
 „Ist das nicht Cicero?“ rief einer unter ihnen.
 „Ja, ja, er ist’s; o, das ist schön!
 Wie lange haben wir schon nichts von Rom vernommen!
 Wie steht’s in Rom? Wenn reisten Sie von da?“ —
 „Wie“, rief er ganz erzürnt, „wie könnt’ ich daher kommen?
 Ich komm aus der Provinz.“ — „Vielleicht aus Afrika?“
 Versetzt’ ein andrer hurtig wieder.
 Hier zitterten dem Quästor alle Glieder.
 „Nein, aus Sizilien komm’ ich als Quästor wieder.“ —
 „Ja“, fuhr nunmehr ein Dritter fort,
 „Er kommt daher; verlaßt euch auf mein Wort!“
 Mit diesem Ruhm schlich Tullius sich fort.

* * *

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
 Von dir iht alle reden müssen,

Und dich im Herzen stolz erhebt:
 Von Tausenden, die dich nach deiner Meinung kennen
 Und dich und deine Thaten nennen,
 Weiß oft kaum einer, daß du lebst.



Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
 Lebt hier und dort ein Jonathan,
 Der größte Treu' dem Freund erwiesen,
 Als man von Brüdern hoffen kann.

Ihn zu besingen, wähl' ich einen,
 Und, von der Nachwelt hochgeschätzt,
 Leb' Amaryant und habe keinen,
 Den man ihm an die Seite setzt.

Spricht einst in den noch fernen Jahren
 Ein Redner von der Freunde Pflicht,
 So denk' er sein, und ganzen Scharen
 Lock' er die Thränen ins Gesicht.

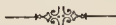
Zu ihm, dem treuesten Freund auf Erden,
 Kam einst Philint, sein ander Ich.
 „Freund“, sprach er, „hilf mir glücklich werden,
 Ich weiß ein liebes Weib für mich.

„Sie hat, was vielen Schönen fehlet,
 Sie hat Verstand und Reiz und Glück.
 Ihr Herz, von Redlichkeit beseelt,
 Gefällt und spricht in jedem Blick.

„Ach, Amaryant! du kannst mir dienen,
 Du bist ein angesehner Mann.
 Verreis' und halt' um Wilhelminen
 Für mich bei ihren Eltern an.

„Ich weiß, daß dich Geschäfte halten;
 Doch —“ — „Schweig!“ fiel Amaryant ihm ein,
 „Geschäfte kann ich stets verwalten,
 Allein nicht stets dir nützlich sein.

„Ich reise gleich, um dir zu dienen.“
 Er that's, eh' noch der Tag verstrich.
 Er reiste, sahe Wilhelminen
 Und nahm die Schöne selbst für sich.



Der großmütige Räuber.

Auf offnem Weg hielt einen Wandersmann
 Ein Räuber nah' um London an.
 „Ach“, sprach der arme Wandersmann,
 „Ich bitt' Euch, laßt mir nur das Leben.
 Ich hab' Euch ja kein Leids gethan
 Und wollt' Euch gern, was Ihr verlangtet, geben;
 Doch heute hab' ich nichts bei mir.
 Ich geh' igt nach der Stadt, um da zehn Pfund zu heben,
 Und morgen bin ich wieder hier
 Und theile sie mit Euch, so wahr Gott über mir!“

„Gut“, fing er an, „du hast geschworen;
 Ich glaube dir's. Geh' fort! Ich wünsche dir viel Glück.“
 Im kurzen kam der Wandersmann zurück;
 „Ach“, sprach er mit erfreutem Blick,
 „Seht, was ich Ärmster fand! Ihr habt's doch wohl verloren,
 Zehn Pfund, und mehr noch — welch ein Glück!
 Und diese bring' ich Euch zurück;
 Erlaßt mir das, was ich beschworen.“

„Nein“, hub der Räuber an, „ich habe nichts verloren.
 Behaltet Euer Geld, weil Ihr so ehrlich seid.“

* * *

So fühlt oft selbst ein Schelm den Wert der Redlichkeit.



Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem Freund Dorant.
 „Ach, liebster Freund, ist dir's denn nicht bekannt?
 Ich kann vor Zorn kein Glied mehr rühren!
 Bedenke die verfluchte List:

Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist:
 Man will dir deine Frau entführen.
 In dieser Nacht noch soll's geschehn.
 Unglücklicher! was willst du machen?
 Laß doch geschwind das Haus bewachen.
 Mein Blut soll dir zu Diensten stehn,
 Und ich will augenblicklich gehn,
 Den Garten und den Hof verschließen."
 „Nein“, schrie Dorant, „willst du mich glücklich wissen,
 So laß die Thüren offen stehn.“

* * *

Ihr Weiber, dieses klingt nicht schön!
 Ist's möglich, seid ihr an den Plagen
 Liebloser Ehen wirklich schuld?
 „Ja, nach der Männer ihren Klagen
 Sind wir durch widriges Betragen
 An aller Qual der Ehen schuld;
 Doch wenn bald nach den Hochzeittagen
 Die Männer uns gebietriß plagen,
 Die uns vergöttern, wenn sie frein,
 Wie können wir da lange zärtlich sein?“
 Ihr Männer, dieses klingt nicht fein!



Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, versehn zum Graben,
 Wollt' iht ein besser Schicksal haben
 Und rief das Glück um Beistand an.
 Das Glück erhörte sein Verlangen.
 Er fand, indem er grub, zwei starke goldne Stangen;
 Allein der ungeschickte Mann
 Sah sie für altes Messing an
 Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
 Fuhr fort und hat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

„O Thor!“ rief ihm die Gottheit zu,
 „Was quälst du mich, dich zu beglücken?“

Wer wäre glücklicher als du,
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?"

* * *

Du wünschest dir mit Angst ein Glück
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht, es kommt gewiß ein günst'ger Augenblick;
Alein, bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen,
Denn dieses ist das größte Glück.



Der Schwächer.

Die größte Plage kluger Ohren,
Ein Ausbund von beredten Thoren,
Ein unentfliehlich Ungemach,
Ein Schwächer, der zu allen Zeiten
Mit rednerischem O und Ach
Von den geringsten Kleinigkeiten,
Von Zeitungsangelegenheiten
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach,
Und, daß es ihm ja nicht am Stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte,
Ein so beredter Herr sah einen wackern Mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.
„Der Herr“, zischt er dem Nachbar in die Ohren,
„Hat wohl das Reden gar verschworen;
Ich wett', er ist ein Narr und weiß nicht, was er will.“ —
„Das dünkt' ich nicht“, zischt der ihm wieder in die Ohren.
„Ein Narr, mein Herr, schweigt niemals still.“



Der ungeratene Sohn.

Ein Vater war, wie viele Väter,
Mit einem wilden Sohn geplagt.
Nichts Thörichtes, nichts Kühnes ward gewagt,
Johann, sein Sohn, war allemal der Thäter.

Der Vater, der kein Mittel sah,
Bei Ehren in der Stadt zu bleiben,
Schickt' ihn, um ihm den Kückel zu vertreiben,
Zwei Jahre nach Amerika,
So sauer auch die liebe Mutter sah.

Allein was half's? Johann kam wieder,
Und wer war ärger als Johann?
Der Vater und des Vaters Brüder
Beslossen endlich Mann für Mann,
Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der Trommel folgen sollte.
Der ausgelassne Sohn ward also ein Soldat,
Und dies war auch der beste Rat;
Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch mancher Mutter Kind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der trotz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war als der, den er vernünftig schlug.

Doch diese Zucht ward auch vergebens unternommen,
Johann blieb wild und ungestüm.
Der Hauptmann ließ den Vater kommen:
„Nehmt Euren Sohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.“
Der Vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den Wildfang niemals zähmen.
Doch nein, ein Mittel half geschwind,
Und eh' vier Wochen noch vergingen,
War sein Johann fromm wie ein Kind.
Wie? Ließ er ihn ins Zuchthaus bringen?
Ich dachte gar! Warum nicht lieber auf den Bau?¹
Er wußt' ihn besser zu bezwingen,
Er gab ihm eine böse Frau.



¹ Bau, d. h. Festungsbau, Festungsarbeit (als schwere Strafe).

Die beiden Schwarzen.

Zween Schwarze lebten einst, verdammt zur Sklaverei,
Dem stolzen Spanier und ihrem Schicksal treu.
Sie waren beide jung, und bei dem Freundschaftstrieb
Empfanden sie zugleich die Stärke gleicher Liebe.
Das schönste schwarze Kind, das noch ihr Vaterland
Nie reizender gesehen, war beider Gegenstand,
Als Sklavin lebte sie bei einem Herrn mit ihnen,
Und jeder wünscht' allein ihr Herz sich zu verdienen
Und trug in jedem Blick ihr feins bescheiden an.

„Ich lieb' euch“, sprach sie oft, „und einer sei mein Mann;
Alein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben;
Vergleicht euch, und alsdann will ich nur einen lieben.“
Ein trauriger Vergleich, für beide stets zu schwer!
Denn jeder liebte sich bei diesem Glück zu sehr,
Als daß er eine Braut, die sich ihm schenken wollte,
Und die er schon gehofft, dem andern lassen sollte;
Dies kann er nicht. Allein bei aller Zärtlichkeit
Besäß ein jeder auch zu viel Rechtschaffenheit,
Als daß, solange' ihn nicht sein Freund selbst überred'te,
Er ihn gekränkt und sie dem Freund entzogen hätte.

So blieb in langer Zeit, des Ausgangs ungewiß,
Zum Unglück jeglicher des andern Hindernis,
Und still ertrugen sie die Qual feindsel'ger Triebe,
Die Qual der Eifersucht, der Redlichkeit und Liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit Thränen, die das Haus selbst weinen machten, an,
Mit Thränen, wie sie da zween Brüder treu vergießen,
Die sich im Unglück sehn und keine Rettung wissen.

Nach oft gefühlter Pein und unentschiednem Streit
Der freundschaftlichen Tren' und gleicher Zärtlichkeit,
Und als sie einst mit ihr betrübt im Grünen saßen,
Wird ihre Liebe Wut. Zu schwach, sich zu beschützen,
Bewilligen sie schnell den schrecklichsten Verlust,
Und jeder stößt den Dolch in der Geliebten Brust.
Ein Sklave sah von fern die schreckensvolle Szene.
Er kam; hier lagen sie, umarmten ihre Schöne,

Beweinten ihren Tod, sahn sich noch einmal an
Und thaten schnell an sich, was sie an ihr gethan.

* * *

Von mancher That, die die Natur entehrte,
War oft der Grund ein edler Trieb,
Der in ein Laster sich verkehrte,
Bloß weil er ungebildet blieb.



Der fromme General.

Ein Spötter der Religion
Und auch ein großer Prinz — denn trägt nicht mancher
Thron

Noch Spötter der Religion? —
Sprach einst mit einem tapfern Greise
Und ihrem großen Freund, nach kühner Spötter Weise,
Von ihr in einem Ton, aus dem ein Stolzler lacht,
Der kein Geseß erkennt, als das er selbst gemacht.

„Prinz“, sprach der General, „Sie kränken meinen Glauben
Und wollen mir, mir altem Mann,
Des Lebens Trost, den Trost im Tode rauben!
Was hab' ich Ihnen denn gethan?“

„Nichts“, rief der Fürst, „Ihr seid ein tapftrer Mann,
Ihr seid mein bester Unterthan,

Bis auf den frommen Aberglauben;
Nur den verlaßt!“ — „Nein, den verlaß' ich nicht.“ —

„Auch da nicht, wenn ich's Euch befehle?“ —

„Nein, dies ist wider Ihre Pflicht.

Gott ist nur Herr von meiner Seele,
Und alle Fürsten sind es nicht.“ —

„Wie aber, wenn ich Herr von Eurem Leben wäre?“ —

„Dies sind Sie“, sprach der Greis; „ich hab' es unverzagt
In mehr als einer Schlacht für Sie, mein Fürst, gewagt;
Und iht wag' ich's zu Gottes Ehre.“ —

„Thor!“ rief der Prinz, „wie, wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner ist, belehre?“ —

„So hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
 Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun:
 Und meiner würden in dem Heere
 Gewiß noch viele tausend sein.
 Dies, Prinz, dies fließt aus Ihrer Lehre!“



Rhynsolt und Lucia.¹

Umsonst wandt' Rhynsolt alles an,
 Ein reizend Weib, getreu dem Mann,
 Ein edles Herz zur Wollust zu verführen.
 Ihm öffnete sein hoher Stand ihr Haus;
 Allein sie wick des Fürsten Liebling aus
 Und ließ ihn die Verachtung spüren,
 Die der, wär's auch ein Prinz, verdient,
 Der sich, die Tugend zu verführen,
 Aus Niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das Laster nicht erzwingen,
 Wenn es die Hoheit unterstüzt!
 Sollt' es der Brunst, die Rhynsolt's Herz erhitzt,
 Durch Unrecht nicht, nicht durch Gewalt gelingen?
 Gerichtlich zieht er bald des Weibes Eh'mann ein
 Und eilet, ihm das Leben abzusprechen.
 Allein, was ist denn sein Verbrechen?
 Ist's mehr noch, als der Mann der schönsten Frau zu sein,
 Die von der Pflicht nicht weicht, den Mann allein zu lieben?
 Ja, Rhynsolt zeigt, wer Danvelt sei;
 Er überführet ihn der Landsverräterei
 Durch Briefe, die er nie geschrieben,
 Und morgen eilt sein Todestag herbei.

Sein Weib wirft sich zu Rhynsolt's Füßen
 Und klagt und fleht verzweiflungsvoll.
 Doch auch das Auge selbst, aus dem ikt Thränen schießen,
 Das Ach! das ihn mitleidig machen soll,

¹ Über Dramatisierung s. oben S. 20 der biographischen Einleitung.

Ein Blick, befeelt von Wehmut und von Treue,
 Und Hände, die gerungen flehn,
 Erhizen nur des Richters Blut aufs neue.
 Nie sah er Lucien so schön.
 Er klagt ihr sein unkeusches Feuer. —
 Verschämte Muse, sag's nicht nach,
 Was ein erhabnes Ungeheuer
 Zu einem frommen Weibe sprach!

Um sie durch ihren Mann zu rühren,
 Läßt er sie selbst in seinen Kerker führen
 Und läßt sie da mit ihm allein.
 Sie kämpfen mit dem größten Leiden,
 Lieb' und Verzweiflung spricht aus beiden.
 „O Danvelt! soll ich dich vom Tode nicht befreien?
 Man eilt, dich schrecklich hinzurichten.
 Vergess' ich nicht noch heute meiner Pflichten,
 So wirst du morgen nicht mehr sein.
 Willst du die Schande mir verzeihn,
 Nun, so gebeut!“ — Sie zittert, mehr zu sagen,
 Und drückt ihn starr an ihre Brust.
 Er klagt und weint in ihre Klagen;
 Ihn schreckt ein doppelter Verlust.
 „Soll ich den Tod, den peinlichsten, erdulden?
 Ach! liebstes Weib, ich bin zu schwach!
 Befreist du mich durch deine Schmach,
 So sind es zwar nicht deiner Tugend Schulden;
 Und doch — O Gott, was soll ich nun erdulden?“

Der Morgen kömmt, und Lucia,
 Die Danvelts Tod vor Augen sah,
 Ergibt sich thränend dem Barbaren.
 Er stillt die Brunst und bittet ungescheut,
 Mit einer gleichen Gütigkeit
 Auch gegen ihn in Zukunft fortzufahren.
 „Ißt aber“, fängt er lächelnd an,
 „Ißt kannst du deinen lieben Mann
 Nach deinem Wunsch aus seinem Kerker holen;
 Doch daß er mir nicht künftig schaden kann,
 So hab' ich das zugleich gethan,

Was Lieb' und Klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnst deswegen nicht."

Sie flieht, mit Scham und mit verletzter Pflicht,
Des Mannes Kerker aufzuschließen.
Doch Himmel! ohne Haupt lag er zu ihren Füßen.

Sie steht erstarrt; kein Ach erschallt,
Man sieht auch keine Thräne rinnen,
Des Schmerzens tödliche Gewalt
Heißt sie allein auf Rache finnen.
Sie sucht den Hof, wo Karl, ihr Fürst, regiert,
Und hat das Glück, den Fürsten zu erreichen.
„Wenn dich“, ruft sie, „die Schmach der Tugend rührt,
So laß, o Karl, dich icht mein Flehn erweichen!
Es ist zu spät, mein Schutz zu sein.
Du kannst nichts thun, als mich Glende rächen.
Denn Rhynsolt — strafe sein Verbrechen!
Ich schäme mich, es auszusprechen.
Nies diese Schrift und fühle meine Pein!"

Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helben Angesicht,
Der Tugend und auch ihm zur Ehre.
Ihr Fürsten, welch ein Lobgedicht!
Karl liest, und eine fromme Zähre
Fließt von des Helben Angesicht.

Doch ist's genug, das Laster zu beweinen?
Ein Tag wird angelegt; der Liebling muß erscheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
„Kennst du dies Weib?“ spricht Karl. Ein plötzliches Erschrecken
Berrät den Bösewicht; er räumt das Laster ein,
Und ihre Schande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet sein.
Der Fürst läßt gleich den Bischof kommen
Und wohnt der Trauung selber bei.
„Du“, spricht er, „hast sie zwar aus Furcht vor mir genommen,
Doch dies beweist nicht deine Treu';
Sie zur Vergebung zu bewegen,
Verschreib' ihr alle dein Vermögen!"

Er thut's. „Sieh', Lucia“, sing drauf der Herzog an,
 „Du bist durch mich gerächt; allein aus gleichen Pflichten
 Räch' ich nunmehr auch deinen Mann.“
 Und er gebot, den Liebling hinzurichten.



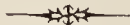
Der Schäfer und die Sirene.¹

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
 In seinem stillen Hirtenstande
 Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
 Trieb öfters an des Meeres Strande,
 Und was er sang, war Fröhlichkeit.
 Ihn rührten keine Schäferinnen.
 Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bei dem Spiel,
 So konnte sie doch nichts gewinnen,
 Als daß sie flüchtig ihm gefiel.
 Ein feltner Fall, daß ohne Schöne
 Ein junger Schäfer glücklich war!
 Doch seinem Herzen droht Gefahr.
 Welch eine reizende Sirene
 Schwimmt dort! Raun wird er sie gewahr,
 So fühlt sein Herz Lieb' und Gefahr.
 Er steht, und will nicht stehen bleiben,
 Erstaunt, blickt auf die Sängerin,
 Will abwärts mit der Herde treiben
 Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

¹ Ich habe mich über diese und die folgenden Fabeln und Erzählungen in der Vorrede, die ich ehemals der Sammlung meiner „Vermischten Schriften“ vorgesetzt, also erklärt: „Ich erfülle hiermit das Versprechen, das ich unlängst öffentlich (in dem 123. Stück des „Hamburgischen Korrespondenten“ vom Jahre 1756), obgleich gezwungen gethan habe, und liefere meinen Lesern den größten Theil der „Fabeln und Erzählungen“ aus den Velnstigungen verbessert und an vielen Orten geändert. Vielleicht ist diese Arbeit eine der undankbarsten, die ich jemals unternommen habe; so wie sie mir eine der unangenehmsten gewesen ist. Gesezt, es wäre mir geglückt, diese meine ersten Versuche von den meisten Fehlern zu reinigen; so ist doch die Abwesenheit der Fehler in den Werken des Geschmacks mehr eine Nothwendigkeit als Verdienst. Man kann einer Poesie durch Verbesserungen kleine Schönheiten geben; das ist gewiß. Aber die Hauptschönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart selbst besteht, wie kann diese einem Werke ertellet werden, wenn sie nicht in seiner Geburt mit ihm erzeugt wird, wenn sie nicht wie die Seele mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, daß man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend.“ (Gellert.)

Nun irrt allein, ihr guten Herden!
 Der Schäfer hat für euch iht keine Zeit.
 Er klagt durch Vieder und Gebärden
 Der Schönen seine Zärtlichkeit,
 Verspricht ihr alle seine Herden
 Und alles Glück der goldnen Zeit.
 Sie, wohl in ihrer Kunst erfahren,
 Hört nichts von dem, was er verspricht,
 Scherzt mit der See, pukt an den Haaren,
 Als sähe sie den Schäfer nicht,
 Und nötigt ihn durch schlaue Blicke,
 Den Antrag ihr noch oft zu thun.
 „Ich“, singt sie, „bin nicht mein. Neptun bestimmt mein Glück;
 Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke,
 So geh' und bitte den Neptun.“
 Er bat. „Nein“, sprach der Gott der Meere,
 „Wenn ich die Bitte dir gewähre,
 Gewähr' ich dir dein Unglück nur.“
 Der Schäfer schleicht betrübt nach seiner Hütte;
 Nun lacht ihm weiter keine Flur.
 So oft Neptun am Strande fuhr,
 So wiederholt' er seine Bitte.
 „Neptun! So soll das Meer die trefflichste Gestalt,
 Die mich entzückt, in seinen Schoß begraben?“ —
 „Nein“, rief der Gott, „du sollst sie haben;
 Denn du verlangst sie mit Gewalt.“

Wie hurtig schwamm nunmehr die Schöne
 Dem Ufer zu! Wie schön sang sie, wie zauberisch!
 Er reicht' ihr seine Hand. „Komm, göttliche Sirene!“ —
 Doch welch Entsetzen! Seine Schöne,
 Sein Liebling, war halb Mensch, halb Fisch.
 Mit Bittern floh Damöt vom Meere
 Und gab nachher der Flur sehr oft die Lehre,
 Daß unser liebster Wunsch oft große Thorheit wäre.



Die Bienen.

In einem Bienenstock entspann sich einst ein Streit
 Der bürgerlichen Eitelkeit;
 Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
 Wer edler und unedler wäre.
 „O!“ rief die stachelichte Partei,
 „Was braucht man lange noch zu fragen,
 Wer besser oder schlechter sei?
 Wir, die wir in den warmen Tagen
 Die Höschen¹ in die Zellen tragen
 Und stets mit Kunst beschäftigt sind,
 Daß unser Rost von Honig rinnt:
 Wer sieht es nicht, daß wir die bessern sind?
 Was braucht man also noch zu fragen?“

„So?“ fielen hier die andern ein,
 „Wo wird denn euer Honig sein,
 Wofern wir nicht das Wasser künstlich tragen?
 Daß euer Stachel uns gebricht,
 Dies schadet unserm Werte nicht;
 Genug, daß wir das Amt getreu verwalten,
 Wozu der Staat uns für geschickt gehalten.
 So niedrig unsre Pflicht euch scheint,
 So soll euch doch der Ausgang lehren,
 Daß wir mit euch zugleich vereint
 Zur ganzen Republik gehören.
 Sie trugen drauf kein Wasser mehr.
 Nun mußten die, die Honig machten,
 Fliehn oder in der Brut verschmachten,
 Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiser² rief darauf den Rest der Unterthanen,
 Um sie zur Eintracht zu ermahnen.
 „Der Unterschied in eurer Pflicht
 Erzeugt“, sprach er, „den Vorzug nicht.
 Nur die dem Staat am treuesten dienen,
 Dies sind allein die bessern Bienen.“



¹ Höschen heißen die Wachablättschen an den Hinterfüßen der Bienen.

² Weiser, Bienenkönig; volkstümlich für „Weisel“, Bienenkönigin.

Der Held und der Reutknecht.

Ein Held, der sich durch manche Schlacht,
 Durch manch verheertes Land des Vorbeers wert gemacht,
 Floh einstens nach verlornen Schlacht
 Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkommen,
 Traf einen Eremiten an
 Und ward von diesem frommen Mann
 Nebst seinem Reutknecht aufgenommen;
 Doch beider Tod war nah¹.

„Ach!“ fing der Reutknecht an,
 „Werd’ ich denn auch in Himmel kommen?
 Ich habe leider nichts gethan,
 Als meines Herrn sein Vieh getreu in acht genommen.
 Ich armer und unwürd’ger Mann!
 Allein, mein Herr, der muß in Himmel kommen;
 Denn er, ach, er hat viel gethan!
 Er hat drei Könige bekriegeret,
 In sieben Schlachten stets gesieget
 Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.“

Der Eremit sah drauf den Helden kläglich an:
 „Warum habt Ihr denn alles dies gethan?“ —
 „Warum? Zu meines Namens Ehren,
 Um meine Länder zu vermehren,
 Um, was ich bin, ein Held zu sein.“ —
 „O“, fiel der Eremit ihm ein,
 „Deswegen müßtet Ihr so vieles Blut vergießen?
 Ich bitt’ Euch, laßt’s Euch nicht verdrießen,
 Ich sag’ es Euch auf mein Gewissen:
 Der Reutknecht als ein schlechter¹ Mann
 Hat wirklich mehr als Ihr gethan.“



¹ Schlecht in älterer Bedeutung, d. h. schlicht, einfach

Die Lerche und die Nachtigall.

Dst ließ der Kunst und seinem Wirt zu Ehren,
 Sich der Kanarievogel hören
 Und freute sich, wenn durch ihr schmetternd Lied
 Die Lerche minder Kunst verriet.
 „O“, sprach sie, „wenn ich doch ein Lied
 Gleich seinen hohen Liedern fänge!“
 Und sang, indem sie dieses sprach,
 Dem Nachbar eifersüchtig nach,
 Verliebte sich in seine fremden Gänge
 Und quälte sich, den angeborenen Ton
 Durch den erlernten zu verdrängen,
 Und trug nach vieler Müß' zuletzt das Glück davon,
 Kanarisch fehlerhaft zu singen.

„O“, sprach die Nachtigall, die lang' ihr zugehört,
 „Wie sinnreich bist du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
 Dich hatte die Natur vortrefflich sein gelehrt,
 Und sieh', nun lehrt der Zwang dich fehlen.“

* * *

Elpin schreibt niedrig und schreibt schön;
 Kleantb schreibt hoch. Elpin wünscht ihm zu gleichen.
 Wie teuer kömmt es ihm zu stehn!
 Er sucht Kleantben zu erreichen
 Und äßt ihn nach und muß ihm weichen
 Und schreibt und denkt für keinen Menschen schön.

—*!*

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe“,
 „So sagte Friß, ein kleiner muntre Knabe,
 Und hüpf', indem er dieses sprach,
 Von seinem Jugendglück gerühret,
 Von seinem Phylax angeführet,
 Dem Vater schon von weitem nach.
 Raum trat er in den Busch, als ihn hier eine Mücke,
 Dort wieder eine Mücke stach.

Er schalt und ließ ein gutes Stücke,
 Dem bösen Schwarze zu entfliehn;
 Allein, je mehr er ließ, je mehr verfolgt' er ihn.
 „Gut“, sprach er, „stecht nur immer kühn,
 Ich will es nicht umsonst beteuern,
 Ihr findet hier heut' ener Grab.“
 Erbittert bricht er Ruten ab
 Und kämpft mit seinen Ungeheuern;
 Allein, sie fanden nicht ihr Grab,
 Und stachen sie zuvor aus bloßer Lust, zu stechen,
 So stachen sie nunmehr, um sich zu rächen.

Berwundet im Gesicht, auf beiden Händen rot,
 Gilt Friß dem Vater zu und klagt ihm seine Not.
 „O, sehn Sie nur, das nenn' ich stechen!
 Ich hab's bald so, bald so versucht.
 Ich ließ, ich schlug, und doch half weder Schlag noch Flucht.“ —
 „Friß“, hub der Vater an, „du hast's nicht recht versucht.
 Geh' ruhig fort, so kann ich dir versprechen,
 Sie werden weniger, als wenn du schlägst, dich stechen.
 Ein kleiner Feind, dies lerne sein,
 Will durch Geduld ermüdet sein;
 Und trittst du einst gleich mir ins große Leben ein
 Und wirfst um dich viel kleine Feind' erblicken,
 So achte nicht auf ihre Tücken!
 Verfolge deinen Weg getrost und denke fein
 An die Geschichte mit den Mücken.“



Die Wachtel und der Hänfling

Dur Wachtel, welche der Gefahr
 Des Garus mit Not entgangen war,
 Ließ sich der stolze Hänfling nieder.
 „Mich danert“, sprach er, „dein Gefieder.
 O sage, wie es immer kam,
 Daß man dir deine Freiheit nahm?“

„Mich“, sprach sie, „lockte jene Flur,
 Und ich, zu küstern von Natur,

Flug hin, und tiefer im Getreide
Hört' ich den Ton der Lieb' und Freude.
Ich lief; kaum naht' ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch schon."

"Das Netz", sprach dieser, "nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Und wenn ich noch so lüstern wär',
Ein Netz, das fängt mich nimmermehr!"

Er fliegt und ruft noch: "Merk' es dir!"
Kurz drauß sieht sie den Freund, der ihr
Den weisen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelrute kleben.
„Sprich“, rief sie, „wie es immer kam,
Daß man dir deine Freiheit nahm?“

„Die Freundin“, sprach er, „ging mir nah',
Die ich in diesem Bauer sah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen,
Um sie zu sein, kam ich geflogen;
Nun weiß ich nicht, durch welche List
Mein Fuß hier angeheftet ist!"

„Die Rute“, sprach sie, „nicht zu sehn?
Dir Flattergeist ist recht geschehn.
Man muß, will man ein Glück genießen,
Die Freiheit zu behaupten wissen.
Nun lerne, wenn dich's nicht verdrießt,
Wie nah' der Fall dem Sichern ist!"



Der Hochzeitstag.

Dem Vater seiner Braut erhielt Philet das Glück,
Mit Sylvien sich endlich zu vermählen
Und selbst den Tag mit ihr zu wählen;
Welch ein vergnügter Augenblick

Für ein Paar sehnsuchtsvolle Seelen!
Sie sehn sich schmachtend an und wählen.

„Ihr Kinder“, fuhr der Vater fort,
„Wollt ihr mir altem Mann noch eine Lieb' erweisen,
So fahrt (ich bin zu schwach, sonst würd' ich mit euch reisen)
Ausß Dorf und laßt euch an dem Ort
Und von des Priesters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein selig Eh'weib gab, ganz still zusammengeben!“

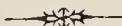
Philet reist auf des Vaters Wort
Mit seiner Braut an den bestimmten Ort.

Seit gestern war er nun mit Sylvien verbunden
Und kam iht gleich aus einem Blumenstück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb' und Lenz in sein Gemach zurück,
Und jeder Kuß und jeder Blick
Vermehrte sein und seiner Schönen Glück.

In scherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tisch, auf dem ein Paar Pistolen liegen,
Die er vom Schuß noch gestern selbst befreit,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. „Run“, fängt er scherzhaft an,
„Runmehr bereut die kleinen Grausamkeiten!
Wieviel habt Ihr mir deren angethan!
Besinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umsonst an Euer Fenster kam?
Da Ihr mir Armsten — Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunst, die Herzen zu bestreichen,
Mit Guern zauberischen Blicken,
Mit Guern Haar, so festlich schön es ist!“ —
„Schieß' her“, spricht sie mit lächelnden Geberden,
„Schieß' her, wenn du so grausam bist!“
Er schießt. Ach Gott! und sie fällt tot zur Erden.
Und wer beschreibt wohl seine Pein?
Doch auch im größten Schmerz noch sein,
Ruft er den Diener laut herein
Und schließt die Thüre zu. „Wer lud mir die Pistolen?“ —
„Ich that's, weil mir's zur Reise nötig schien.“ —

„Ich habe dir's doch nicht befohlen?“ —
 „Nein Herr!“ — Und gleich erschoss er ihn.
 Dann schrieb er diesen Brief: Ich, der vor wenigen Stunden
 Sich als den glücklichsten dir, Vater, vorgestellt,
 Bin nach dem größten Glück, das je ein Mensch empfunden,
 Ist der Unseligste der Welt.
 O! dürftest du doch niemals wissen,
 Wie elend ich und du geworden sind! —
 Getötet von mir selbst, liegt sie vor meinen Füßen,
 Mein göttlich Weib, dein liebstes Kind!
 Mein Diener, dessen Schuld mich um ihr Leben brachte,
 Liegt schon durch gleichen Schuß gefällt;
 Ich aber, der ich mich mit Abscheu nur betrachte,
 Was sollt' ich länger auf der Welt?
 Nein, deiner Tochter Tod soll gleich der meine rächen.
 Wenn's möglich ist, o! so verflucht' nicht ihren Mann!
 Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
 Der ich für mich nicht beten kann —

Man traf ihn neben ihr durchs Schwert getötet an.



Die Elster und der Sperling.

Ein Sperling ließ sich's auf den Stöcken
 Des Weinbergs recht vortrefflich schmecken
 Und schluckte still die besten Beeren ein.
 Die Elster sah's mit scheelem Blicke
 Und wollte von des Sperlings Glücke
 Nicht bloß ein ferner Zeuge sein.
 Sie hüpfte zu den vollen Trauben.
 „Wie? darf ich meinen Augen glauben?
 O, welcher Vorrat! Ja, gewiß,
 So reiß, Herr Sperling, und so süß
 (Denn Sie verstehn sich auf die Trauben)
 War, was nun auch der Winzer spricht,
 Der Wein seit vielen Jahren nicht.“
 Der Winzer hört der Elster Lobgedicht
 Und zwingt die Gäste fortzuliegen.

„O“, sprach der Sperling, „welch Vergnügen
 Entziehst du mir, du Schwägerin!
 Willst du der Frucht in Ruh' genießen,
 So muß es nicht der ganze Weinberg wissen.
 Siehst du denn nicht, wie still ich bin?
 Drum schweig' und komm, den Berg noch einmal durchzu-
 streifen.“

Sie thut's und frißt mit ihm ganz still.
 „Ein einzig Wort, Herr Spatz, ich kann es nicht begreifen,
 Warum mir's izt nicht schmecken will;
 Die Trauben sind ja reif. Doch still!
 Der Winzer läßt sich wieder hören.
 Drum weißt du, was ich machen will?
 Ich nehme von den blauen Beeren
 Mir eine Traube mit, sie ruhig zu verzehren.
 Komm mit mir unter jenen Baum.“
 Sie nimmt die Traube mit, und kaum
 Erreichte sie den sichern Baum,
 So schrie sie laut: „O Sperling, welche Freude!
 Wie glücklich sind wir alle beide!
 In Wahrheit, glücklich bis zum Reide.“
 So schrie sie noch, als schon ein Schwarm von Elstern kam
 Und das gepriesne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der sein Glück der ganzen Welt entdeckt,
 O Schwäger! lern' ein Gut genießen,
 Das, weil es wenig Neider wissen,
 Uns sicherer bleibt und süßer schmeckt!



Der Geheimnisvolle.

Mit sehr geheimnisvollen Mienen
 Tritt Strephon in Krispinens Haus,
 Studiert beim Eintritt bald Krispinen
 Und bald die Seinen seitwärts aus.

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
 Verbittet er die Höflichkeit.
 Er steht und schweigt, und sagt durch Schweigen
 Die wichtigste Begebenheit.

„Mein Herr, hat sich was zugetragen?
 O reden Sie! Wir sind allein.
 Was gibt's?“ Unisonst sind alle Fragen:
 Er wiederholt fein mystisch Nein.

O lern' doch, unvorsicht'ge Jugend,
 Die laut von allen Sachen schreit,
 Von Strephon die berühmte Tugend,
 Die Tugend der Behutsamkeit!

Nachdem er den Krispin beschworen,
 Das zu verschweigen, was er sagt,
 So zischelt er ihm in die Ohren:
 „Der König fuhr ikt auf die Jagd.“



Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden
 Frei im Gemach ihr Lied oft sang
 Und ungewohnt, den Widerhall zu leiden,
 Der aus dem nahen Zimmer drang,
 Mit desto stärkerer Stimme sang,
 Saß ikt dem Spiegel gegenüber
 Und sang und sah ihr eignes Bild
 Und floß, mit Eifersucht erfüllt,
 Von schmetternden Gefängen über
 Und bildete zu ihrer Pein
 An ihrem eignen Widerschein
 Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte sie die Stimme;
 Allein umsonst war Kunst und Müh',
 Stets sang der Widerhall wie sie.
 Sie schoß darauf mit ehrsuchtsvollem Grimme
 Auf ihren Nebenbuhler zu,

Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und starb, sich selbst zu sehr gewogen,
Fast so, Ruhmsüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.



Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht.
„O Belten, nimm dich ja in acht“,
Sprach Runz, von Schrecken eingenommen,
„Damit wir nicht vom Wege kommen!
Dort läßt sich schon ein Irrlicht sehn.
Nur daß wir uns nicht selber blenden
Und uns nach diesem Lichte wenden;
Sonst ist es um den Weg geschehn!“

„Schon gut!“ rief Belten, „eile nur!“
Doch, Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht sagen wollte,
Nur einmal recht verstehen sollte!
Studierte nennen es die Dunst,
Die aus den Sümpfen aufgestiegen.
Ich weiß nicht, ob die Leute lügen;
Denn oft ist Lügen ihre Kunst.“

„Sprich, Belten, ob du thöricht bist;
Du weißt nicht, was ein Irrlicht ist?
O, dürst' ich's nur bei Nachtzeit wagen,
Ich wollte dir's wohl anders sagen!
Ist's wahr, daß du kein Irrlicht kennst,
Und bist schon nah' an dreißig Jahre?
Ein Irrlicht, daß mich Gott bewahre!
Ein Irrlicht, das ist ein Gespenst.“

„Den Drachen hast du doch gesehen,
Der, wie zu Stephens Zeit geschehn,
Bei Kleindorf¹ im Vorüberziehen
Getreid' und Kälber ausgespieen?“

¹ Öfters vorkommender Ortsname. Hier wohl kein bestimmter Ort.

Das, was der Drach' im großen heißt,
 Nenn' ich das Irrlicht gern im kleinen;
 Denn da sie nur bei Nacht erscheinen,
 So sind sie wohl kein guter Geist."

"Nein, Kunz, nein sag' ich! nimmermehr!
 Ein Irrwisch ist kein wütend Heer.
 Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
 Muß die Gespenster besser kennen.
 Ein Rübezahl, ein solches Tier,
 Als zu Gehosen¹ ehedessen
 Die Ruch' im Edelhof besessen,
 Dies sind Gespenster, glaube mir!

"Ein Irrwisch muß was anders sein."

A. „Wie, Belten, nennst du diesen Schein?“

B. „Ich nenn' ihn Irrwisch.“ A. „Ist's erhöret?

Wer hat dich wieder das gelehret?

Ein Irrlicht heißt's, kein Irrwisch nicht;

So spricht man ja mein Lebetage."

B. „So spräche man? Nein, Kunz, ich sage,

Daß alle Welt ein Irrwisch spricht."

A. „Schweig', Belten, das klingt lügenhaft.

Ich hab' es auf der Wandererschaft

Und, Bruder, ohne viel zu schwören,

Von Meistern Irrlicht nennen hören."

So stritten sie noch lange Zeit,

Izt um die Sach', izt um den Namen,

Bis sie zulezt vom Wege kamen;

Und schimpfend schlossen sie den Streit.

* * *

So streiten unstudierte Belten

Um Sachen, die sie nicht verstehn,

Und endigen den Streit mit Schelten.

Die Thoren sollten erst zu den gelehrten Belten

Und Kunzen in die Schule gehn!

Die streiten dialektisch schön

Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten

¹ S. oben, S. 172.

Um Dinge, die sie ganz verstehen,
 Und fehlen ihres Weges selten,
 Weil sie den Weg der Schulen gehn;
 Denn da läßt sich kein Irrlicht sehn.



Das Glück und die Liebe.

Einst wollten Lieb' und Glück sich sichtbar überführen,
 Wer stärker sei, des Menschen Herz zu rühren;
 Und Semnon, wie die Sag' erzählt,
 Ein Mann, der oft das Glück um seine Gunst gequält,
 Ein Mann in seinen besten Jahren,
 Ward, um an ihm es zu erfahren,
 Vom Glück und von der Lieb' erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Mensch geschätzt.
 Was seine Sinne rührt, was je sein Herz ergetzt,
 Wodurch der Stolz sich hebt und zur Bewundrung eilet,
 Ward von der Hand des Glücks dem Semnon icht erteilet.
 Er jah sich reich, und Marmor schloß ihn ein,
 Sein Zimmer schien der Freuden Thron zu sein;
 Und täglich wuchs die Pracht der schon geschmückten Wände
 Noch durch der Künstler kluge Hände;
 Und täglich wuchs im Speisesaal
 Der Schüsseln und der Diener Zahl,
 Mit ihnen der Bewundrer Menge
 Und der Klienten Lobgesänge.
 Bald fiel ein reiches Erb' an ihn,
 An das er nicht gedacht; kaum war ihm dies verliehn,
 So zog das Glück durch seine Künste
 Schon in den reichsten Lotterien
 Für seinen Freund die Hauptgewinste.
 So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
 Bald was sein Rug¹, bald was sein Schiff gebracht,
 Und so viel Gunst aus seines Glückes Händen
 Blieb alle Pracht zu wenig zu verschwenden.

¹ Rug, d. h. Besitzanteil an einem Bergwerk. Wahrscheinlich ein slawisches Wort.

Er schließ, berauscht von Freuden, ein,
 Stand auf, den Freuden sich zu weihn.
 Sein Wink war der Verehrer Wille,
 Und jeder Tag ein Fest des Glückes und der Fülle.

„Wer zweifelt“, sprach das Glück, „daß mir der Ruhm
 gebührt?
 Ist Semnon nicht unendlich sehr gerührt?“

„Vielleicht“, versetzt' darauf die Liebe,
 „Rühr' ich sein Herz durch stärkere Triebe.
 Er soll Serinen sehn; ihr unschuldvoller Blick
 Besiegt vielleicht dich, mächtig's Glück!“
 Er sah nunmehr die göttliche Serine.
 Ihn rührt der Reiz der edlen Miene,
 Doch mehr, als ihr beredt Gesicht,
 Das Herz, das aus Serinen spricht.
 Schon scheint der Glanz von feinen Schätzen,
 Schon sein Palast, schon Freund und Wein,
 Schon die Musik ihn milder zu ergehen.
 „Wie glücklich, wär' ihr Herz erst mein,
 Wie glücklich würd' ich dann nicht sein!
 O Liebe! lehre mich, dies Herz mir zu verdienen
 Und sprich: wodurch besiegt' ich einst Serinen?“ —
 „Sei“, spricht sie, „kein Verschwender mehr,
 Gib Schmeichlern weiter kein Gehör.“
 Schon ist er kein Verschwender mehr,
 Schon gibt er Schmeichlern kein Gehör.
 „Such' deine Lust in stillern Freuden,
 Sei gütig, liebeich und bescheiden,
 Und liebe nicht dein Glück zu sehr.“
 Schon suchte Semnon still're Freuden,
 Schon ward er liebeich und bescheiden;
 Serine floh ihn schon nicht mehr,
 Serine gab ihm schon Gehör
 Und ward die Seele seiner Freuden.

„Die Liebe“, sprach das Glück, „scheint Semnon vorzuziehn;
 Allein mehr als zu bald soll er Serinen fliehn.
 Soviel ich ihm geschenkt, soviel sei ihm entzissen!
 Wird ihm die Liebe wohl der Armut Qual versüßen?“

Das Glück verließ ihn drauß, und Semmons Gut verschwand.
 Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans
 Land;

Sein Reichthum ward der List und der Gewalt zur Beute,
 Und nichts blieb ihm von dem, was sonst sein Herz erfreute,
 Nichts als sein treues Weib; im widrigsten Geschick
 Sein Beistand und auf stets sein Glück.

Durch Fleiß entrißen sie sich der Gefahr zu darben,
 Und froh genossen sie, was sie durch Fleiß erwarben.
 Umsonst versprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
 Wenn er der Lieb' entfagen wollte.

„Nein“, rief er, „wenn ich auch ein Krösus werden sollte,
 Ging' ich doch nie dein Anerbieten ein.

Die Liebe läßt mich weiser sein,
 Als daß ich dich mir wieder wünschen wollte.

Serine, komm! Mein Herz bleibt dein;

Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein.“ —

„Ja, Semmon, ja, mein Herz ist dein;

Viel besser, ohne Glück, als ohne Liebe sein.“



Der Affe.

Raum hatte noch des Schneiders Hand
 Ein buntes komisches Gewand

Dem muntern Affen umgehungen,
 So gab sein Rock ihm das Verlangen,
 Sich in dem Spiegel zu besehn.

„In Wahrheit“, sprach er, „ich bin schön!

Soviel ich mir geschmeichelt habe,
 So kann dem jungen Herrn der Rock nicht besser stehn.

Komm“, rief er, „kleiner Edelknabe,
 Wir müssen uns zugleich im Spiegel sehn.“

Er kam. Der Aff' erschrak, verzerrte das Gesicht,
 Stieß an den Hut und rückte die Perücke,
 Und doch glich er dem Junker nicht.

Der Spiegel warf, was er empfing, zurücke,
 Ein närrisch haarichtes Gesicht
 In einer struppichten Perücke.

Der Junker lacht. „Pfui“, hub der Aff' erbittert an,
 „Pfui, Spiegel, wie du lügst! was hab' ich dir gethan?“
 Der Spiegel läuft darauf von seinem Hauchen an
 Und zeigt iht keinen Affen weiter.
 „Das dacht' ich“, rief er sehr erfreut,
 „Die Schuld liegt nicht an meiner Häßlichkeit;
 Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter!“

Schon eilte Junker Frik mit der Begebenheit,
 Sie dem Magister zu erzählen;
 Und diesem konnt' es gar nicht fehlen,
 Mit einer nützlichen Moral
 (Er war gelehrt) sie zu befeelen.
 „Nun“, sprach er, „setzen Sie einmal
 Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
 Sie zeigt der Thoren Häßlichkeit;
 Der Thor, der sich vor ihrem Lichte scheut,
 Verhüllt sie drauß in Dunkelheit
 Und schmeichelt sich, sie sei nicht helle.“



Die Witwe.

Ein Märchen.

Dorindens junger Ehegatte,
 Den sie so lieb wie sich und wohl noch lieber hatte -
 „Noch lieber?“ wirft der Spötter ein
 Und lachet höhnißch; doch er lache!
 Durch eine Spötkerei hört eine wahre Sache
 Drum noch nicht auf, gewiß zu sein.
 Genug, der Tod entriß Dorinden
 Sehr früh den treusten, besten Mann;
 Und ich kann keine Worte finden,
 So leicht man im Affekt sie sonst auch finden kann,
 Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
 Was sie, die junge Frau, gefühlt,
 Die ihn vor wenig Augenblicken
 Gesund, iht aber tot in ihren Armen hielt

Und ihn aus ihrem Arm auch tot nicht lassen wollte.
 Der Priester kam, der sie besänft'gen sollte;
 Die ganze Freundschaft kam: doch nichts bewegte sie.
 Je mehr man tröstete, je mehr Dorinde schrie.
 Man mußte mit Gewalt sie von dem Toten bringen.
 Ein unaufhörlich Händeringen
 War alles, was sie that, und ein entsetzlich Ach!
 War alles, was sie trostlos sprach.
 Dies trieb sie länger noch als vierundzwanzig Stunden.

Indessen hatte sich der Nachbar eingefunden,
 Ein Mann, geschickt in Holz zu haun.
 Er sah Dorindens Schmerz; und theils auf ihr Begehren,
 Theils als ein Freund den Seligen zu ehren
 Und seinem Untergang im Tode vorzubaun,
 Entschloß er sich, in Holz ihn auszuhaun.

Es glückt des Künstlers weisen Händen,
 Das Werk in kurzem zu vollenden,
 Und Stephan stund in Lebensgröße da.
 Ein Meisterstück pflegt bald bekannt zu werden;
 Das Volk lief zu und schrie, sobald's den Stephan sah:
 „Ach Himmel! ach, das ist er. Ja,
 Seht nur die lächelnden Geberden!
 Seht nur den aufgeworfnen Mund!
 Nein, Ähnlicher's kann nichts gefunden werden;
 So sah ich ihn noch jüngst, als er Gevatter stund.“

Man brachte den geschnitten Gatten,
 Der noch allein der Witwe Trost verlieh,
 Ins zweite Stock, wo er und sie
 Ein ganzes Jahr vergnügt geschlafen hatten.
 Hier schloß sie sich mit ihm in ihre Kammer ein
 Und suchte Ruh' in Schmerz und Pein
 Und hielt's für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
 Um seiner ewig wert zu sein,
 Ihn noch im Tode zu verehren.
 Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?

So saß Dorinde viele Wochen
 Und hatte, wie mein Währmann sagt,

Kein lebendes Geschöpf seit dieser Zeit gesprochen
Als ihren Hund und ihre Magd.

Und heute war's nach so viel bangen Wochen
Das erste Mal, daß sie aus ihrem Fenster sah;
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.

Schnell kam die Magd mit schlaun Mienen:

„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
Ein schöner Herr, fast wie der sel'ge Mann;
Er hat etwas bei Ihnen auszurichten,
Das er mir nicht vertrauen kann.“ —

„Du kannst“, sprach sie, „nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann;
Und kurz, du darfst ihm nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram.
Denn ach! kein Wunder wär's —“

„Dies geht nicht an, Madam;

Er hat Sie schon, indem er angekommen,

An Ihrem Fenster wahrgenommen.

Sie müssen mit herunterkommen;

Der fremde Herr ruht eher nicht.

Er hat was Wicht'ges anzubringen.

Ich dächte doch, Madam, Sie gingen!“

Die junge Witwe steht bestürzt,

Umarmt mit einem schnellen Feuer

Das Bild, mit dem sie sich zeither die Zeit verkürzt,

Und nimmt den Fremden an. Wer wird es sein? ein Freier?

Vielleicht gibt uns die Magd Bericht?

Sie horcht schon an der Thür; allein, sie kann nichts hören

Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde spricht.

Der Nachmittag verstreicht; der Fremde geht noch nicht.

Soll er denn gar ihr Gast zu sein begehren?

Dorinde kömmt, und zwar allein;

Sie wird sich wohl einmal am Bilde setzen wollen.

„Magd“, fängt sie an, „sprich, was wir machen sollen:

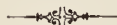
Der Herr will mit Gewalt mein Gast den Abend sein.

Du mußt geschwind die Kanne Schmerlen kochen.“ —

„Ja, ja, Madam, ich bin's zufrieden.“

Dorinde geht zurück. Die Magd durchsucht das Haus,
 Zum Sieden hartes Holz zu finden.
 Sie findet keins und ruft Dorinden
 In aller Angst geschwind heraus.
 „Madam, ach lassen Sie sich's klagen!
 Es ist kein hartes Fischholz¹ da.
 Soll ich das Bild herunter tragen,
 Es ist hart Holz, und es zer schlagen?“ —
 „Das Bild? Nein, nein — doch — thu's nur. Ja. —
 Was brauchst du mich denn erst zu fragen?“ —
 „Allein das Bild ist schwer, ich kann's allein nicht tragen;
 Zum Fenster ging es wohl heraus.“ —
 „Nun gut, so darfst du ja das Holz nicht erst zer schlagen.
 Der Herr zieht künftig in mein Haus;
 Da darfst du so nicht länger klagen.“

Das Fenster öffnet sich, und Stephan fliegt heraus.



Der junge Krebs und die Seemuschel.

Der Muschel, die am seichten Strande
 Ihr Haus bald voneinander bog,
 Bald wieder fest zusammenzog,
 Sah einst mit Reid und Unverstande
 Ein junger Krebs aus seiner Höhle zu.
 „O Muschel, wie beglückt bist du!
 O, daß wir Krebse nur so elend wohnen müssen!
 Bald stößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus
 Und bald der Sturm. Du hast dein eigen steinern Haus,
 Kannst, wenn du willst, es öffnen und verschließen.
 Vergönne mir nur einen Augenblick,
 Ich weiß, du gönnst mir dieses Glück,
 Zu deinem Schlosse Platz zu nehmen.“ —
 „Ich“, sprach sie, „sollte mich zwar schämen,
 In mein nicht aufgeputztes Haus,

¹ Fischholz, d. h. klein gehacktes, trocknes Holz zum Sieden der Fische. Im Zusammenhang derselben Geschichte schon in einem Fastnachtsspiele Nyrers.

Denn in der That sieht's ißt nicht reinlich aus,
 Vornehme Herren einzunehmen.
 Doch dienet es zu Ihrer Ruh',
 Auf kurze Zeit zu mir sich zu versügen,
 So dien' ich Ihnen mit Vergnügen;
 Wir haben Platz." Er kommt. Sie schließt ihr Schloß fest zu.
 „Mach' auf", schreit er, „denn ich ersticke." —
 „Bald", spricht sie, „will ich dich befreien;
 Sieh' erst der Mißgunst Thorheit ein,
 Und lerne hier, mit deinem Glücke,
 Wenn dir's gefällt, zufrieden sein."



Das Kind mit der Schere.

Kind", hub die Mutter an, „eins mußt du mir versprechen:
 Die Messer und die Gabeln stechen;
 Drum rühre keins von beiden an." —
 „Allein, die Schere, sollt' ich glauben,
 Die könnten Sie mir wohl erlauben?" —
 „Nichts weniger; was dich verletzen kann,
 Sieh' niemals als dein Spielwerk an."

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
 Und das Verbot verschönerten die Schere.
 „Ja", spricht es zu sich selbst, „wenn es die Gabel wäre,
 Die hab' ich lange nicht so lieb,
 So ließ' ich sie mit Freuden liegen.
 Allein die Scher' ist mein Vergnügen,
 Sie hat ein gar zu schönes Band.
 Geseht, ich rihte mich ein wenig in die Hand,
 So hätte dies nicht viel zu sagen.
 So klein ich bin, so hab' ich ja Verstand,
 Und also werd' ich's immer wagen,
 Sobald die Mutter nur die Augen weggewandt.
 Doch nein, weil Kinder folgen müssen,
 So wär' es ja nicht recht gethan.
 Nein, nein, ich sehe dich bloß an;
 O schöne Schere, laß dich küssen!

Ich rühre ja kein Messer an,
 So werd' ich doch" — Schon griff es nach der Schere —
 „Ja, wenn ich unvorsichtig wäre,
 Da freilich schnitte mich die Schere;
 Allein ich bin ja schon mit ihr bekannt.“
 So sprach's und schnitt sich in die Hand.
 Die Mutter kam. O, welche harte Lehre!
 „Ach“, hub das Kind fußfällig an,
 „Es kränkt mich sehr, daß ich's gethan.
 Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Schere,
 Damit ich sie nicht mehr begehre
 Und ohne Zwang gehorchen kann.“

* * *

Oft sind wir Menschen dieses Kind.
 Versehn mit billigen Gesetzen,
 Die göttlich und uns heilsam sind,
 Scheut sich das Herz, sie alle zu verletzen.
 Wir unterlassen wie das Kind,
 Die Dinge, die wir wenig schätzen,
 Um die zu thun, die uns am liebsten sind.
 Die Reue kommt. Wir sehn, wie sehr wir fehlen;
 Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
 Was heißt in vieler tausend Seelen:
 „Bewahre mich, o Gott, vor dieser Missethat!“
 Was heißt es? Wehre mir das Wählen,
 Damit mein Herz den Zwang nicht nötig hat.



Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einst die Bären,
 Sie möchten gnädigst sich bemühen
 Und ihnen doch die Kunst erklären,
 In der die Nation der Bären
 Die ganze Welt des Walds zu übertreffen schien,
 Die Kunst, in der sie noch so unerfahren wären,
 Die Jungen groß und stark zu ziehen.

„Vielleicht“, hub von den Affenmüttern
 Die weiseste bedächtig an,
 „Vielleicht, ich sag’ es voller Bittern,
 Wächst unsre Jugend bloß darum so fiedh heran,
 Weil wir sie gar zu wenig füttern.
 Vielleicht ist auch der Mangel der Geduld,
 Sie fanst zu wiegen und zu tragen,
 Vielleicht auch unsre Milch an ihren Fiebern fchuld.
 Vielleicht fchwächt auch das Obft den Magen.
 Vielleicht ist felbst die Luft, die unsre Kinder trifft,
 (Wer kann sie vor der Luft bewahren?)
 Ein Gift in ihren ersten Jahren
 Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
 Vielleicht ist, ohne daß wir’s denken,
 Auch die Bewegung ihre Pest.
 Sie können sich durch Springen und durch Schwenken
 Oft etwas in der Bruft verrenken,
 Wie sich’s sehr leicht begreifen läßt;
 Denn unsre Nerven find nicht fest.“
 Hier fängt sie zärtlich an zu weinen,
 Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
 Das sie fo lang’ und herzlich an sich drückt,
 Bis ihr geliebtes Kind erftickt.

„Du“, sprach die Bärin, „kannst noch fragen,
 Warum ihr fo bestraft mit kranken Kindern seid?
 Nicht liegt’s an Luft und Milch und nicht an Obft und Magen;
 Ihr tötet sie durch eure Weichlichkeit,
 Durch eure Liebe vor der Zeit.
 Gebt acht auf unsern jungen Haufen;
 Wir nehmen sie, sobald sie laufen,
 Mit uns in Hiß’ und Frost, durch Fluren und durch Wald,
 So werden sie gesund und alt.“

* * *

Was macht viel Kinder fiedh? vielleicht Natur und Zeit?
 Nein, mehr der Eltern Weichlichkeit.
 O Reicher, soll dein Kind gesund in Städten blühen,
 So zieh’ es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!



Der Leichtsinn.

Der Leichtsinn, wie die Fabel sagt,
 Die Fabel aus den goldnen Jahren,
 Ward von den Menschen einst verjagt,
 Weil alle seiner müde waren.
 Er floh zum Zeus und bat um Aufenthalt.
 Kaum sah Merkur die lustige Gestalt,
 So fühlt er schon die Pflicht, dem Flüchtling beizuspringen:
 „So will dich alle Welt verdrängen?
 Du dauerst mich. Komm, hüpf' auf meine Schwingen!
 Ich hoffe dich gut anzubringen.
 Komm, Paphos sei dein Aufenthalt!“
 Schnell bracht' er ihn zur Venus kleinem Knaben.
 „Hier, Gott Cupido“, fing er an,
 „Schickt Ihnen Zeus den angenehmsten Mann,
 Der schärfer als Sie sehen kann;
 Sie sollen ihn zu Ihrem Führer haben.“
 Der Leichtsinn trat sein Amt mit Eifer an,
 Das Amt, der Liebe vorzutragen,
 Und soll, wie die gedachte Fabel spricht,
 Von dieser Zeit an seine Pflicht
 Sehr selten unterlassen haben.



Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern
 Und ungeschickt, mehr Schätze zu erwerben,
 Ward krank und wollte doch nicht sterben;
 Denn welcher Geizhals stirbt wohl gern?
 Er wollte nach dem Doktor schicken;
 Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
 Den er genötigt wär', ihm in die Hand zu drücken,
 Und also ließ er's lieber sein.

Doch mit dem Tod ist gleichwohl nicht zu scherzen.
 Der Alte fühlte neue Schmerzen

Und rief den Priester in sein Haus
Und bat sich zu verschiednen Malen,
Denn dafür durst' er nichts bezahlen,
Trost auf dem Krankenlager aus.

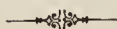
Der Priester wollt' ihn ikt verlassen.

„Ach! bet' Er“, sprach der Greis, „Gott wird's zu Herzen fassen;
Und komm' ich von dem Lager auf,
So geb' ich Ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden lassen.“

Ich weiß nicht, bat er für den Alten,
Und wann er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menschliche Geschlecht
Sollt' einen Geizhals mehr behalten;
Es besserte sich mit dem Alten.

Der Priester wird geruft. „Ich weiß wohl“, sprach der Greis
„Was ich Ihm einst gered't, wenn Er's gleich nicht mehr weiß
Hier seh' Er selbst, was ich und meine Frau ersparten;
Ich zeig' Ihm nur die seltenen Arten.
Steht Ihm das große Goldstück an?
Da sind sie noch von größerm Werte;
Doch weil sie Gott mir wunderbar bescherte,
So hab' ich ein Gelübb' gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und sollt' ich hundert Jahre leben.

„Will Er nunmehr die Silbermünzen seh'n?
Ja, lieber Herr, auch die sind schön.
Hier hab' ich, glaub' Er mir's, mehr harte Thaler liegen
Als ich und Er zusammen wiegen;
Alein sie mögen immer liegen,
Sie sollen¹ alle für mein Haus.
Doch laß Er uns noch weiter gehen.
Hier sieht Er die Zweidrittel² stehen;
Da leß' Er eins für seine Kinder aus
Und bitt' Er Gott um Segen für mein Haus!“



¹ S. S. 83.

² 2/3 Thalerstücke.

Das Testament.

„Sohn“, rief der Vater an, indem er sterben wollte,
 „Wie ruhig schlief ich iht nicht ein,
 Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wissen sollte!
 Du bist es wert und wirst es sein.
 Hier hast du meinen letzten Willen;
 Sobald du mich ins Grab gebracht,
 So brich ihn auf und such' ihn zu erfüllen,
 So ist dein Glück gewiß gemacht.
 Versprich mir dies, so will ich freudig sterben.“

Der Vater starb, und kurz darauf
 Brach auch der Sohn das Testament schon auf
 Und las: „Mein Sohn, du wirst von mir sehr wenig erben,
 Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
 Den setz' ich dir zu deiner Nachricht auf.
 Mein Wunsch war meine Pflicht. Bei tausend Hindernissen
 Besaß ich stets mich auf ein gut Gewissen.
 Verstrich ein Tag, so fing ich zu mir an:
 „Der Tag ist hin; hast du was Nützliches gethan?
 Und bist du weiser als am Morgen?“
 Dies, lieber Sohn, dies waren meine Sorgen.
 So fand ich denn von Zeit zu Zeit
 Zu meinem täglichen Geschäfte
 Mehr Eifer und zugleich mehr Kräfte
 Und in der Pflicht stets mehr Zufriedenheit.
 So lernt' ich, mich mit Wenigem begnügen,
 Und steckte meinem Wunsch ein Ziel.
 „Hast du genug“, dacht' ich, „so hast du viel;
 Und hast du nicht genug, so wird's die Vorsicht fügen.
 Was folgt dir, wenn du heute stirbst?
 Die Würden, die dir Menschen gaben?
 Der Reichtum? Nein, das Glück, der Welt genügt zu haben.
 Drum sei vergnügt, wenn du dir dies erwirbst.“
 So dacht' ich, liebster Sohn, so suchst' ich auch zu leben.
 Und dieses Glück kannst du mit Gott dir selber geben.
 Vergiß es nicht: Das wahre Glück allein
 Ist, ein rechtschaffner Mann zu sein.“

Krispin und Krispine.

Daß oft die Weiber bis ins Grab
 Sich mit den Männern schlecht vertragen,
 Sind leider schon sehr alte Klagen,
 Die man uns oft zu lesen gab;
 Doch daß die Männer bis ins Grab
 So manche gute Gattin plagen,
 Sind dies nicht auch gerechte Klagen?
 Doch welcher Sänger singt sie ab?
 Daß oft die Frau zum Zeitvertreibe
 Dem Manne zänkisch widerspricht,
 Darüber klagt manch Spottgedicht;
 Doch daß der Mann mit seinem Weibe
 Oft als mit einer Sklavin spricht,
 Wie selten strast dies ein Gedicht!
 Daß Weiber nicht zu folgen wissen,
 Darüber seufzt und klagt der Mann;
 Doch sollte man daraus nicht schließen,
 Daß Männer nicht zu herrschen wissen,
 Weil ihre Frau so schwer gehorchen kann?
 Daß Weiber gern dem Staate sich ergeben
 Und leben, um gepuht zu leben,
 Darüber sorgt der Mann sich grau;
 Doch daß die Männer sich dem Kalkül gern ergeben,
 Nur sich, nicht ihren Weibern leben,
 Wie sehr besetzt dies manche Frau!
 Daß bei dem Reiz der äußerlichen Gaben
 Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
 Dies ist vielleicht nicht selten wahr;
 Doch daß die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
 Der Frau, Verstand zu haben, wehren,
 Sie durch ihr Beispiel Thorheit lehren
 Und über Thorheit sich beschweren,
 Klingt in der That sehr wunderbar;
 Und dennoch ist's nicht selten wahr.

Drum Männer, lest ihr, wie Krispine
 So herzlich den Krispin geüßt,
 So legt's nicht gleich mit einer Männermieu

Der armen Frau allein zur Last.
 Und seid ihr selbst unglückliche Krispine,
 So denkt, wenn euch Krispine haßt:
 Ob ich's vielleicht wohl gar verdiene?
 Und bessert euch. Vielleicht thut's auch Krispine.

* * *

Krispine starb, und binnen wenig Tagen
 Starb auch Krispin, ihr Mann, schon nach,
 Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
 Wenn wir das Leichenkarmen fragen.
 Doch viele wollten lieber sagen,
 Der Zorn hätt' ihn dahin gerafft;
 Allein der Zorn ist nicht der Männer Leidenschaft.

Genug er starb und ward, weil er's so haben wollte,
 Daß sein Gebein bei der verwesen sollte,
 Die ihn gewartet und gepflegt,
 Zu seiner Frau ins Grab gelegt.
 So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet;
 Und niemand hätte das vermeinet,
 Was nach der Zeit mehr als zu oft geschehn.
 Die Frau ließ sich bei ihrem Grabe
 Des Nachts im Sterbekleide sehn.
 Der Küster und des Küsters Knabe,
 Keins wollte mehr zum Morgenlauten gehn;
 Denn allemal ließ sich Krispine sehn
 Und wies ganz ängstlich nach dem Grabe.

Der Küster wagt's den neunten Tag
 Und ruft die sämmtlichen Krispinen,
 Macht dreimal erst das Kreuz und sagt, wer ihm erschienen,
 Und forschet und überlegt mit ihnen,
 Was doch die Ruh' der Selgen stören mag.
 „Hat sie vielleicht im Tode was befohlen?“ —
 „Nichts“, fing die Freundschaft an, „nichts als den Leichen-
 stein.“ —
 „Das“, ruft der Küster, „wird es sein.“

Man läßt geschwind den schönsten Grabstein holen;
 Der Steinmetz haut zwei Herzen in den Stein

Und diese Schrift vom Kister ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb' und Treue;
Der Tod, der sie getrennt, vereinte beid' aufs neue.“

Nun wird die Frau doch ruhig sein?
Nichts weniger. War sie zuvor erschienen,
Erschien sie nur noch mehr und mit noch bängern Mienen
Und lief dem guten Kister nach
Und öffnete den Mund, als ob sie sprechen wollte;
Alein, ein unvernünftig Ach,
Dies war es alles, was sie sprach.
Wer wußte nun, was das bedeuten sollte?

Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
Und wie man sie gelegt, so lagen sie noch heute;
Zur rechten er und sie zur linken Seite.
„Nein“, schrie der Kister, „umgekehrt!
Ihr Totengräber seid nicht wert — —“

Der Sarg ward umgesetzt; allein die Folge lehrte,
Daß nicht der Rang des Weibes Ruhe störte.
Mich deucht, dies ist der Schönen Fehler nicht;
Und ist er's ja, wie mancher Spötter spricht,
So ist er's doch im Grabe nicht.

Krispine ließ nicht nach, dem Kister zu erscheinen.
Sie weinte so, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Kister doch verstand.
Er ließ noch diese Nacht den Totengräber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen
Und weit davon besonders eingescharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verschwand die Frau mit heitern Mienen
Und ist seitdem nicht mehr erschienen.



Der Jüngling und der Greis.

„Wie fang' ich's an, um mich emporzuschwingen?“
„Fragt' einst ein Jüngling einen Greis.
„Der Mittel“, fing er an, „um es recht hoch zu bringen,
Sind zwei bis drei, soviel ich weiß.
Seid tapfer! Mancher ist gestiegen,
Weil er entschlossen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh' und von Vergnügen
Und durstig nach der Ehre war.
Seid weise, Sohn. Den Niedrigsten auf Erden
Ist's oft durch Wiß und durch Verstand geglückt,
Am Hofe groß, groß in der Stadt zu werden;
Zu beidem macht man sich durch Zeit und Fleiß geschickt.
Dies sind die Mittel großer Seelen.“ —
„Doch sie sind schwer. Ich will's Ihm nicht verhehlen,
Ich habe leichtere gehofft.“ —
„Gut“, sprach der Greis, „wollt Ihr ein leichtres wählen,
So seid ein Narr; auch Narren steigen oft.“



Moralische Gedichte.

(Auswahl.)

Der Menschenfreund.

Wie felig lebt ein Mann, der seine Pflichten kennt
Und, seine Pflicht zu thun, aus Menschenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienst der Welt verbindet,
Beruf und Eid und Amt schon in sich selber findet!
Ihm wird des andern Wohl sein eignes Himmelreich;
Er fühlet meine Not, als träf' ihn selbst der Streich;
Und das, was ihn beherrscht, ist ein gerecht Bestreben,
So treu, als er sich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daß seine milde Hand dir Glück und Ruhe schafft,
Ist kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft:
Er sieht, du bist es wert, er sieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirst du durch ihn besitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daß du sein Sklave seist
Und aus Erkenntlichkeit ihm dein Gewissen leihst
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig schenkest
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubst und denkst.
Auch hilfst dir nicht sein Herz nur bloß aus Weichlichkeit,
Indem es jede Not aus innerer Wollust scheut;
Viel minder wird er dich mit seiner Gunst beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von seiner Schuld vermehrt,
Von seinem Arm beschützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
Ich sprach: er werde groß! und er ist groß geworden.“
Nein, wenn der Menschenfreund sich um dein Wohl bemüht,
So glaub', er wartet nicht, bis es der Erdkreis sieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verschweigen;
Gott und sein eignes Herz sind ihm die liebsten Zeugen.
Kein Stolz noch Eigennuß wirkt seine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebet,

Was dein Bedürfnis heischt, dies reizet seine Triebe
 Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menschenliebe.
 Nie hält er sich zu schwach, dir hilfreich beizustehn;
 Sein Ansehn und sein Freund, sein Stand, sein Wohlergehn
 Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Thaten,
 So wird er durch Verstand und durch Erfahrung raten.

„O!“ spricht er bei sich selbst, „mir gab der Allmacht Hand
 Bei Gütern und Gewalt auch Willen und Verstand;
 Die letzten wend' ich an, damit die ersten Gaben,
 Indem sie mir genügt, der Welt genüget haben.
 Was soll der reiche Schatz? Wie, soll er nur allein
 Des Moders halber Raub und meine Marter sein?
 Und soll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewissen,
 Vergnügen und Verstand zugleich mit ihm verschließen?
 Welch Elend ist mein Glück, wenn ich von Unruh' voll,
 Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten soll!
 Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
 Damit ich reicher noch als meine Väter sterbe?
 Ist dies des Reichthums Frucht, daß ich, dem Geize tren,
 Bei allem Überfluß selbst arm und dürstig sei:
 So fluch' ich auf mein Glück und nenn' es eine Bürde
 Und hielt' ein Freudenfest, wenn sie gestohlen würde.
 Der, der aus seiner Hand, die ihn mit Müh' ernährt
 Und noch vom Fleiße schwigt, sein schwarzes Brot verzehrt
 Und sich's zufrieden gönnt, ist's gleich das letzte Stücke,
 Leb't besser ohne Glück als ich bei großem Glücke.“

Zwar seh' ich, wie Gargil sein reiches Gut gebraucht,
 Wenn stets sein Speisesaal von zwanzig Schüsseln raucht;
 Nie hebt die Tafel an, so zeigen neue Trachten,
 Daß ihm die Väter nicht umsonst ihr Geld vermachten.
 Wahr ist's, Gargil lebt wohl; komm' auch um Mitternacht!
 Da kommt kein Gast zu spät, wo stets der Mundloch wacht.
 Dich wird der liebste Wirt mit Speisen überladen,
 Mit Gläsern auf dich gehn und dich mit Weine baden.
 Trink' dich um den Verstand, du trinkst ihm nie zu viel.
 Du taumelst, taumle recht, denn dieses wünscht Gargil;
 Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne streichst
 Und krank durch seine Schuld aus seinem Hause schleichst.

So braucht Gargil sein Gut und legt der Schwelgerei,
Mit welcher er's verpraßt, der Großmut Namen bei
Und meint, er lebe klug, und lebt und schwelgt bethöret,
Bis sein Palast für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

„O!“ denkt der Menschenfreund, „Suffen mag Häuser baun
Und sich beim Leben schon durch Stein verewigt schau;
Was nützt die stolze Wand, als daß von seinem Segen
Die Enkel einst in ihr der Wollust Fenster pflegen?
Haut ganze Wälder um, legt teure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen,
Den Künstlern wird die Welt, nicht euch den Ruhm erteilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es ist bequem genug, mich und den Freund zu fassen;
Der Freund besucht es gern und wird's nicht gern verlassen.
Den Fremden und dem Freund sei stets mein Tisch gedeckt,
Wenn ein gesund Gerücht mir und den Gästen schmeckt;
Was soll der Überfluß aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tisch und mir zur Last, vor meinen Augen stehen?
Macht mich ein kluger Freund durch Reden voller Geist
Bei wenig Speisen satt, so hab' ich wohl gespeist
Und tausche nicht mit dem, der hundert Schüsseln zählet
Und doch bei jeder klagt, daß ihm der Hunger fehlet.

„Die Welt hat Recht genug zu meinem Wohlergehn.
Was ich nicht selbst bedarf, muß ihr zu Dienste stehn.
Für alle schuf der Herr die Güter dieser Erden,
Für alle, die da sind und noch geboren werden.
Daß mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis versehn, vor Not als Jüngling stirbt;
Daß mancher Vater ächzt, weil er bei Fleiß und Wachen
Nicht so viel Brot erschwigt, die Kinder satt zu machen,
Thut dieses die Natur? Gibt sie nicht reichlich g'ung?
Verschwendung, Hoffart, Geiz, List, Eigennutz, Betrug,
Dies macht den Erdkreis arm. O steinern Herz des Bösen,
Zum Retten hast du Kraft und willst doch nicht erlösen!
So lange siecht Philet von Weh' und Angst beklemmt.
Warum? weil noch bis iht kein Samariter kömmt.

Er leidet ohne Schuld und wäre längst genesen,
Wärst du zum Mitleid nicht zu kalt und farg gewesen."

So denkt der Menschenfreund; er denkt nicht nur, er thut;
Er teilt mit Klugheit aus und freut sich, daß sein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entblößter mindert
Und, wenn er längst verwest, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wissenschaft; weil, wenn er die beschützt,
Er auch der Wahrheit hilft und auch der Tugend nützt,
Und ihrem größten Feind, der Gott und sie entehret,
Dem Sohn der Finsternis, dem Aberglauben, wehret.
Ein Kopf, dem die Natur mehr Geist als Glück verliehn,
Ist seiner Achtung wert; er sucht ihn aufzuziehn,
Durch Beispiel, durch Verstand, durch Großmut, Hülf' und
Wachen,

Klug, edelmütig, treu, groß und beglückt zu machen.
Was kann er Edler's thun, als daß er für die Welt
Ein nicht von seinem Blut entsproß'nes Kind erhält?
Er schenkt ihm Zucht und Kunst; der Vater gab ihm Leben;
Wer hat für diesen Sohn das Meiste hergegeben?

Er setzt das ganze Jahr gewisse Gelder aus;
Für wen? frißt sie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er sich damit der Dichter Lorbeerreifer?
O nein! erröthet nur, er baut den Witwen Häuser,
Wird zarter Waisen Gott und schätzt sich dann beglückt,
Wenn sie, durch seine Hand zum Dienst der Welt geschickt,
Den Zeiten nützlich sind. „O“, spricht er, „dieser Same
Sei, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und später Name!“

So wie der Buchrer zählt, wenn ikt ein Jahr verläuft,
Wie hoch sein bares Geld sich durch die Zinsen häuft,
So zählt der Menschenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher seines Guts, das Wohlthun seiner Hände.
Er lacht des eiteln Staats; für das verschmiss'ne Geld,
Wobon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege stehn und ihm und seinen Pferden
Am Müßiggange gleich und gleich an Geilheit werden,
Für dies verpraßte Geld weiß unser Menschenfreund
Den, der mit Jammer wacht und auf dem Lager weint,

Aus Liebe zur Natur, bewegt von sel'gen Pflichten,
Großmütig zu erfreun und göttlich aufzurichten.
Zum Prinzen fehlt ihm nichts als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Zepter in die Hand:
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gefinde wie Trajan, groß wie August regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für sich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht;
Ihm will er, als sein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe sucht er dies und wird's durch Lieb' erreichen.
Kein Undank schreckt ihn ab, dir noch sein Herz zu weihn.
Versuch' es, sei sein Feind, du wirst's nicht lange sein;
Durch Wohlthun wird er bald Haß und Verfolgung
schwächen
Und, wenn du ihn bedrängst, sich nur durch Großmut rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund, sprich seiner Huld nicht gleich den Nutzen ab!
Der Landmann pflegt im Herbst den Acker feist zu bauen
Und sein erspartes Korn den Hufen zu vertrauen.
Izt sieht er keine Frucht, er sieht nach kurzer Zeit
Sein reich gestreutes Korn vergraben und verschneit,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt sich sein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne sproßt hervor, die Saat fängt an zu blühen;
Der Stengel eines Kornes, so klein er erstlich schien,
Wird vielfach schon ein Halm; dann trägt in vollen Ähren
Ein einzig Korn oft Brod, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht sich nicht im Augenblick;
Izt leget sie den Grund zu eines Waisen Glück.
Dies scheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des einen,
Wenn Tausend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?
Doch warte kurze Zeit, der Waise wird ein Mann,
Der durch Verstand und Kunst und Güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, sorgt, wachet und verbessert
Und mehrt des andern Wohl, so wie man feins vergrößert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuser Heil,
Und ganzer Häuser Wohl wird ganzer Länder Theil:
So nützt des Ersten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O, wollte doch der Mensch des Menschen Schutzgott sein,
 So wär' das meiste Weh' noch unbekannte Pein!
 Belebte jedes Herz der Geist der Menschenliebe,
 So wären Reid und Haß noch ungezeugte Triebe.
 Als Glieder schuf uns Gott, als Bürger einer Welt,
 In der des einen Hand die Hand des andern hält.
 Wir trennen dieses Band und bleiben fühllos stehen
 Und bauen unser Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bei Vernunft in dir;
 Allein du denkst, du sprichst, du glaubst nicht so wie wir:
 So siehst du deine Qual in blinder Eiferer Händen,
 Die redend heilig sind und Gott durch Thaten schänden.
 Uns Eifer für den Gott, der Liebe nur gebent,
 Verfolgt und drängt man dich und stößt aus Heiligkeit
 Dich schäumend von sich aus und suchet durch Verheeren,
 Durch Martern des Barbars dich christlich zu bekehren.
 Hält nicht noch manches Land aus nie befohl'ner Pflicht,
 Rechtgläubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht
 Zum Bau des Christentums und Kegern zum Verderben,
 Die oft weit seliger als ihre Fenster sterben?
 So lieblos macht der Mensch den Menschen unglücksvoll,
 Statt daß er ihn als Freund mit Sanftmut tragen soll.
 Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
 Da Wahrheit, Treu' und Recht und Menschenliebe galt!



Reichtum und Ehre.

Wie? leb' ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
 So ist mein Leben selbst das schrecklichste Geschenk;
 So wünscht' ich tausendmal, daß ich, von Einsicht leer,
 Unedel wie das Tier, nicht wüßte, daß ich wär'.
 Zufrieden will ich sein, gesichert vor den Schmerzen;
 Dies wünscht und sucht mein Herz und mit ihm aller Herzen.
 Allein wie still' ich ihn, den Trieb, der mich besiegt?
 O, wär' ich reich und groß: so wär' ich wohl vergnügt.
 Köunt' ich im Überfluß die Güter mir gewähren,
 Wobon mich jedes rührt, was würd' ich mehr begehren?

Ja, Reichtum wünsch' ich mir. Doch hab' ich auch bedacht,
 Ob das der Reichtum ist, wozu der Schein ihn macht?
 Kann nicht, durch Wahn verführt, mein Herz für ihn entbrennen?
 Ihr, die ihr ihn besitzt, lehrt seinen Wert mich kennen!

Cleant, der reichste Mann, wird der zufrieden sein,
 So ruh' ich eher nicht, bis Schätze mich erfreun.
 Ich geh' ihm heimlich nach. Er zählt und lacht im Zählen
 Und eilt, was er gezählt, in Schließern zu verhehlen.
 Des Kastens Thüre knarrt, vor dem er schmachkend kniet;
 Cleant erschrickt, springt auf und sieht sich um und sieht
 Die Kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das Bette,
 Ob sich vielleicht der Dieb darin verborgen hätte.
 Er findet nichts und geht, tiefsinnig geht er fort,
 Mißtrauisch kehrt er schnell nach dem verlass'nen Ort
 Und greift an jedes Schloß und reißt, um zu erfahren,
 Ob sie verschlossen sind, wie sie verschlossen waren.
 Cleant! Dich ruft dein Weib, der Tisch ist schon bereit.
 Man bringt ein halbes Brot; er sieht es an und schreit:
 „Wie? gestern schnitt ich's auf, und halb ist's schon verzehret?
 Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.“
 Er ißt und schielt auf das, was er dem Weibe gab;
 Es schmeckt der guten Frau: „Dies ist genug; deckt ab!“
 Ein Mann, der mehr besitzt, als oft ein Prinz besessen,
 Ist sich nicht satt und läßt sein Weib nicht satt sich essen?
 Nichtswürdiger Cleant, du solltest glücklich sein?
 Du, deines Schatzes Knecht? Nein, er ist deine Pein.
 Bestraf' mich nicht, o Gott, mit Schätzen dieser Erden,
 Um ein Unseliger, um ein Cleant zu werden!

Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.
 Er glänzt, und alles glänzt in seinem Haus um ihn;
 Er führt mich selbst herum. Mehr kann man nicht erblicken,
 Mehr Kunst und mehr Geschmack, erfonnen zum Entzücken.
 Hier herrscht Bequemlichkeit, vereint mit kluger Pracht.
 Was Künstlern wüthig glückt, was Maler ewig macht,
 Was seine Wollust heißt, dies lachte mir entgegen,
 Und nichts gebrach an dem, was Menschen wünschen mögen.
 „Wie glücklich“, fing ich an, „wie glücklich sind Sie nicht!“
 Und eine Röthe stieg Lupinen ins Gesicht.

„Was kann man“, fuhr ich fort, „noch mehr als dies begehren?“ —

„Ich glücklich?“ sprach Lupin, und schon entwichen Zähren,
 „Mein Sohn ein Bösewicht, den ich nicht bessern kann,
 Mein Weib, das mich nicht liebt — Ich unglücksel'ger Mann!
 Was hilft mir mein Palast, was helfen Millionen?
 Würd' ich dies Elend los, in Hütten wollt' ich wohnen.“

Alceſt iſt reich und jung, genießt, was er beſitzt,
 Und ſorgt, man rühmt's ihm nach, daß es auch Freunden nützt.
 Kein Geiz, kein Weib, kein Sohn ſtört ihn in ſeinen Freuden,
 Kein Reid; wie könnte man den, der gern gibt, beneiden?
 Sein Haus iſt eine Stadt und jeder Tag ein Feſt.
 Wenn niemand glücklich iſt, ſo iſt's vielleicht Alceſt.
 Izt zeigt mir ihn mein Freund. O, welch ein blaß Geſichte!
 Wie kraftlos geht der Mann! Sind dies des Fiebers Früchte?
 Ja, ſiech zu ſein, dies iſt ſein Unglück auf der Welt.
 Noch ſiecher machen ihn die Ärzte für ſein Geld.
 „Ich kenn' ihn“, ſpricht mein Freund, „die Nacht iſt ſeine Plage,
 Und für die Qual der Nacht rächt ſich Alceſt bei Tage.
 Er ſuchet Freund' und Welt, Zerſtreung, Spiel und Scherz;
 Doch weder Freund noch Luſt dringt in ſein mattes Herz.
 Sein Tiſch iſt reich beſetzt, ſein Wein iſt ſtets der beſte;
 Doch beides, Tiſch und Wein, vergnügt nur ſeine Gäſte.
 Alceſt iſt mißvergnügt und will es doch nicht ſein.
 Er ißt, ihm eſelt ſchon; er trinkt, ihm ſchmeckt kein Wein.
 Doch ſetzt er denen zu, die bei der Tafel eſſen,
 Und trinkt den Wein mit Zwang, nur um ſich zu vergeſſen.
 Ach!“ ſprach er einſt zu mir, „ich bin mir ſelbſt verhaßt;
 Mein Reichthum heißt mein Glück und iſt doch meine Laſt;
 Was mich am Tag' erſreut, quält ſchlaſſlos mich im Bette.
 Siech bin ich; wird' ich's ſein, wofern ich minder hätte?“
 Cleant, Lupin, Alceſt, ſo fehlt, ſo reich ihr ſeid,
 Euch bei dem Überfluß doch die Zufriedenheit?
 Und Tauſend, die der Thor bei Schätzen glücklich preiſet,
 Beweiſen tauſendſach mir das, was ihr beweiset.
 So brauch' ich, um beglückt, nicht eben reich zu ſein?
 Und zur Zufriedenheit nicht Pracht und Fülle? Nein.
 Vernunft! ſo wehre doch den ungerechten Trieben,
 Und nötige mein Herz, die Schätze nicht zu lieben,

Die man mit Müh' gewinnt, bald prassend sie verzehrt,
 Bald geizig sie bewacht und bald mit Fluch vermehrt!
 Wie schwer, wie mühsam ist's, sich Schätze zu erwerben!
 Soll ich sie dumm erfrei'n und hinterlistig erben?
 Soll ich durch Sklaverei vor Großen sie erstehn
 Und niederträchtig sein, um mich bald reich zu sehn?
 Soll ich sie, wie Serpil, durch Meineid mir erlügen,
 Staat, Mündel und Altar und Gott darum betrügen?
 Verwünscht sei so ein Schatz! Verflucht sei der Gewinn,
 Durch den ich reich als Thor, reich als ein Räuber bin!

„Dies“, sprichst du, „such' ich nicht. Ich kenne bessere Güter.
 Ist nicht der Ruhm das Ziel der feurigsten Gemüter?
 Die Achtung vor der Welt, die sucht mein Herz allein.
 Welch Glück, im Leben groß, im Tod unsterblich sein!
 Das thun, mit Beifall thun, was wenig sich erkühnen!
 Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
 Entweder etwas thun, das schreibenswürdig ist;
 Wo nicht, selbst dieser sein, den Welt und Nachwelt liebt.
 Wär' ich die Lust des Volks, der Weisheit erste Zierde,
 So würd' ich glücklich sein, beglückt durch Ruhmbegierde.
 Mein ganzes Herz entbrennt, o Ruhm, allein für dich!
 Dir weih' ich meinen Fleiß, des Lebens Lust und mich.
 Mein Nächster liegt und ruht, der träge Thor; er ruhe!
 Ich wache diese Nacht, daß ich was Großes thue.
 Mir winkt ein lieber Freund. Wie gern wär' ich um ihn!
 Doch nein, mein rühmlich Werk — Geht, sagt's, er soll mich fliehen!
 Wie heiter lacht der Tag! Ich will — doch nein, er lache!
 Was heißt ein schöner Tag, wenn ich mich ewig mache!
 Wie matt bin ich durch Fleiß! — Geht, langt mir ein Glas
 Wein —

Doch er erzeugt den Schlaf. Gut, Wasser gebt herein!
 Wie lange hab' ich mich lebendig schon begraben!
 Könnt' ich dich, Doris, nicht zum edlern Umgang haben?
 In deinem treuen Arm schmeckt' ich des Lebens Ruh':
 Wer ist so schön, so klug, so treu, so fromm wie du?
 Doch kann man, wenn man liebt, auch frei nach Ehre streben?
 O nein, die Liebe stört. Gut, ich will einsam leben. —

Viel' Jahre sind vorbei. Wen rühmt man iho? Mich.
 Wer denkt am gründlichsten? Wer schreibt am feinsten? Ich.

So warst du, seltnes Glück, denn mir allein beschieden?
 Dir, Ehre, sei's gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
 Ich bin des Volkes Lust, der Klugen Augenmerk.

Alein, mein Ruhm wird alt. Er braucht ein neues Werk.
 Auf, auf, Glückseliger! dein Feuer möcht' erkalten;
 Den Ruhm, den du ersiegt, den mußt du auch erhalten.
 Auf! wag' es noch einmal! Vergiß den Zeitvertreib,
 Schlaf, Freunde, Lieb' und Wein; verleugne dich und schreib'!
 Wahr ist's, dein Körper siecht, dein Fleiß ist sein Verderben;
 Doch besser, jung mit Ruhm als alt unrühmlich sterben.

Nun ließt die Welt von mir ein neues Meisterstück;
 Sie ließt, ließt's noch einmal, erstaunt und wünscht mir Glück.
 Nun ist mein Wunsch gestillt. Was könnt' ich mehr begehren?
 Mit dem ersiegten Ruhm soll still mein Herz sich nähren.
 Wie viel empfind' ich ißt! Wie viel — doch, wie mich deucht,
 So seh' ich einen noch, der mir Berühmten gleicht.
 Nur einen? Nein, noch viel'. Dies kann ich nicht vertragen,
 Nein, neben mir zu stehn, dies muß sich keiner wagen.
 Ich will ein Urbild sein. Eh' bin ich nicht vergnügt,
 Bis jeden, der mir gleicht, mein größrer Geist besiegt."

Wie lange läßt du dich, o Thor, vom Ruhm beseeelen!
 Du siehst's, er quälet dich und wird dich ewig quälen.
 Wie bei des Fiebers Glut den Durst, der dich verzehrt,
 Der oft genoss'ne Trank nie stillt und stets vermehrt:
 So wird durch allen Ruhm, den man für dich empfindet,
 Dein Ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den Ruhm, vielleicht verlöscht die Glut.
 Ist nicht der größte Ruhm ein klein und flüchtig Gut?
 „Ein kleines Gut“, sprichst du, „wenn eine Welt mich ehret
 Und, was sie von mir denkt, mich durch Bewundrung lehret?“
 O Freund! dieselbe Welt, die deinen Namen preist,
 Hat oft in einem Tag ein Wandrer durchgereist.
 Was prahlst du mit der Welt? Der kleinste Teil der Erden
 War noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.
 Der Mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und liebt,
 Weiß wahrlich vielmal faun, daß du geboren bist;
 Und der, auf dessen Günst du zehnmal stolz geschworen,
 Nacht heimlich über dich und zählt dich zu den Thoren.

Doch der Bewunderer Zahl, die dich mit Ruhm erfreun,
 Sei Millionen stark, wirst du drum glücklich sein?
 Wer sind die Willigen, die dich zum Wunder machten?
 Ist's meistens nicht ein Volk, das ich und du verachten?
 Hat einer oder zweien, wenn hundert dich genannt,
 Zum Lobspruch g'nug Geschmack, zum Richten g'nug Verstand?
 Sei stolz! Zehn lobten dich; allein von eben diesen
 Ward, sei nicht länger stolz, bald drauf ein Geß gepriesen.
 „Sind denn nicht Kenner da? Was sagen die von mir?“
 Sie loben dich; noch mehr, sie sind entzückt von dir.
 An dir hat unsre Zeit den feinsten Geist bekommen,
 Du bist der klügste Kopf, sie selber ausgenommen.
 Fast jeder, der dich lobt, belohnt sich für den Dienst.
 Und ist sich ingeheim, was du zu sein ihm schienst.
 Dein Kenner ist wie du, hat göttlich schöne Gaben,
 Doch auch, wie du, den Stolz, sie nur allein zu haben.

Viel' rühmen dich. Warum? Aus Überzeugung? Nein.
 Man lehrt durch Höflichkeit dich wieder höflich sein.
 Warum hat dich Krispin so vielmal schon erhoben?
 Er wird dein Lob, um sich der Welt selbst einzuloben.
 Der Redner rühmet dich; nicht, weil du's würdig bist,
 Nein, um uns darzuthun, daß er ein Redner ist.
 Hier spricht ein Tisck von dir. Wie? schäzen dich die Blöden?
 O nein, sie wollten ikt nicht mehr vom Wetter reden.
 Sarkast lobt heute dich; warum? dächt'st du das wohl?
 Damit sein künft'ger Spott mehr Eindruck machen soll.

Gesetzt, daß tausend sich im Grust für dich erklären,
 Gesetzt, dein Ruhm ist groß, wie lange wird er währen?
 Ein Herz, das diesen Tag bei deinem Namen wallt,
 Bleibt oft den folgenden bei deinem Namen kalt.
 Man wird es heimlich satt, dich immer hoch zu achten,
 Und hört schon denen zu, die dich zu stürzen trachten.
 Entgeht ein Sterblicher wohl je der Tadelsucht?
 Ist nicht des andern Neid selbst deines Ruhmes Frucht?
 Der Kluge wird an dir bald wahre Fehler merken,
 Und mit erdichteten wird sie der Neid verstärken.
 Man hört den Spötter an und liebt ihn noch dazu;
 Denn daß du Fehler hast, gehört zu unsrer Ruh'.

So sicher ist der Ruhm der Helden und der Weisen.
 Und um ein solches Gut willst du dich glücklich preisen?
 Du sammelst, was dich flieht, mit Müh' und Bittern ein,
 Und wenn du's endlich hast, so ist es noch nicht dein.
 Soll man für so ein Gut, noch eh' man es besessen,
 Dann auch, wenn man's besitzt, des Lebens Ruh' vergessen?

Erfahrung und Vernunft, o, steht uns beide bei!
 Macht von der Ehrfurcht uns wie von dem Geldgeiz frei!
 Nicht Ruhm noch Überfluß kann unsre Wünsche stillen;
 Von beiden steht auch keins allein in unserm Willen.
 Was beides unserm Geist gab und zu geben schien,
 Rührt seine Fläche nur und dringt nicht selbst in ihn.
 Ein Gut, das glücklich macht, muß, soll's mich wahr entzücken,
 Nicht unbeständig sein und für den Geist sich schicken.
 Habt Wollust, Ruhm und Macht; ihr habt's und wünscht
 noch mehr;

Noch immer bleibt ein Teil in eurer Seele leer.
 Und dieser leere Teil, für wen ist er beschieden?
 O Tugend! gibst denn du vielleicht dem Herzen Frieden?

Ja, Mensch, erwirb dir sie, so wirst du ruhig sein!
 Sei weise, lieber Freund, schränk' die Begierden ein!
 Wahr ist's, die Kunst ist schwer, sich selber zu besiegen;
 Allein in dieser Kunst wohnt göttliches Vergnügen.
 Dein Wunsch ist Überfluß; doch eh' du ihn noch stillst,
 Verfliegt ein Leben schon, das du genießen willst.
 Was suchst du viel? O lern', was du nicht brauchest, meiden!
 Und was du hast, genieß'! Die Welt ist reich an Freuden;
 Du aber bist zu schwach, die Freuden auszuspähn,
 Und glaubst, wo tausend sind, kaum eine nur zu sehn.
 Gönn' jedem gern sein Glück; lern' vorteilhaft empfinden
 Und in der andern Glück ein Teil von deinem finden!
 Dem warf die Schickung viel, dir aber wenig zu.
 Ist jener glücklicher, der reicher ist als du?
 Du denkst's und lügest dir. Steig' glücklich auf die Thronen,
 Du wirst des Thrones Glück doch süßlos bald gewöhnen,
 Und sehn, daß jener dort, den eine Hütt' umschließt,
 Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend ist
 Und oft, wenn ihn ein Quell nach strenger Arbeit küßlet,
 Mehr Wollust bei dem Quell als du beim Weine küßlet.

Entbehrt er eine Lust, die dir der Reichtum schenkt,
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als Reichen kränkt.

Such' solche Freuden auf, die still dein Herz befeelen
Und, wenn du sie gefühlst, dich nicht mit Reue quälen!
Was sorgst du, ob dein Ruhm die halbe Welt durchstrich?
Dein Freund, dein Weib, dein Haus sind Welt genug für dich.
Such' sie durch Sorgfalt dir, durch Liebe zu verbinden,
Und du wirfst Ehr' und Ruh' in ihrer Liebe finden.
Ein jeder Freundschaftsdienst, ein jeder treuer Rat,
So klein die Welt ihn schätzt, ist eine große That.
Auch in der Dunkelheit gibt's göttlich schöne Pflichten,
Und unbemerkt sie thun, heißt mehr als Held verrichten.

Ein Richter sieht in dir stets deiner Absicht zu,
Lohnt, wenn du edel willst, dir mit geheimer Ruh'.
Du streitest wider dich; kaum ist der Sieg gelungen,
So krönt sein Beifall schon das Herz, das sich bezwungen.
Willst du dich an der Welt, an Lieb' und Freundschaft freun,
Gern öffnet er dein Herz und läßt die Freuden ein;
Er schärft dein Gefühl; da lacht mit reichem Segen
Die prächtige Natur dem heitern Aug' entgegen.
Wohin du gehst, geht auch sein stiller Beifall mit,
Und jeder Ort wird schön, den nur dein Fuß betritt.
Du schleichst durchs bunte Thal, streiffst durch die grüne Heide,
Und was du siehst, ist Lust, und was du fühlst, ist Freude.
Dein Aug' erweitert sich und mit ihm selbst dein Geist,
Siehst, wie der stolze Baum Gott, seinen Schöpfer, preist,
Siehst, wie durch Fruchtbarkeit die Saaten ihn verehren
Und des Berufs sich freun, die Menschen zu ernähren,
Siehst, wie das kleinste Gras, das dort in Demut steht,
Den mit verborgner Kunst, der es gemacht, erhöht;
Du siehst's und wirfst entzückt. Dir lacht die ganze Fläche,
Dir weht der sanfte West, dir rauschen frohe Bäche,
Dir singt der Vögel Chor, dir springt zufriednes Wild,
Und alles ist für dich mit Wollust angefüllt;
Und du, an Unschuld reich und sicher im Gewissen,
Triffst da viel' Freuden an, wo tausend sie vermissen.

Frei von des Reides Pein, frei von des Geizes Last,
Strebst du nach Wenigem und hast mehr, als du hast,

Siehst stets auf deine Pflicht, oft auf dein kurzes Leben,
 Nie ohne Freudigkeit auf den, der dir's gegeben.
 Du siehst durch dessen Hand, der war, eh' du gedacht,
 Den Plan zu deinem Glück von Ewigkeit gemacht,
 Den Plan zum Glück des Wurms, der icht vor dir verschwindet
 Und Nahrung und ein Haus im kleinsten Sandkorn findet.

In deines Freundes Arm, an deiner Gattin Brust
 Wird oft ein kleines Glück für dich die größte Lust.
 Und kömmt ein Ungemach (denn wer hat keins zu tragen?)
 So ist's doch schon ein Trost, es ihm und ihr zu klagen.
 Du hörst, daß dich dein Feind zu lästern sich erkühnt.
 Es schmerzt; doch Trost genug, du hast es nicht verdient.
 Ein Unfall raubt dein Gut, ein Räuber hat's entführet.
 Es schmerzt; doch Glück genug, daß Gott die Welt regieret.
 Du fühlst ein ander Weh'; du fühlst der Krankheit Pein;
 Doch Trost genug, nicht krank durch eigne Schuld zu sein.
 Dir raubt der Tod dein Weib, den Freund, den einz'gen Erben.
 Es schmerzt; doch Trost genug, sie waren wert zu sterben.

So sei dein liebstes Gut ein frommes, weises Herz!
 Dies mehre deine Lust, dies mindre deinen Schmerz!
 Dies sei dein Stolz, dein Schatz, dein höchstes Ziel auf Erden!
 Sonst alles, nur nicht dies, kann dir entrißen werden.
 Zu wissen, es sei dein, zu fühlen, daß du's hast,
 Dies Glück erkaufst du nicht um aller Güter Last;
 Und ohne dieses Herz schmeck' noch so viel Vergnügen,
 Es ist ein Rausch, und bald, bald wird der Rausch verfliegen.



Der Christ.

Mensch, der du Christen schmähst, was ist in ihrer Lehre,
 Daß der Vernunft ein Schimpf und Gott nicht rühm-
 lich wäre?

Verdient sie deinen Haß, verdient sie deinen Spott?
 Zeig' uns ein besser Glück und einen bessern Gott,
 Als uns die Schrift gezeigt. Komm', zeig' uns schönre Pflichten,
 Mehr Antrieb, sie dem Gott der Menschen zu entrichten,
 Mehr Tugend für das Herz und für das Glück der Welt,
 Mehr Trost, wenn sein Gericht der Richter in uns hält,

Mehr Licht, wenn fürchterlich uns finstre Zweifel quälen,
 Mehr Edelmuth im Glück, in Noth mehr Ruh' der Seelen!
 Bring' eine Lehre vor, die besser für uns wacht,
 Uns weiser, ruhiger und tugendhafter macht:
 Und dann will ich mit dir die Schrift mit Spott betrachten,
 Ihr Wort für Menschenwort und deins für Gottes achten.
 Bring' diese Lehre vor; wo nicht, so sei ein Christ,
 Wenn du, wie du dich rühmst, ein Freund der Wahrheit bist.
 Sonst fürcht' ich, daß dein Herz, sein Laster zu verehren,
 Den Gott nicht kennen will, den seine Boten lehren.

Auf, Dichtkunst! ehre den, den stolz der Freigeist schilt,
 Und zu des Christen Ruhm entwirf des Christen Bild!
 Ist er der Weise nicht, der nach der Wahrheit strebet?
 Durch sie erleuchtet, denkt, durch sie gebessert, lebet?
 Er ehret die Vernunft, und das, was ihr gebricht,
 Ersetzt in seinem Geist ein göttlich heller Licht.
 Er ist's, der von dem Wahn die Wahrheit unterscheidet
 Und, frei vom Vorurtheil und von dem Stolz entkleidet,
 Die engen Grenzen kennt, die ein Verstand ermüht,
 Dem Gott oft Dunkelheit, der Mensch ein Räthsel ist.
 Er nimmt die Weisheit auf, mit der Gott unterrichtet;
 Und dessen Ausspruch ist's, der seine Zweifel schlichtet,
 Der ihm das Licht erteilt, die Nebel zu zerstreuen,
 Den Mut, trotz allem Wahn der Wahrheit treu zu sein,
 Des Irrthums Tyrannei und die bewehrten Lügen
 Des Lasters, das sie schützt, durch Glauben zu besiegen.
 Er kennet sich und Gott; sein Wort wird ihm Verstand.
 So hat kein Sokrates, kein Plato Gott gekannt.

„Durch dich“, so spricht der Christ, „bin ich, o Gott,
 vorhanden.

Die Himmel und ihr Heer sind durch dein Wort entstanden;
 Denn wenn du sprichst, geschieht's; wenn du gebeutst, steht's da.
 Mit Allmacht bist du mir und auch mit Güte nah!
 Du bist der Gott der Kraft; dich preisen Erd' und Meere,
 Und Himmel predigen die Wunder deiner Ehre.
 Dich bet' ich dankend an. Mein Heil kommt von dem Herrn.
 Du hörst der Menschen Flehn, und du errettest gern.
 Und wenn ich deiner Hilf', o Gott, gewürdigt werde,
 Was frag' ich außer dir nach Himmel und nach Erde?

Im Himmel donnerst du, und Schrecken füllt das Land;
 Noch fürcht' ich nichts, denn du hältst mich bei deiner Hand.
 Wenn ich die Himmel seh', die du, Herr, ausgebreitet,
 Der Sonne Majestät, den Mond, den du bereitet,
 Was ist der Mensch, o Gott, daß seiner du gedenkst?
 Unzählig ist das Gut, das du ihm täglich schenkst.
 Als Schafe läßt du uns auf grünen Auen weiden,
 Stärkst uns mit Speis' und Trank, füllst unser Herz mit
 Freuden.

Du sahst mich, eh' der Grund der Welt gelegt war,
 Bogst mich aus Mutterleib, und eh' sie mich gebar,
 Bogst du mein Glück mir ab und Leiden, die mich üben,
 Und meiner Tage Zahl war auf dein Buch geschrieben.
 Du bist der Frommen Schutz und bist der Müden Ruh',
 Ein Gott, der gern verzeiht; wo ist ein Gott wie du?
 Wem soll ich sonst vertraun als dir, du Gott der Götter?
 Wen ehren als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
 Wie süß ist dein Befehl: Gib mir dein Herz, mein Sohn,
 Und liebe mich; ich bin dein Schild und großer Lohn!
 Herr, dein Gebot ist Heil, und deine Wahrheit Leben.
 Wie könnt' ich einem Gott der Liebe widerstreben?
 Umsonst lockt mich das Glück, in dem das Laster blüht;
 Könnst' ich ein Sünder sein, da mich dein Auge sieht?
 Auch im Verborgnen nicht soll ihm der Sieg gelingen;
 Denn du wirst aller Werk' einst vor Gerichte bringen.
 Umsonst reizt mich die Lust, von Fleisch und Blut verführt;
 Ich weiß es, daß mein Leib ein Tempel Gottes ist.
 Sollt' ich der Menschen Ruhm stolz zu erringen trachten?
 Nein, Herr, wenn du mich ehrst, mag mich der Mensch ver-
 achten!

Ist es des Reichthums Glück, dem ich die Seele weih'?
 Um Reichthum ließ' ich Gott? Geiz ist Abgötterei!
 Sollt' ich durch Schmähungen des Nächsten Ruhm verderben?
 Wer seinen Bruder haßt, kann Gottes Reich nicht erben.
 Verleugnen sollt' ich dich, wenn die Tyrannen drohn?
 Du bist der Fürsten Herr, sprich! und sie fallen schon.
 Verleugnen sollt' ich dich, wenn Spötter deiner spotten?
 Dich, Heiland, bet' ich an; du eilst, sie auszurotten.
 Dein Kreuz ist Thorheit nur dem, der verloren geht;
 Uns, die der Glaube stärkt, ist's Heil und Majestät.

Darf sich ein Mensch vor Gott, gerecht zu sein, erlöshen?
 Und wer als Gottes Sohn konnt' uns mit Gott versühnen?
 Ist beides nicht gleich groß, der Welt ein Schöpfer sein
 Und eine Welt, die fiel, vom Falle zu befreien?
 Wer kann die Majestät der Lieb' und Großmut fassen?
 Als Sohn des Ewigen der Gottheit Thron verlassen,
 Sich selbst erniedrigen, einher in Demut gehn,
 Der Wahrheit Herold sein und sich verspottet sehn,
 Die Wunder Gottes thun und, an das Kreuz geschlagen,
 Mit himmlischer Geduld des Menschen Schulden tragen,
 Um der zu sein, der ihm ein ewig's Heil erwirbt?
 Des Herz ist göttlich groß, der selbst für Feinde stirbt!
 Erschrückt nicht die Vernunft? Ja! denn sie soll erschrecken.
 Zu schwach, der Gottheit Rat vom Menschen zu entdecken,
 Bet' ich der Liebe Macht, die ich nicht fassen kann,
 Gott ist kein Mensch wie ich, in tiefster Demut an.
 Der Tag der Ewigkeit wird mehr Licht mir gewähren,
 Des Gottmessias Lieb' im Schauen mir erklären.
 Unendlich ist mein Heil. O Glaube, der erfreut!
 Gelobet sei der Herr, gelobt in Ewigkeit!"

So spricht und glaubt der Christ. Vern' mehr sein Herz
 noch kennen,
 Du wirst, sein Feind zu sein, dir länger nicht vergönnen!
 Ist seine Lehr' ein Werk, das den Verstand nur übt?
 Ihm Licht, doch auch zugleich mehr Stolz dem Herzen gibt?
 Nein, edler wird sein Herz. Die Lüste zu besiegen,
 Die, wider die Vernunft, sein Glück und deins bekriegen;
 Dies ist sein göttlich Amt. Nicht siegt er durch die Kraft,
 Die bald der Eigennuß und bald der Stolz erschafft.
 Nicht als vor Menschen nur, die nach den Augen richten,
 Nein selber als vor Gott erfüllt er seine Pflichten.
 Die Strenge seiner Pflicht, die dir so traurig scheint,
 Macht ihn zum Freudigsten. Er weiß, Gott ist sein Freund
 Ja, streng' ist seine Pflicht, und schwer sind seine Werke;
 Doch ein unendlich Glück, wie viel erteilt dies Stärke!
 Der Christ fühlt dieses Glück. Heil und Unsterblichkeit
 Glaubte er, von Gott belebt, und überwindet weit.
 Ist dies kein edles Herz, das brüderlich dich liebet?
 Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?

Der Christ erblickt dein Gut, kein Neid empöret ihn;
 Ihn heißt sein eignes Glück für dein Glück sich bemühen.
 Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,
 Von dem, was Gott ihm gab, dir hülfreich mitzuteilen!
 Nicht dienet dir der Christ, groß vor der Welt zu sein
 Und sich verehrt zu sehn. Nein, Menschen zu erfreun,
 Dies ist sein Gottesdienst; und unbemerkt von ihnen,
 Wird er mit Hilfe hier und dort mit Räte dienen.
 Nicht treibt ihn erst dein Dank zu reicher Wohlthat an;
 Nein, was er Brüdern thut, das hat er Gott gethan.
 Ein Trunk, mit dem sein Dienst dem Durstigen begegnet,
 Ein Blick voll Trost, mit dem sein Herz den Müden segnet,
 Ein Rat, mit dem er dich in deinem Kummer stärkt,
 Nichts, weiß er, ist so klein, das nicht der Herr bemerkt.
 Gilt dort ein böshaft Herz, Unfrieden anzurichten,
 So eilt sein sanfter Mut, der Brüder Zwist zu schlichten.
 Er wird der Unschuld Schutz, ihr Leiden ist sein Schmerz;
 Und ist sein Schutz zu schwach, arbeitet doch sein Herz.
 Er hilft den Durstigen die Mittel gern ersinnen,
 Durch Fleiß ihr eigen Brot in Ruhe zu gewinnen;
 Er legt durch Sparsamkeit zu zarter Waisen Glück,
 Die seine Hand erzieht, den Überfluß zurück;
 Und er erspart das Gut, das Stolz und Pracht verzehren,
 Den Kranken zu erfreun, die Witwe zu ernähren.
 Noch stärker nimmt sein Herz an deiner Tugend Theil.
 Sein Beispiel lehret dich; und einer Seele Heil
 Ist ihm das größte Glück. Dir mangeln gute Sitten;
 Er gibt dir Unterricht und stärket ihn durch Bitten.
 Er sieht ein redlich Herz, das durch des Freigeists Spott
 Im Glauben wanken will; er sieht's und wird sein Gott.
 Er sieht, des Jünglings Fuß verläßt den Weg der Tugend;
 Er eilt, als wär's sein Sohn, und rettet seine Jugend.
 Oft sagt er, wenn du fehlst, es dir aus Demut nicht;
 Doch ein lehrreicher Blick ruft dich zu deiner Pflicht.
 Sei groß, nicht aber fromm; er wird dein Herz verachten.
 Sei klein und fromm! er wird nach deiner Liebe trachten.
 Wenn kränkt sein reiner Mund aus Schmähsucht deine Ruh'?
 Er rühmet dein Verdienst, deckt deine Fehler zu
 Und wagt, wenn deinen Ruhm und wenn den Ruf der Deinen
 Ein Lästler schänden will, für deinen Ruhm den seinen.

Er ist der wahre Freund. Sein Herz, in sich erfreut,
 Verbreitet gern in deins den Tag der Heiterkeit.
 Von Lüsten nicht beherrscht, fühlt er mit offenem Triebe
 Der Freundschaft heilig's Glück, und seine Seel' ist Liebe.
 Er ehrt mich wie sich selbst und liebt mich treu wie sich;
 Sein Umgang gibt mir Mut, und ihm vertrau' ich mich,
 Mein Weib, mein Kind, den Rat, mein künft'ig's Glück zu bauen.
 Wer Gott vor Augen hat, wie sollt' ich dem nicht trauen?

Nur ist's allein der Christ, der keine Rache sucht,
 Den liebt, der ihn verfolgt, den segnet, der ihm flucht.
 Er bleibt sich gleich, denkt groß: Laß meinen Feind mich schelten;
 Die Rach' ist mein, spricht Gott, und ich, ich will vergelten.
 Beleidigt, handelt er noch als ein Menschenfreund:
 Sein Feind ist ohne Brot; er speiset seinen Feind.
 Sein Feind geht bloß einher; der Christ erblickt sein Leiden,
 Großmütig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
 Doch wer den Schimpf erträgt, hat der wohl Edelmuth?
 Räch' ich nicht rühmlicher die Ehre durch mein Blut,
 Wenn ich des Unrechts dich durch Waffen überführe?
 Mein Mut sucht deinen Fall — Dies ist der Mut der Tiere!
 Thor, ruft mir die Vernunft, ist denn das Leben dein?
 Kämpf' sieghaft, fäll' den Feind: wirfst du kein Mörder sein?
 Kein Feind des Vaterlands, den seine Rächer juchen,
 Und kein Rebell vor Gott, dem alle Himmel fluchen?
 Doch rächt mein Arm sich nicht, so wird mein Nam' ein Spott!
 Die Welt — Ist denn die Welt mehr als ein starker Gott?
 Und ist der Christ kein Held, der dir den Kampf versaget
 Und doch fürs Vaterland sein Blut mit Freuden waget?
 Wer wird zur Zeit der Pflicht den Tod wohl minder scheun
 Als der, der herzlich glaubt: ich werd' unsterblich sein?
 Wird, in der Hand des Herrn, ihn die Gefahr erschüttern?
 Nein; doch wer Gott nicht scheut, der muß vor allem zittern.

Geh' ikt dem Christen nach und folg' ihm in sein Haus.
 Verehret und geliebt, theilt er hier Freuden aus,
 Sucht durch belebten Fleiß die Seinen wohl zu nähren,
 Durch kluge Sparsamkeit des Fleißes Frucht zu mehren.
 Sein Weib, sein würdig's Weib erleichtert ihm die Müh',
 Lohnt ihm mit Zärtlichkeit, und er empfindet sie.

Als Vater eilt er fromm, der Kinder Glück zu gründen
 Und in dem ihrigen seins noch einmal zu finden.
 Er bildet gern ihr Herz; und an des Vaters Hand,
 Regiert durch Gottesfurcht, geleitet durch Verstand,
 Wächst sein gesittet Kind; und er schmeckt Heil und Leben,
 Dem Himmel und der Welt ein würdig's Glied zu geben.

Klug ohne Hinterlist, streng ohne Bitterkeit,
 Noch liebevoll, wenn er straft, noch sanft, wenn er gebet,
 Regiert der Christ sein Haus; und göttliche Gesetze
 Sind seines Wandels Licht und seines Hauses Schätze.
 Dem Niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
 Gibt gern ihm seinen Lohn und ehrt in seinem Knecht
 Ein göttliches Geschöpf, das, gleich den Herrn der Erden,
 Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einst zu werden.
 Er ist des Knechtes Fürst, doch niemals sein Tyrann.
 Er straft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann,
 Hält ihn von Lastern ab, vermindert ihm das Leiden,
 Belohnet seine Treu' und sorgt für seine Freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, seines Landes Fürst!
 Gebet! und er vollzieht, was du gebieten wirst.
 Der Gott, den er verehrt, hat dir den Thron gegeben,
 Den stützt er durch sein Gut und schützt ihn durch sein Leben.
 Mißbrauche die Gewalt! er trogt ihr nicht; er fleht
 Und blickt mit Ehrfurcht noch auf deine Majestät.
 Gebet ihm, was du willst, nur nichts, was Gott verboten;
 Dann widersetzt er sich, wenn alle Fürsten drohen.

Der Christ, ist der ein Freund der blöden Schüchternheit,
 Die vor den Menschen flieht und die Gesellschaft scheut?
 Nein, Freund, er wird mit Lust und ruhigem Gewissen
 Das Glück, ein Mensch zu sein, des Umgangs Glück genießen.
 Gott schuf ihn nicht zur Qual. Lad' ihn zu Freuden ein:
 Er scherzt mit seinem Wit, lacht heitrer bei dem Wein,
 Freut sich des Saitenspiels; und Lieb' in deinen Blicken
 Und Freud' auf deiner Stirn' wird seine Seel' entzücken.
 Dies, daß er Freude schmeckt und mäßig sie genießt,
 Ist selbst der Wohlthat Dank, den er Gott schuldig ist;
 Und heut' erquickt er sich, um morgen seine Pflichten,
 Als Bürger und als Christ, gestärkter zu entrichten.

In dem Vergnügen selbst wird er sich ein Gesetz.
 Doch ist dein Umgang nichts als ein beredt Geschwätz,
 Nichts als ein leer Gewerb' vornehmer Eitelkeiten,
 Nichts als der Witz, den Ruhm der andern zu bestreiten,
 Ist's nichts als Schmeichelei, nichts als der Geist der Pracht,
 Des Balles und des Spiels, der so beredt dich macht:
 So wird er seine Zeit ungern bei dir verschwenden.
 Er ist zu klug, um sie nicht edler anzuwenden.
 Kennst du dies Lebensart, sich aus Geselligkeit
 Den Taumel wilder Lust, das Glück der Trunkenheit,
 Den Kügel frechen Spotts im Umgang zu vergönnen:
 So ist der Christ kein Mann von Lebensart zu nennen.

Wie ruhig ist der Christ, wenn sich der Unchrist quält!
 Ihm g'nügt bei Wenigem, wenn diesem alles fehlt.
 Erringt er sich in Müh' ein elend Glück durch Ränke?
 Ist's Niederträchtigkeit, sind's fesselnde Geschenke,
 Wodurch er sich die Gunst des Mächtigen erschleicht?
 Zufrieden mit dem Glück, das man durch Fleiß erreicht
 Und durch Verstand beschützt; nicht durstig nach den Ehren,
 Die deinen Rang, mit ihm die Knechtschaft auch vermehren;
 Dem Amte, das er ziert, und seiner Pflicht getreu,
 Lebt er von mancher Qual, die dich verfolgt, frei.
 Die Last des Übermuths, in der sich Stolze quälen,
 Die Müh', mit der sich selbst die Geizigen bestehlen,
 Die Pein, die sich zum Lohn der Schwelger wild erpraßt,
 Der Fluch, den vor der Welt der Hasser sich erhaßt,
 Der Schmerz, mit dem der Neid sein feindlich Herz verzehret,
 Das Gift, das früh den Lenz des Wollüstlings verheeret,
 Der Schimpf, mit dem bestraft dort ein Verschwender irrt,
 Der Haß, der endlich noch des Rästers Rächer wird;
 Dies alles, und was sonst die Laster büßend tragen,
 Sind, tugendhafter Christ, dir unbekannte Plagen,
 Und hier kannst du dich schon des Lohns der Tugend freun.

Doch drückt kein Elend ihn? Ja, laß ihn elend sein,
 Und dann wirfst du sein Herz in seiner Größ' erblicken;
 Groß durch Religion, wenn ihn die Leiden drücken.
 Das Feuer frist sein Gut, der Hagel seine Saat;
 Kränkt dies den Christen nicht? Es kränkt ihn; doch der Rat

Der Vorsicht wird sein Trost. Wenn hier der Unchrist tobet,
So spricht der Christ: „Gott gab's; Gott nahm's; er sei
gelobet!“

Ihn drückt der Armut Last, sein Leben ist nur Müh'.
Er fühlt die Dürstigkeit, und still erträgt er sie.

Der, der die Lilien so majestätisch kleidet,
Den Hirsch zur Quelle führt, das Schaf in Auen weidet,
Den jungen Raben speist, sorgt der für Menschen nicht?
Er sorgt; ich hoff' auf ihn. Geduld ist meine Pflicht.
Verleumder schmähen ihn. Es schmerzt; doch ein Gewissen,
Das uns mit Beifall lohnt, hilft diesen Schmerz versüßen.
Der Feind, den er genährt, raubt ihm sein Eigentum;
Doch wer das Unrecht trägt um Gutes, das ist Ruhm.
Der Tod der Seinigen schlägt seine Ruhe nieder;
Er weint und tröstet sich: Bald seh' ich dort sie wieder.
Sein Glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennet er treu den Herrn, der teuer ihn erlöst,
Und spricht, vom schwersten Schlag des Arms des Herrn getroffen:
„Wenn du mich töten wollt'st, werd' ich auf dich doch hoffen!“

So siegt der Christ im Kreuz und find't im Elend Ruh'.
Doch du, des Christen Tod, wie feierlich bist du!
Bestürzt verkündigt ihm der Arzt ein nahes Ende.
Er hört's, fühlt neue Kraft, drückt dankbar ihm die Hände.
„So ist, Allmächtiger, denn meine Hilfe nah'?
Du rufst, hier bin ich, Herr! Preis und Alleluja
Sei dir, der seine Hand stets über mich gebreitet,
Dir, Gott, der bis ans Grab mich wunderbar geleitet!
Wie oft vergaß mein Herz sein Heil und seine Pflicht!
Doch gingst du, Heiliger, nicht mit mir ins Gericht.
Bernimm des Dankes Lied, das ich dir sterbend bringe!
Ich bin viel zu gering, der Treu' viel zu geringe
Und der Barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Trophlosend bet' ich dich mit allen Himmeln an,
Dich, Heil der ganzen Welt! Erfülle mein Vertrauen,
Und deine Herrlichkeit laß meine Seele schauen!
Du bist die Lieb', o Gott, und Gnade für und für.
Mein Geist wird selig sein; denn ihn befehl' ich dir.
Mit allen Heiligen, von Herrlichkeit umgeben,
Unsterblich, Engeln gleich, werd' ich dich schaun und leben.

Und du, mein bester Freund, der sich den Ruhm erwirbt,
Im Tod es mir zu sein, leb' wohl!" — Er spricht's und stirbt.

Ist dies des Christen Bild, das Herz, die Pflicht des Christen,
Was lästerst du, sein Feind? Ist's Thorheit, frei von Lüsten,
Gottselig und gerecht und treu und mäßig sein?
Sich der vollbrachten Pflicht und seines Lebens freun?
Gesundheit, Ehr' und Ruh' und Glück zu schätzen wissen?
Wer soll denn sonst das Glück, dein Freund zu sein, genießen?
Der Mann, der keinen Gott und keinen Himmel glaubt,
Kein Recht und Unrecht kennt, sich, was er will, erlaubt,
Dir Ehre, Ruh' und Glück und selbst dein Weib entwendet,
Des Sohnes Herz verführt und deine Töchter schändet?

Doch, sprichst du, werden auch viel solcher Christen sein,
Wie sie dein Lied besingt? Wahr ist's, die Zahl ist klein;
Doch was beschwerst du dich? Anstatt dich zu beschweren,
Daß ihrer wenig sind, so hilf die Zahl vermehren!
Nein, sprichst du, die Vernunft ist mir ein heller Licht;
Ihr folg' ich. Folg' ihr nur! sie hintergeht dich nicht;
Sprich sie bedacht'sam an, die Wahrheit dir zu zeigen!
Doch laß das Vornrtheil, laß deine Lüste schweigen!
Dann höre, was sie spricht! sie wird dir laut gestehn,
Ein menschlich's Werk zu sein, sei stets die Schrift zu schön.
Entblößt von deinem Stolz, wag' dich in ihre Tiefen!
Prüf' alles! Wer verwirft ein Werk, ohn' es zu prüfen?
Frag' sie: Was ist der Mensch? Was soll er auf der Welt?
Er ist der Allmacht Werk, die Liebe ihn erhält.
Unsterblich ist sein Geist und soll zu Seligkeiten
In dieser Welt der Müh' durch Tugend sich bereiten.
Antwortet die Vernunft, wenn sie der Weise fragt,
So göttlich als das Wort, dem dein Verstand entsagt?
Frag' sie, woher es kommt, wenn Gott die Welt regieret,
Daß oft die Tugend senkt, das Laster triumphieret?
Frag' die Vernunft! Sie schweigt. Frag' die Religion!
In jener Welt, spricht sie, verteilt Gott Straf' und Lohn.
Du spottest stolz der Schrift, nennst sie den Witz der Blöden;
Doch laß die Sokraten von Gott und Tugend reden!
Spricht einer so gewiß, mit so viel Kraft und Licht,
So zuversichtlich schön, als ein Apostel spricht?

Des Wises Fürst, Homer, singt seiner Gottheit Rechte.
 Wer ist sein Zeus? ein Gott, der ich nicht werden möchte.
 Ihn kleide noch so schön die Pracht der Dichtkunst ein,
 Ich bin zu stolz, sein Freund, und auch er selbst zu sein.
 Doch welchen Gott der Macht erheben Davids Chöre?
 Warum verkündigen den Gott nicht die Homere?
 Das Volk des Heidentums, verführt vom blinden Wahn,
 Ruft hier ein Tier als Gott, dort Pflanzen betend an,
 Gibt erst durch seine Kunst dem Klotz Haupt und Glieder
 Und fällt dann vor dem Gott, den es gezimmert, nieder¹;
 Erhebt das Laster selbst, das es mit Scheu begehrt,
 Zum Gott, um dessen Schutz das Blut der Opfer fleht.
 Warum entrißen die, die sich in Weisheit übten
 Und einen bessern Gott und bessere Sitten liebten,
 Warum entrißen sie, Gott und der Tugend treu,
 Das Volk dem Laster nicht, nicht der Abgötterei?
 Warum gehorcht die Welt der Stimme blöder Jüden?
 Sie reden, und ihr Wort sät Weisheit aus und Frieden.
 Thut Buße! sprechen sie, dies ist's, was Gott gebet.
 Entblößt von Wissenschaft, fern von Beredsamkeit,
 Tritt ein Apostel auf und kündigt den Lüsten
 Den Krieg gottselig an, und Heiden werden Christen.
 Man widersezt sich ihm. Der Weise schmäh't das Wort.
 Bestrafet und beschimpft stößt man den Lehrer fort.
 Er duldet froh die Schmach, mit der man ihm begegnet;
 Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er segnet,
 Red't freudig vor dem Volk und mutig vor dem Thron,
 Und red't in Banden noch das Wort von Gottes Sohn;
 Und seine Lehre siegt. Schon stürzen die Altäre,
 Von Hoheit, Ehr' und Glück, von der Gewalt der Heere,
 Dem Arm des Vorurtheils, des Lasters und der List
 Vergebens unterstützt. Der Heide wird ein Christ.
 Er glaubt, bezwingt sein Herz, bezwingt des Lasters Mächte,
 Und Sklaven wilder Lust sind plötzlich Gottes Knechte.
 Schon eilen auf ihr Haupt Verachtung, Schmach und Spott:
 „Verleugnet euern Herrn!“ — „Nein! unser Herr ist Gott.“
 Man wüthet, und umsonst, der Christ erträgt die Leiden
 Und, in des Henkers Arm, des Todes Qual mit Freuden.

¹ Vgl. Jesaja, 44, 13.

Die Lehre Jesu siegt. Hat Gott sie nicht geschützt,
 Sie nicht durch Kraft und Geist, durch Wunder unterstützt,
 So mußt du dies, daß sie hat Beifall finden können,
 Und daß sie sich erhielt, der Wunder Wunder nennen.

Du siehst viel Zweifel. Gut! Siehst du nicht auch viel Licht?
 Wenn du Betweise siehst, dann ist der Glaube Pflicht.
 Der Wahrheit heimlich feind, sinnreich in eiteln Fragen,
 Hängst du dem Zweifel nach und magst ihm nicht entsagen.
 Prüf' die Religion; doch denk' auch, was du bist,
 Daß dein Verstand umschränkt und Gott unendlich ist!
 Thu' ihren Willen treu! dann wirst du inne werden,
 Sie sei des Himmels Geist und nicht der Witz der Erden.



Die Freundschaft.

Sei ohne Freund; wieviel verliert dein Leben!
 Wer wird dir Trost und Mut im Unglück geben
 Und dich vertraut im Glück erfreun?
 Wer wird mit dir dein Glück und Unglück teilen,
 Dir, wenn du rufst, mit Rat entgegenzueilen
 Und, wenn du fehlst, dein Warner sein?

Spricht nicht: Wo sind der Freundschaft seltne Früchte?
 Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
 Wer fühlt den Trieb, den ich empfand?
 O, klage nicht! Es gibt noch edle Seelen.
 Doch sehn wir auch, wenn wir uns Freunde wählen,
 Genug auf Tugend und Verstand?

Aus Eitelkeit für jenen sich erklären,
 Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
 Und weil sein Umgang uns gefällt,
 Das Herz ihm weihn, noch eh' wir seines kennen,
 Aus Eigennuß ihm unsre Zeit vergönnen:
 Dies ist nicht Freundschaft, dies ist Welt.

Um einen Freund von edler Art zu finden,
 Mußt du zuerst das Edle selbst empfinden,
 Das dich der Liebe würdig macht.

Hast du Verdienst, ein Herz voll wahrer Güte
 So sorge nichts: ein ähnliches Gemüthe
 Läßt deinen Wert nicht aus der Acht.

Du mußt für dich und die empfangnen Gaben
 Erst Sorgfalt g'nug, g'nug Ehrerbietung haben
 Und deinem Herzen nichts verzeihn.
 Du mußt dich oft, ohn' Eigennutz zu dienen,
 Du mußt dich stets gerecht zu sein erkühnen
 Und, daß es andre find, dich freun.

Ein Herz, das nie sich selbst mit Ernst bekämpftet,
 Nie Stolz und Neid und Eigensinn gedämpftet,
 Liebt dieses Herz wohl dauerhaft?
 Wie bald wird's nicht durch kleine Fäll' ermüden!
 Es fühlet sich und stört der Freundschaft Frieden
 Durch ungezähmte Leidenschaft.

Hast du das Herz, mit dem du dich verbunden,
 Dem deinen gleich, der Liebe wert gefunden,
 So thue, was die Weisheit spricht.
 Sie heißt in ihm dich jede Tugend ehren,
 Wie sehr du liebst, durch Thaten ihn belehren,
 Und macht sein Glück zu deiner Pflicht.

Sie legt dir auf, sein Gutes nachzuahmen.
 Du ahmst es nach, und du belebst den Samen
 Der Eintracht und der Bärtlichkeit.
 Du sorgst mit Lust für deines Freundes Ruhe,
 Er, ob er g'nug, dich zu verdienen, thue;
 Und eure Tren' wächst durch die Zeit.

Dein Freund, ein Mensch, wird seine Fehler haben;
 Du duldest sie bei seinen größern Gaben
 Und milderst sie mit sanfter Hand.
 Sein gutes Herz bedient sich gleicher Rechte,
 Begeistert deins, wenn's minder rühmlich dächte,
 Und sein Verstand wird dein Verstand.

Wenn, ungewiß bei meiner Pflicht, ich wanke,
 Wie stärkt mich oft der selige Gedanke:
 Was thät' Arist bei dieser Pflicht?

Verfahre so, als wär' er selbst zugegen!
So gibt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erst wankte, wankt iht nicht.

Ein gleicher Zweck, des Geistes höchste Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er sind beid' ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchste Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läßt uns zufriedner werden;
Denn nur für sie sind wir vereint.

Ich eile froh, sein Glück ihm zu versüßen;
Doch, daß ich's that, soll er nicht immer wissen;
Mein Herz belohnt mich schon dafür.
Und wenn ich ihm vor seinen Augen diene,
Entzieh' ich doch dem Dienst des Dienstes Miene,
Als nützt' ich minder ihm denn mir.

Teilt er mit mir die Last der größern Sorgen,
So bleibt von mir die kleinst' ihm nicht verborgen
Und schwindet in Vertraulichkeit.
Raum klag' ich's ihm, was mich im stillen drückt,
So hat sein Blick oft schon mein Herz erquicket,
Oh' mich sein Mund mit Trost erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geist ich's ihm zu sagen eile,
Wird mir dies Glück gedoppelt süß.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile;
Und wenn im Geist ich's ihm zu klagen eile,
So fühl' ich minder Kummerniß.

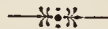
Wenn wir vertraut mit aufgewecktem Herzen
Nach reifem Ernst die Stund' uns froh verscherzen,
So bildet der Geschmack den Scherz.
Den Witz, den Geist, die uns iht scherzen lehren,
Beseelt die Lieb'; und daß wir uns verehren,
Vergißt auch nie das muntre Herz.

Sollt' je ein Zwist der Freundschaft Ruhe kränken,
Sollt' übereilt ich ihr zum Nachteil denken
Und meinem Freund ein Anstoß sein,

So eil' ich schon, den Fehler zu gestehen.
 War's klein von mir, ihn hiebig zu begehen,
 So ist es groß, ihn zu bereun.

Mensch, lerne doch dein Leben dir versüßen
 Und laß dein Herz von Freundschaft überfließen,
 Der süßen Quelle für den Geist!
 Sie quillt nicht bloß für diese kurzen Zeiten;
 Sie wird ein Bach, der sich in Ewigkeiten
 Erquickend durch die Seel' ergießt.

Dort werd' ich erst die reinste Freundschaft schätzen
 Und bei dem Glück, sie ewig fortzusetzen,
 Ihr heilig Recht verklärt verstehn.
 Dort werd' ich erst ihr ganzes Heil erfahren,
 Mich ewig freun, daß wir so glücklich waren,
 Fromm miteinander umzugehn.



Der Ruhm.

Was ist das Gut, nach dem du strebst,
 Der Ruhm, für den du denkst und lebst?
 Wag's, du sein Freund, ihn zu betrachten!
 Gewährt er, was er dir verspricht,
 So bleib' ihm treu! Gewährt er's nicht,
 So lern' ihn dreist verachten!

Welch Glück, wenn mich ein Großer schätzt,
 Der Fürst an seine Seite setzt
 Und laut mir seinen Beifall schenket!
 Alsdann wird mein Verdienst bekannt;
 Dann denkt von mir das ganze Land
 Groß, wie mein Ehrgeiz denkt.

Wer ist der Große, der dich ehrt?
 Sprich, kennt er der Verdienste Wert?
 Setz' ihn im Geist aus seinem Stande!
 Vielleicht wird dir sein Beifall klein;
 Vielleicht hältst du's, ihm wert zu sein,
 Nunmehr für eine Schande.

Wenn ißt des Dichters Lobgedicht,
 Der Redner göttlich von dir spricht,
 Und laut dich die Geschichte preisen;
 Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
 Dich für den größten Weisen hält:
 Wirßt du darum zum Weisen?

Wächst deiner Tugend etwas zu,
 Gewinnet deines Geistes Ruh',
 Wenn viele deinen Namen hören?
 Bist du beglückt, in dir beglückt,
 Wenn Thor und Thörin auf dich blickt,
 Und Länder dich verehren?

Suchst du den Ruhm nicht in der Pflicht,
 Gibt dir dein Herz den Beifall nicht:
 Was wird dir andrer Beifall nützen?
 Und hast du deinen Ruhm in dir;
 Was sorgst du kummervoll dafür,
 Den äußern zu besitzen?

Wenn jener deinen Namen ließt,
 Gleichgiltig nennt und dann vergißt:
 Ist dies ein schätzbar Glück zu nennen?
 Ist dies die Welt, die von dir hört,
 Wenn gegen Einen, der dich ehrt,
 Dich tausend noch nicht kennen?

Ist dies des Nachruhms Ewigkeit,
 Wenn ein Skribent der Trockenheit
 Sich künftig an dein Leben waget?
 Und wenn dem Wandrer einst noch spät
 Der Stein, vor dem er müßig steht,
 Daß du zu früh starbst, jaget?

Und ist das Glück so ungemein,
 Von einer Welt gerühmt zu sein,
 Die oft den wahren Ruhm verkennet,
 Das Laster rühmet, wenn es gleißt,
 Die Wildheit Mut, den Unsinn Geist
 Und Ehrsucht Größe nennet?

Du strebst mit Eifersucht und Angst,
Damit du ihren Ruhm erlangst.
Wohlan, du sollst ihn schnell erstreben!
Doch welch unsichres Eigentum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den sie dir schnell gegeben.

Die Zahl der Klugen ist nicht groß.
Verlangst du ihren Beifall bloß,
So such' ihn still in ihrer Sphäre!
Der Kluge sieht auf dein Verdienst;
Und bist du das nicht, was du schienst,
So bist du sonder Ehre.

Erwirb dir Tugend und Verstand:
Nicht, um sie, von der Welt genannt,
Mit eitlen Stolze zu besitzen!
Erwirb sie dir mit edler Müh'
Und halte dies für Ruhm, durch sie
Der Welt und dir zu nützen!

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Widerhall
Muß dich zu großen Thaten stärken.
Die Zeit, die Kräfte, großer Geist!
Die du so laut dem Ruhme weihst,
Die weihe still den Werken!

Erfüllst du, was die Weisheit spricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht,
So wird der Ruhm ihm folgen müssen.
Und wenn dein Wert ihn nicht erhält,
So gibt dir ihn, trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewissen.



Geistliche Oden und Lieder.

(Auswahl.)

Vorrede.

Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen und dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken oder zu unterhalten, so ist es unstreitig eine große Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdies der Gesang eine große Gewalt über unsre Herzen hat und von gewissen Empfindungen ein ebenso natürlicher Ausdruck ist, als es die Mienen und Geberden des Gesichts sind, so sollte man der Religion besonders diejenige Art der Poesie heiligen, die gesungen werden kann. Ich habe in den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht. Habe ich sie mit dem gehörigen Fleiße und zugleich mit Glücke ausgeübt, sind diese Gesänge, oder doch nur einige derselben, geschickt, die Erbauung der Leser zu befördern, den Geschmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen, so soll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des größten Helden-dichters, des beredtesten Weltweisen aller Nationen ersiegt hätte. Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz¹, daß er lieber

¹ Lib. III, Ode 9: Donec gratus eram tibi. Julius Cäsar Scaliger (gest. 1558), berühmter Horaz-Forscher.

der Verfasser derselben als König in Aragonien sein möchte. Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich mit ihren Melodien lieber fertiggestellt haben möchte als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meisterstücke des menschlichen Witzes verachte; aber wenn es selbst die heidnischen Dichter für eine Pflicht oder für eine Ehre gehalten, die Poesie ihrer verderbten Religion zu widmen, sollten sich's christliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Vielleicht trägt die Geringschätzung, mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsieht, nicht wenig zur Verabsäumung dieser Pflicht bei. Aber sollen wir nur alsdann arbeiten, wenn der Ruhm und Beifall der Welt sich zu unsrer Belohnung darbent? Ist die Erfüllung seiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menschen schwiegen? Ist der Beifall seines Gewissens nicht Ehre genug, wenn uns auch die ganze Welt für einen fanatischen Geist ansähe? Sollte die große Absicht, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten und die Ehre des Stifters unsrer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm sein, da nach demselben auch die Geister des Himmels, die so weit über uns erhaben sind, ringen? Ist der Vorwurf eines kleinen und einfältigen Geistes, eines Abergläubischen oder Milzfüchtigen, den uns die Spötter machen können, ist er, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht der erhabenste Lobspruch für uns? Wer nicht groß genug ist, sich über diese falsche Schande hinwegzusetzen, der ist des Glückes wert, nur den Beifall der Thoren und Leichtsinrigen zu haben.

Zu der Verachtung der geistlichen Gesänge überhaupt tragen unstreitig die vielen schlechten Lieder dieser Gattung nicht wenig bei. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geistliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geschicklichkeit zur Poesie angesehen. Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntnissen der Staatskunst fehlet, nicht die

Geschicklichkeit erteilen wird, in öffentlichen Geschäften glücklich zu arbeiten, so wird auch ein frommer Mann bloß darum, weil er fromm ist, noch nicht mit Glücke in der Poesie arbeiten, wenn er mit ihren Regeln nicht bekannt und mit keinem poetischen Genie begabt ist. Man kann ein sehr gutes Herz, auch Verstand und Wissenschaft und doch einen übeln Geschmack besitzen. Man kann sich unnatürlich, unrichtig, abenteuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poesie reden will, und man kann es doch sehr gut meinen. Man kann, wenn man die Fesseln der Dichtkunst zu tragen und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden nicht gewohnt ist, gezwungne, elende und frostige Vieder zur Andacht verfertigen und doch außerdem ein guter, ja gar ein großer Redner sein. Um desto mehr sollten diejenigen, die von der Natur die Gabe der Poesie empfangen haben, dieses Geschenke der Religion heiligen, da es nicht bloß auf unser gutes Herz, nicht bloß auf den Verstand und die Gelehrsamkeit, ja selbst nicht auf die Beredsamkeit allein ankömmt, wenn wir Gesänge der Religion verfertigen wollen.

Noch eine Ursache, warum wir vielleicht in unsern Tagen mehr für die geistliche Poesie arbeiten sollten, ist diese, daß sich der Geschmack der Dichtkunst und Beredsamkeit in unserm Jahrhundert sehr geändert hat. Vieles ist in der Sprache unsrer Väter, in ihrer Art zu denken erlaubt, gebräuchlich und unanstößig gewesen, das es in unsern Tagen nicht mehr ist. Alle lebende Sprachen haben das Schicksal, daß sie sich ändern, wenn gleich nicht stets verbessern; daß Wörter veralten und ihren Wert verlieren, neue aufkommen und einen Wert erhalten, wenn er auch nur willkürlich sein sollte. Endlich, wenn die Sitten seiner werden, so bekommen wir an einer nachlässigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieser Ekel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Übungen der Andacht gering zu schätzen oder

zu verachten, weil die Mittel, sie zu erwecken oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geschmacke nicht mehr gemäß sind. Ich will diesen Ekel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger ist, ihn vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man so viel neue mit Rechte? Der Geschmack in der Beredsamkeit hat sich geändert und gebessert; und viele können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den sorglosen Ausdruck unsrer Väter nicht mehr dulden. Aus eben diesem Grunde wird man auch in der geistlichen Poesie, wenigstens wegen des gesittetern Theils unsrer Nation, neue Versuche wagen müssen, ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch ebenso verständlich und geistreich sein werden, als sie vor hundert oder zweihundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsre Väter undankbar und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich, und wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben weniger Schwierigkeiten angesetzt sein möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beispiel anzuführen, daß unsre Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Öffne deiner Güte Fenster,
 Sende deine Wach' herab,
 Daß die schwarzen Nachtgespenster &c.

sind beleidiget worden, aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidiget. Das Platte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unsrer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser von Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungne, frostige, abenteuerliche Härte; nicht die Versetzung der Wörter, sondern die unnötige und armselige Verwerfung. Man lese folgende Stelle:

Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab',
 Mein Leib, Seel' und alls, was ich hab'
 In diesem armen Leben;
 Damit ich's brauch' zum Lobe dein,
 Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein,
 Wollst mir deine Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unsrer ighen Mundart und uns ungewöhnliche Versetzungen; und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demut durchdrungen wird, singen oder lesen? Sie ist mehr wert, als ganze Bände neuer Lieder, die kein andres Verdienst haben, als daß sie rein sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und kräftig, weil der Inhalt des Gedankens groß und doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entschuldigen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Ekel zu erwecken, eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die Sprache der Empfindung und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geistlichen

Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen, aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift, diese unnachahmliche Sprache voll göttlicher Hoheit und entzückender Einsicht. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Übersetzung selbst der kräftigste; oft gibt das Altertum desselben der Stelle des Liedes eine feierliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewissesten in das Gedächtnis zurückgerufen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nötig ist.

Es gibt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehr-Oden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht oder mehr Empfindung darinne herrscht. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben. In den Lehr-Oden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrschen müssen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafteste, gedrungene, feurige und doch stets verständliche Sprache. Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, ist eine sehr notwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derselben und die täglichen Zerstreuungen bedenkt, unter denen unsre Einsicht in die Religion oft Sätze, oft Bestimmungen und Beweise, oft wenigstens den Eindruck und die lebhafteste Vorstellung davon verliert.

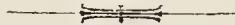
Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müssen so beschaffen sein, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldemüthige der Selbstverleugnung, das Große der Demut,

das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen Gott und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffne und erlöste Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Tierische der Luste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust, mit einem Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen; der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserm Glück befohlen wird; des Lasters, wie es vor Gott ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein ist.

Da die geistlichen Gesänge nicht wie die andern Arten der Poesie das Vergnügen zu ihrer Hauptabsicht haben, so soll man für den Wohlklang weniger besorgt sein, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bei einer kleinen Härte, bei einem abgerissnen e, bei einem nicht ganz reinen Reime, wenn nur das Herz dabei gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größere Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf, an demselbigen Orte ein Fehler zu sein. Dadurch will ich aber weder meinen Freiheiten eine Schutzrede halten noch junge Dichter in der Nachlässigkeit des Wohlklanges und Versbaues bestärken. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bei diesen Gesängen ebenjowenig vergessen habe, als bei meinen übrigen Gedichten. Dies Zeugnis, wenn ich mir's nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerlei biblische Stellen vor, so rechtfertiget entweder der Inhalt diese Freiheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung als von den andern abge sondert betrachten muß. Bei den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgesehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichnis angehängen; und wie die Deklamation des Redners seiner

Nede das Leben gibt, so gibt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter als es im Lesen war; und viele Lieder müssen aus diesem Gesichtspunkte am meisten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschikt, so wird es doch genug Belohnung für mich sein, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monat März 1757.



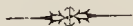
Bitten.¹

Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Bernimm mein Flehn, merk' auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Überfluß
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, soviel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gib mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigentum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
Nicht um langes Leben.
Im Glücke Demut, Mut in Not,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.



¹ Melodie: „Es ist das Heil uns kommen her 2c.“

Danklied.

Du bist's, dem Ruhm und Ehre gebühret;
 Und Ruhm und Ehre bring' ich dir.
 Du, Herr, hast stets mein Schicksal regieret,
 Und deine Hand war über mir.

Wenn Not zu meiner Hütte sich nahte:
 So hörte Gott, der Herr, mein Flehn,
 Und ließ, nach seinem gnädigen Räte,
 Mich nicht in meiner Not vergehn.

Ich sank in Schmerz und Krankheit danieder
 Und rief: O Herr, errette mich!
 Da half mir Gott, der mächtige, wieder,
 Und mein Gebein erfreute sich.

Wenn mich der Haß des Feindes betrübte,
 Klagt' ich Gott kindlich meinen Schmerz.
 Er half, daß ich nicht Rache verübte.
 Und stärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
 Mit Sünde mich umfassen sah,
 Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade,
 Und seine Gnade war mir nah.

Um Trost war meiner Seele so bange;
 Denn Gott verbarg sein Angesicht.
 Ich rief zu ihm: Ach, Herr, wie so lange!
 Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlösen.
 Er hilft; der Herr ist fromm und gut.
 Er hilft aus der Versuchung zum Bösen,
 Und gibt mir zu der Tugend Mut.

Dir dank' ich für die Prüfung der Leiden,
 Die du mir liebeich zugeschießt.
 Dir dank' ich für die häufigern Freuden,
 Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank' ich für die Güter der Erden,
 Für die Geschenke deiner Treu'.
 Dir dank' ich; denn du hießest sie werden,
 Und deine Güt' ist täglich neu.

Dir dank' ich für das Wunder der Güte;
 Selbst deinen Sohn gabst du für mich.
 Von ganzer Seel' und ganzem Gemüte,
 Von allen Kräften preiß' ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
 Die Erd' ist voll der Huld des Herrn.
 Sein, fein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
 Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Des Abends wähet die Klage,
 Des Morgens die Zufriedenheit.
 Nach einer Prüfung weniger Tage
 Erhebt er uns zur Seligkeit.

Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
 Vergiß nicht, was er dir gethan.
 Verehr' und halte seine Befehle,
 Und bet' ihn durch Gehorsam an!



Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
 Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort.
 Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
 Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!

Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
 Wer führt die Sonn' aus ihrem Belt?
 Sie kommt und leuchtet und lacht uns von ferne,
 Und läuft den Weg, gleich als ein Held.

Vernimm's und siehe die Wunder der Werke,
 Die die Natur dir aufgestellt!
 Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
 Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?

Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gib ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.

Mein ist die Kraft, mein ist Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich.
Ich bin's und werde sein, der ich sein werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung und dein Heil;
Ich bin's! Mich liebe von ganzem Gemüte,
Und nimm an meiner Gnade teil.



Prüfung am Abend.¹

Der Tag ist wieder hin, und diesen Teil des Lebens,
Wie hab' ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab' ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab' ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

War's in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig und gerecht und Gottes Freund zu sein?

Hab' ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen?
Mir und der Welt genügt und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?

Wie hab' ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?
Erfreut' ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab' ich im Vertrauen auf ihn mein Herz gestärkt?

¹ Melodie: „O Gott, du frommer Gott etc.“

Dacht' ich bei dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt' ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?

Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt ich der Freundschaft Glück, sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab' ich nichts gered't, das ich bereuen soll?

Hab' ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beispiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dies mir angenehm?

War mir der Fehltritt Leid, sobald ich ihn begangen?
Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?

Gott, der du alles weißt, was könnt' ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergib durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergib, und gehe du nicht mit mir ins Gericht.

Ja, du verzeihst dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit und wirfst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb' ich, so leb' ich dir, sterb' ich, so sterb' ich dir!



Gelassenheit.¹

Was ist's, daß ich mich quäle?
Harr' seiner, meine Seele,
Harr' und sei unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet;
Gott weiß es, und Gott schüzet,
Er schüzet den, der nach ihm fragt.

¹ Melodie: „In allen meinen Thaten etc.“

Er zählte meine Tage,
 Mein Glück und meine Plage,
 Eh' ich die Welt noch sah.
 Eh' ich mich selbst noch kannte,
 Eh' ich ihn Vater nannte,
 War er mir schon mit Hülfe nah'.

Die kleinste meiner Sorgen
 Ist dem Gott nicht verborgen,
 Der alles sieht und hält;
 Und was er mir beschieden,
 Das dient zu meinem Frieden,
 Wär's auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
 Um glücklich hier zu werden;
 Die Lust der Welt vergeht.
 Ich lebe hier, im Segen
 Den Grund zum Glück zu legen,
 Das ewig, wie mein Geist, besteht.

Was dieses Glück vermehret,
 Sei mir von dir gewähret!
 Gott, du gewährst es gern.
 Was dieses Glück verlehret,
 Wenn's alle Welt auch schähet,
 Sei, Herr, mein Gott, mir ewig fern!

Sind auch der Krankheit Plagen,
 Der Mangel schwer zu tragen,
 Noch schwerer Haß und Spott:
 So harr' ich und bin stille
 Zu Gott; denn nicht mein Wille,
 Dein Wille nur, gescheh', o Gott!

Du bist der Müden Stärke,
 Und aller deiner Werke
 Erbarmst du ewig dich.
 Was kann mir widerfahren,
 Wenn Gott mich will bewahren?
 Und er, mein Gott, bewahret mich.



Osterlied.¹

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt' im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Fühl' alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien',
Als sprach' er: Friede sei mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.

Schau' über dich und bet' ihn an.
Er nißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit Gott vereint
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sei gebenedeit,
Von nun an bis in Ewigkeit!

O Glaube, der das Herz erhöht!
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit der vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?

Vor seinem Thron, in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig selig sein;
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!

Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb' und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht
Fall' ich, Gott, auf mein Angesicht.

Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst?
Und du erfüllst einst mein Vertrauen,
In meinem Fleische dich zu scham?

¹ Melodie: „Vom Himmel hoch, da komm' ich her 2c.“

Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn,
Und rein zu deiner Rechten stehn?

Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherbim,
Mit allen Frommen aller Zeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?

Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christentum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon.

Nie komm' es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu'.

Er ist's, der alles in uns schafft,
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt' im Gedächtnis Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist.



Der Kampf der Tugend.¹

Wst klagt dein Herz, wie schwer es sei,
Den Weg des Herrn zu wandeln,
Und täglich, seinem Worte treu,
Zu denken und zu handeln.
Wahr ist's, die Tugend kostet Müh',
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?

Die, die sich ihrer Laster freun,
Triffst die kein Schmerz hienieden?
Sie sind die Sklaven eigner Pein,
Und haben keinen Frieden.

¹ Melodie: „Durch Adams Fall ist ganz verderbt 2c.“

Der Fromme, der die Lüfte dämpft,
 Hat oft auch seine Leiden;
 Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
 Verwandelt sich in Freuden.

Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
 Ein breiter Weg durch Auen;
 Allein sein Fortgang wird Gefahr,
 Sein Ende Nacht und Grauen.
 Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
 Läßt nichts als Mühe bliken;
 Doch weiter fort führt er zum Heil,
 Und endlich zum Entzücken.

Nimm an, Gott hätt' es uns vergönnt,
 Nach unsers Fleisches Willen,
 Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
 Die Lüfte frei zu stillen;
 Nimm an, Gott ließ' den Andant' zu,
 Den Trebel, dich zu kränken,
 Den Menschenhaß: was würdest du
 Von diesem Gotte denken?

Gott will, wir sollen glücklich sein,
 Drum gab er uns Gesetze.
 Sie sind es, die das Herz erfreuen,
 Sie sind des Lebens Schätze.
 Er red't in uns durch den Verstand,
 Und spricht durch das Gewissen,
 Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
 Fliehn oder wählen müssen.

Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
 Und Freiheit ist's, sie wählen.
 Ein Tier folgt Fesseln der Natur,
 Ein Mensch dem Licht der Seelen.
 Was ist des Geistes Eigentum?
 Was sein Beruf auf Erden?
 Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
 Gott ewig ähnlich werden!

Vern' nur Geschmaß am Wort des Herrn
 Und seiner Gnade finden,
 Und übe dich getreu und gern,
 Dein Herz zu überwinden,
 Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
 Von Gott noch mehr bekommen;
 Wer aber nicht hat, dem wird auch
 Das, was er hat, genommen.

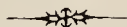
Du streitest nicht durch eigne Kraft,
 Drum muß es dir gelingen.
 Gott ist es, welcher beides schafft,
 Das Wollen und Vollbringen.
 Wenn gab ein Vater einen Stein
 Dem Sohn, der Brot begehrte?
 Bet' oft: Gott müßte Gott nicht sein,
 Wenn er dich nicht erhörte.

Dich stärket auf der Tugend Pfad
 Das Beispiel sel'ger Geister:
 Ihn zeigte dir und ihn betrat
 Dein Gott und Herr und Meister.
 Dich müsse nie des Frechen Spott
 Auf diesem Pfade hindern;
 Der wahre Ruhm ist Ruhm bei Gott,
 Und nicht bei Menschenkindern.

Sei stark, sei männlich allezeit,
 Tritt oft an deine Bahre;
 Vergleiche mit der Ewigkeit
 Den Kampf so kurzer Jahre.
 Das Kleinod, das dein Glaube hält,
 Wird neuen Mut dir geben,
 Und Kräfte der zukünft'gen Welt,
 Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sei unverzagt,
 Wenn dir's nicht immer glückt;
 Wenn dich, soviel dein Herz auch wagt,
 Stets neue Schwachheit drückt.

Gott sieht nicht auf die That allein,
 Er sieht auf deinen Willen.
 Ein göttliches Verdienst ist dein!
 Dies muß dein Herze stillen.



Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
 Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
 Der mit verhärtetem Gemüte
 Den Dank ersticht, der ihm gebührt?
 Nein, seine Liebe zu ermessen,
 Sei ewig mein größte Pflicht!
 Der Herr hat mein noch nie vergessen:
 Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
 Der Gott, der meiner nicht bedarf.
 Wer hat mit Langmut mich geleitet?
 Er, dessen Rat ich oft verwarf.
 Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
 Wer gibt dem Geiste neue Kraft?
 Wer läßt mich so viel Glück genießen?
 Ist's nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau', o mein Geist, in jenes Leben,
 Zu welchem du erschaffen bist;
 Wo du, mit Herrlichkeit umgeben,
 Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
 Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
 Durch Gottes Güte sind sie dein.
 Sieh', darum mußte Christus leiden,
 Damit du könntest selig sein.

Und diesen Gott sollt' ich nicht ehren?
 Und seine Güte nicht verstehn?
 Er sollte rufen, ich nicht hören?
 Den Weg, den er mir zeigt, nicht gehn?

Sein Will' ist mir in's Herz geschrieben;
 Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
 Gott soll ich über alles lieben,
 Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dies ist mein Dank, dies ist sein Wille,
 Ich soll vollkommen sein, wie er.
 Solang' ich dies Gebot erfülle,
 Stell' ich sein Bildnis in mir her.
 Lebt seine Lieb' in meiner Seele:
 So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
 Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
 Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott! laß deine Güt' und Liebe
 Mir immerdar vor Augen sein!
 Sie stärk' in mir die guten Triebe,
 Mein ganzes Leben dir zu weihn.
 Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
 Sie leite mich zur Zeit des Glücks;
 Und sie besieg' in meinem Herzen
 Die Furcht des letzten Augenblicks.



Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden,
 Er widersteht der bösen Lust;
 Er kämpft und ist des Lohns, den Gott dem Kampf beschieden,
 Ist seiner Tugend sich bewußt.

Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heil'gem Mute,
 Wächst an Erkenntnis und an Kraft.
 Wird aus der Schwachheit stark und liebt und schmeckt das
 Gute,
 Das Gott in seiner Seele schafft.

Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
 Prüft täglich sich vor seinem Thron,
 Bereut der Fehler Zahl und tilgt der Sünden Schmerzen
 Durch Jesum Christum, seinen Sohn.

Getreu in seinem Stand, genießt er Gottes Gaben,
 Wehrt seiner Seele Geiz und Neid,
 Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kornes haben,
 In Gott bei wenigem erfreut.

Schenkt seine Hand ihm viel: so wird er vielen nützen,
 Und, wie sein Gott, gutthätig sein;
 Des Freundes Glück erhöhen, verlassne Tugend schützen,
 Und selbst den Feind in Not erfreun.

Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
 Die er dem Nächsten schuldig ist;
 Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menschen lieben;
 Und durch die Liebe siegt der Christ.

Er kränket nie dein Glück, schützt deinen Ruhm, dein Leben;
 Denn er ehrt Gottes Bild in dir.
 Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Vergeben;
 Denn Gott, denkt er, vergibt auch mir.

Sein Beispiel sucht dein Herz im Guten zu bestärken,
 Er nimmt an deiner Tugend Theil;
 Denn alle sind von Gott gezeugt zu guten Werken,
 Und haben Einen Herrn, Ein Heil.

Dies Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
 Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
 Gibt ihm Geduld und Mut. Kein Tod, der ihn erschreckt!
 Im Tode noch freut sich sein Herz.



Der thätige Glaube.¹

Wer Gottes Wort nicht hält und spricht:
 „Ich kenne Gott!“ der trüget;
 In solchem ist die Wahrheit nicht,
 Die durch den Glauben sieget.
 Wer aber sein Wort gläubt und hält,
 Der ist von Gott, nicht von der Welt.

¹ Melodie: „Nach's mit mir, Gott, nach deiner Gült' 2c.“

Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
 Muß auch die Liebe zeugen.
 Je höher dein' Erkenntnis steigt,
 Je mehr wird diese steigen.
 Der Glaub' erleuchtet nicht allein;
 Er stärkt das Herz und macht es rein.

Durch Jesum rein von Missethat,
 Sind wir nun Gottes Kinder.
 Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
 Der flieht den Rat der Sünder;
 Folgt Christi Beispiel als ein Christ
 Und reinigt sich, wie er rein ist.

Alsdann bin ich Gott angenehm,
 Wenn ich Gehorsam übe.
 Wer die Gebote hält, in dem
 Ist wahrlich Gottes Liebe.
 Ein täglich thätig Christentum,
 Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.

Der bleibt in Gott und Gott in ihm,
 Wer in der Liebe bleibet.
 Die Lieb' ist's, die die Cherubim,
 Gott zu gehorchen, treibet.
 Gott ist die Lieb'; an seinem Heil
 Hat ohne Liebe niemand Teil.



Morgengesang.¹

Mein erst Gefühl sei Preis und Dank;
 Erheb' ihn, meine Seele!
 Der Herr hört deinen Lobgesang;
 Lobsing' ihm, meine Seele!

Mich selbst zu schützen, ohne Macht,
 Lag ich und schlief im Frieden.
 Wer schafft die Sicherheit der Nacht
 Und Ruhe für die Müden?

¹ Melodie: „Ich dank' dir schon durch deinen Sohn 2c.“

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß
Und schützt mich vor Gefahren?

Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?

Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mir's igt neu gegeben.

Gelobet seist du, Gott der Macht,
Gelobt sei deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wassen;
Und lehre du mich selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

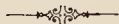
Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele,
Sei mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gib mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb' und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn' und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich dem Nächsten beizustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehen
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.



Preis des Schöpfers.¹

Wenn ich, o Schöpfer! deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoß der Erden auf,
Mit Vorrat uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit!
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

¹ Melodie: „Sei Lob und Ehr' dem höchsten Gut 2c.“

Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
 So wunderbar bereitet;
 Der Mensch, ein Geist, den dein Verstand
 Dich zu erkennen, leitet;
 Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
 Ist sich ein täglicher Beweis
 Von deiner Güte und Größe.

Erheb' ihn ewig, o mein Geist!
 Erhebe seinen Namen!
 Gott, unser Vater, sei gepreist,
 Und alle Welt sag' Amen!
 Und alle Welt fürcht' ihren Herrn,
 Und hoff' auf ihn und dien' ihm gern!
 Wer wollte Gott nicht dienen?



Trost der Erlösung.

Gedanke, der uns Leben giebt,
 Welch Herz vermag dich auszudenken!
 „Also hat Gott die Welt geliebt,
 Uns seinen Sohn zu schenken!“

Hoch über die Vernunft erhöht,
 Umringt mit heil'gen Finsternissen,
 Füllst du mein Herz mit Majestät
 Und stillest mein Gewissen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
 Noch ihren Lauf und Bau ergründen;
 Und doch kann ich der Sonne Licht
 Und ihre Wärme empfinden.

So kann mein Geist den hohen Rat
 Des Opfers Jesu nicht ergründen;
 Mein das Göttliche der That,
 Das kann mein Herz empfinden.

Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist,
So werd' ich angstvoll zagen.

Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn,
So werd ich ewig irren müssen,
Und wer Gott ist, und was ich bin
Und werden soll, nicht wissen.

Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben.

Des Sohnes Gottes Eigentum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dies bin ich; und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb' und sterbe.

Er gibt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.

Solang' ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue;
So fühl' ich eine Kraft des Herrn
Und schmecke Fried' und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu seinem Kreuze trete,
So weiß ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich, erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.

Kann unsre Lieb' im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dies ist die Lieb', o Gott! zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll' mein Herz mit Dankbarkeit
 So oft ich deinen Namen nenne,
 Und hilf, daß ich dich allezeit
 Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinst noch würdig sein,
 Um deinetwillen Schmach zu leiden,
 So laß mich keine Schmach und Pein
 Von deiner Liebe scheiden!

Und soll ich, Gott, nicht für und für
 Des Glaubens Freudigkeit empfinden,
 So wirk' er doch sein Werk in mir,
 Und rein'ge mich von Sünden.

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt
 (So laß mich noch im Tode denken!),
 Wie sollt' uns der, der ihn geschenkt,
 Mit ihm nicht alles schenken!



Lied am Geburtstage.

Dir dank' ich heute für mein Leben;
 Am Tage, da du mir's gegeben,
 Dank' ich dir, Gott, dafür.
 Durch freie Gnad' allein bewogen,
 Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
 Durch deine Güte bin ich hier.

Du hast mich wunderbar bereitet,
 An deiner Rechten mich geleitet,
 Bis diesen Augenblick.
 Du gabst mir tausend frohe Tage,
 Verwandeltest selbst meine Klage
 Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
 Mit der du, Herrscher aller Dinge,
 Stets über mich gewacht.

O Gott! damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

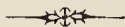
Du sahst und hörtest schon mein Sehnen
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh' ich bereitet war;
Und wogst, eh' ich zu sein begannte,
Eh' ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.

Du ließ'st mich Gnade vor dir finden,
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe! welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen
Und ist ein Vater, der verzeiht.

Für alle Wunder deiner Treue
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobset dir mein Geist.
Er selber ist dein größt Geschenk;
Dein ist's, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk' und Kraft mich ausgerüstet,
Dies, Vater, dank' ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dies alles, Vater, dank' ich dir.

Soll ich, o Gott, noch länger leben,
So wirst du, was mir gut ist, geben;
Du gibst's, ich hoff' auf dich.
Dir, Gott, befehl' ich Leib und Seele.
Der Herr, Herr, dem ich sie befehle,
Der segne und behüte mich.



Vom Worte Gottes.¹

Gott ist mein Hort!
 Und auf sein Wort
 Soll meine Seele trauen.
 Ich wandle hier,
 Mein Gott, vor dir
 Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr;
 Laß immerdar
 Mich seine Kräfte schmecken!
 Laß keinen Spott,
 O Herr, mein Gott,
 Mich von dem Glauben schrecken!

Wo hätt' ich Licht,
 Wofern mich nicht
 Dein Wort die Wahrheit lehrte?
 Gott, ohne sie
 Verstünd' ich nie,
 Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt
 Der Seele Wert,
 Unsterblichkeit und Leben.
 Zur Ewigkeit
 Ist diese Zeit
 Von dir mir übergeben.

Dein ew'ger Rat,
 Die Missethat
 Der Sünder zu verfühnen;
 Den kennt' ich nicht,
 Wär' mir dieß Licht
 Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz
 In Reu' und Schmerz
 Der Sünden nicht verzagen;

¹ Melodie: „Ach Gott und Herr 2c.“

Nein, du verzeihst,
 Lehrest meinen Geist
 Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun,
 Mich dir zu weihn,
 Ist meines Heils Geschäfte.
 Durch meine Müh'
 Vermag ich's nie;
 Dein Wort gibt mir die Kräfte.

Herr, unser Hort,
 Laß uns dies Wort!
 Denn du hast's uns gegeben.
 Es sei mein Teil,
 Es sei mir Heil
 Und Kraft zum ew'gen Leben!



Weihnachtslied.¹

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
 Sein werd' in aller Welt gedacht!
 Ihn preise, was durch Jesum Christ
 Im Himmel und auf Erden ist!

Die Völker haben dein geharrt,
 Bis daß die Zeit erfüllet ward;
 Da sandte Gott von seinem Thron
 Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.

Wenn ich dies Wunder fassen will,
 So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
 Er betet an, und er ermißt,
 Daß Gottes Lieb' unendlich ist.

Damit der Sünder Gnad' erhält,
 Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
 Nimmst selbst an unsrer Menschheit Teil,
 Erscheinst im Fleisch und wirst uns Heil.

¹ Melodie: „Vom Himmel hoch da komm' ich her 2c“

Dein König, Zion, kommt zu dir.
 „Ich komm', im Buche steht von mir;
 Gott, deinen Willen thu' ich gern.“
 Gelobt sei, der da kommt im Herrn!

Herr, der du Mensch geboren wirst,
 Immanuel¹ und Friedefürst,
 Auf den die Väter hoffend sahn,
 Dich, Gott Messias, bet' ich an.

Du, unser Heil und höchstes Gut,
 Vereinst dich mit Fleisch und Blut,
 Wirst unser Freund und Bruder hier,
 Und Gottes Kinder werden wir.

Gedanke voller Majestät!
 Du bist es, der das Herz erhöht.
 Gedanke voller Seligkeit!
 Du bist es, der das Herz erfreut.

Durch Eines Sünde fiel die Welt.
 Ein Mittler ist's, der sie erhält,
 Was jagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
 Der in des Vaters Schoße sitzt?

Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
 Den Tag der heiligsten Geburt;
 Und Erde, die ihn heute sieht,
 Sing' ihm, dem Herrn, ein neues Lied!

Dies ist der Tag, den Gott gemacht;
 Sein werd' in aller Welt gedacht!
 Ihn preise, was durch Jesum Christ
 Im Himmel und auf Erden ist!



¹ Kommt aus dem Hebräischen und bedeutet wörtlich: „Gott mit uns.“

Geduld.¹

Ein Herz, o Gott! in Leid und Kreuz geduldig,
 Das bin ich dir und meinem Heile schuldig.
 Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
 Täglich ermessen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter?
 Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Übertreter?
 Thu' ich zu viel, wenn ich die schweren Tage
 Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott! wenn wir das Böse dulden,
 Erdulden wir nur unsrer Thorheit Schulden,
 Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
 Trübsal der Frommen!

Ist Dürstigkeit, in der die Tränen klagen,
 Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
 Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermischte Freuden,
 Christliches Leiden?

Ist deren Qual, die deinen Rat verachtet,
 Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
 Und die sich ikt in finst'rer Schwermut quälen,
 Prüfung der Seelen?

Doch selbst, o Gott, in Strafen unsrer Sünden
 Läßt du den Weg zu unserm Heil uns finden,
 Wenn wir sie uns, die Missethat zu hassen,
 Züchtigen lassen.

Sag' ich nur nach dem Frieden im Gewissen,
 Wird alles mir zum Besten dienen müssen.
 Du, Herr, regierst, und ewig wirkt dein Wille
 Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden,
 Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich werden;
 Und gegen euch, was sind, ihr ew'gen Freuden,
 Dieser Zeit Leiden?

¹ Melodie: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen 2c.“

Wenn ich nur nicht mein Glend selbst verschulde;
 Wenn ich als Mensch, als Christ, hier leid' und dulde,
 So kann ich mich der Hülfe der Erlösten
 Sicher getrösten.

Ich bin ein Mensch, und Leiden müssen tranken;
 Doch in der Not an seinen Schöpfer denken
 Und ihm vertraun, dies stärket unsre Herzen
 Mitten in Schmerzen.

Schau' über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
 Merk' auf! Wer spricht: „Bis hieher!“ zu dem Meere?
 Ist er nicht auch dein Helfer und Berater,
 Ewig dein Vater?

Willst du so viel, als der Allweise, wissen?
 Izt weißt du nicht, warum du leiden müssen;
 Allein du wirst, was seine Wege waren,
 Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
 Die Heiligung des Geistes zu empfangen,
 Und mit dem Trost der Hülfe, die wir merken,
 Andre zu stärken.

Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
 Erfahrung gibt dem Glauben Mut und Nahrung.
 Ein starkes Herz steht in der Not noch feste.
 Hoffe das Beste!

—*:—

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
 Er ist der Gott der Stärke;
 Sehr ist sein Nam', und groß sind seine Werke,
 Und alle Himmel sein Gebiet.

Er will und spricht's:
 So sind und leben Welten.
 Und er gebeut: so fallen durch sein Schelten
 Die Himmel wieder in ihr Nichts.

Licht ist sein Kleid,
 Und seine Wahl das Beste;
 Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
 Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.

Unendlich reich,
 Ein Meer von Seligkeiten,
 Ohn' Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten!
 Herr aller Welt, wer ist dir gleich?

Was ist und war
 In Himmel, Erd' und Meere,
 Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
 Sind ewig vor ihm offenbar.

Er ist um mich,
 Schafft, daß ich sicher ruhe;
 Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
 Und er erforschet mich und dich.

Er ist dir nah',
 Du sitzest oder gehest;
 Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest:
 So ist er allenthalben da.

Er kennt mein Flehn
 Und allen Rat der Seele.
 Er weiß, wie oft ich Gutes thu' und fehle,
 Und eilt, mir gnädig beizustehn.

Er wog mir dar,
 Was er mir geben wollte,
 Schrieb auf sein Buch, wie lang' ich leben sollte,
 Da ich noch unbereit war.

Nichts, nichts ist mein,
 Das Gott nicht angehöre.
 Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
 Dein Lob in meinem Munde sein!

Wer kann die Pracht
 Von deinen Wundern fassen?
 Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
 Verkündigt seines Schöpfers Macht.

Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du Luft und Meer, ihr Auen, Thal und Hügel,
Ihr seid sein Loblied und sein Psalm!

Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.

Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?

Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden,
So frag' ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete selbst der Hölle Truh.



Die Liebe des Nächsten.¹

So jemand spricht: „Ich liebe Gott!“
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe, gleich als mich.

Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmäh't,
Und gern sie schmäh'n höret,
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,

¹ Melodie: „Nach's mit mir, Gott, nach beiner Güt' etc.“

Und nichts zum Besten lehret,
Nicht dem Verleumder widerspricht,
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rat, mit Trost und Schutz
Den Nächsten unterstützt,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet,
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht,
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein Dürst'ger erst erscheint,
Nicht eilt, dem Frommen beizustehn,
Der im Verborgnen weinet,
Nicht gütig forscht, ob's ihm gebricht,
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Hätt' und Vorwurf quälet,
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
Sobald sein Nächster fehlet,
Wie bleibt bei seinem Ungestim
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für der Armen Heil und Zucht
Mit Rat und That nicht wachet,
Dem Übel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet,
Nur sorglos ihnen Gaben gibt,
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stets durch die That zu lieben.
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu,
Und sorgst dafür: so liebest du.

Ermattet dieser Trieb in dir,
So such' ihn zu beleben.
Sprich oft: „Gott ist die Lieb', und mir

Hat er sein Bild gegeben.“
Denk' oft: „Gott, was ich bin, ist dein,
Sollt' ich, gleich dir, nicht gütig sein?“

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern,
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht bloß für mich;
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.

Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß Gott mich schuf und mich verfühnt,
Hab' ich dies mehr, als sie, verdient?

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Taten!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergibst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier gethan,
Dem Kleinsten auch von diesen,
Das sieht er, mein Erlöser, an,
Als hätt' ich's ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt' ein Mensch noch sein,
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gib mir, Gott! durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist.



Abendlied.¹

Für alle Güte sei gepreist,
 Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist!
 Ihr bin ich zu geringe.
 Vernimm den Dank,
 Den Lobgesang,
 Den ich dir kindlich singe.

Du nahnst dich meiner herzlich an,
 Hast Großes heut' an mir gethan,
 Mir mein Gebet gewähret;
 Hast väterlich
 Mein Haus und mich
 Beschühet und genähret.

Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
 Der Geist, mit dem ich dein gedenk',
 Ein ruhiges Gemüte;
 Was ich vermag
 Bis diesen Tag,
 Ist alles deine Güte.

Sei auch, nach deiner Lieb' und Macht,
 Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht;
 Vergib mir meine Sünden.
 Und lömmt mein Tod,
 Herr Zebaoth,
 So laß mich Gnade finden.

Am Kommuniontage.²

Ich komme, Herr, und suche dich,
 Mühselig und beladen.
 Gott, mein Erbarmer, würd'ge mich
 Des Wunders deiner Gnaden.

¹ Melodie: „Mit meinem Gott geh' ich zur Ruh' 2c.“

² Melodie: „O König, dessen Majestät 2c.“

Ich liege hier vor deinem Thron,
 Sohn Gottes und des Menschen Sohn,
 Mich deiner zu getrösten.
 Ich fühle meiner Sünden Müh';
 Ich suche Ruh', und finde sie
 Im Glauben der Erlösten.

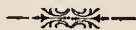
Dich bet' ich zuversichtlich an,
 Du bist das Heil der Sünder.
 Du hast die Handschrift abgethan,
 Und wir sind Gottes Kinder.
 Ich denk' an deines Leidens Macht,
 Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
 Du hast mein Heil verdienet.
 Du hast für mich dich dargestellt.
 Gott war in dir und hat die Welt
 In dir mit sich versühnet.

So freue dich, mein Herz, in mir!
 Er tilget deine Sünden,
 Und läßt an seiner Tafel hier
 Dich Gnad' um Gnade finden.
 Du ruffst, und er erhört dich schon,
 Spricht liebevoll: „Sei getrost, mein Sohn!
 Die Schuld ist dir vergeben.
 Du bist in meinen Tod getauft,
 Und du wirfst dem, der dich erkaufte,
 Von ganzem Herzen leben.

„Dein ist das Glück der Seligkeit;
 Bewahr' es hier im Glauben,
 Und laß durch keine Sicherheit
 Dir deine Krone rauben.
 Sieh', ich vereine mich mit dir;
 Ich bin der Weinstock, bleib' an mir,
 So wirfst du Früchte bringen.
 Ich helfe dir, ich stärke dich;
 Und durch die Liebe gegen mich
 Wird dir der Sieg gelingen.“

Ja, Herr, mein Glück ist dein Gebot;
 Ich will es treu erfüllen,

Und bitte dich, durch deinen Tod,
 Um Kraft zu meinem Willen.
 Laß mich von nun an würdig sein,
 Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn,
 Und deinen Tod zu preisen.
 Laß mich den Ernst der Heiligung
 Durch eine wahre Besserung
 Mir und der Welt beweisen!



Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlst die Beschwerden
 Des Stands, in dem du dürftig lebst;
 Du strebst, glücklicher zu werden,
 Und siehst, daß du vergebens strebst.

Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
 Doch denk' im Klagen auch zurück.
 Ist denn das Glück, das wir begehren,
 Für uns auch stets ein wahres Glück?

Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
 Dem Menschen die Zufriedenheit.
 Die wahre Ruhe der Gemüther
 Ist Tugend und Genügsamkeit.

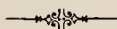
Genieße, was dir Gott beschieden,
 Entbehre gern, was du nicht hast.
 Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
 Ein jeder Stand auch seine Last.

Gott ist der Herr, und seinen Segen
 Verteilt er stets mit weiser Hand;
 Nicht so, wie wir's zu wünschen pflegen
 Doch so, wie er's uns heilsam fand.

Willst du zu denken dich erlöhen,
 Daß seine Liebe dich vergift?
 Er gibt uns mehr, als wir verdienen,
 Und niemals, was uns schädlich ist.

Verzehre nicht des Lebens Kräfte
In träger Unzufriedenheit;
Besorge deines Stands Geschäfte,
Und nütze deine Lebenszeit.

Bei Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dies ist der Weg zu Ruh' und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!



Vom Tode.¹

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil' ich zu dem Grabe,
Und was ist's, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk', o Mensch! an deinen Tod.
Säume nicht; denn Eins ist not.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts wird dich im Tod erfreun,
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen,
Das vor Gott dir Zeugnis gibt,
Wird dir deinen Tod versüßen;
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudekeit.

Wenn in deiner letzten Not
Freunde hilflos um dich beben:
Dann wird über Welt und Tod
Dich dies reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
Gott ist deine Zuversicht.

¹ Melodie: „Jesus, meine Zuversicht 2c.“

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott und bet' und wache.
Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern' nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern' auch seiner dich erfreun.

Überwind' ihn durch Vertrauen,
Sprich: Ich weiß, an wen ich gläube,
Und ich weiß, ich werd' ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe.
Er, der rief: „Es ist vollbracht!“
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken;
Sprich: „Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du mich's jeden Tag.
Daß ich weiser werden mag!“



Bußlied.

An dir allein, an dir hab' ich gesündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt;
Sieh', Gott, auch meinen Jammer an.

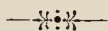
Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen sind vor dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang' entfernst du dich von mir?

Herr, handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich suche dich; laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmut und Geduld.

Früh woll'st du mich mit deiner Gnade füllen,
 Gott, Vater der Barmherzigkeit.
 Erfreue mich um deines Namens willen;
 Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich wieder freudig wassen,
 Und lehre mich dein heilig Recht,
 Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
 Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beizustehen,
 Und leite mich auf ebner Bahn.
 Er hört mein Schrein, der Herr erhört mein Flehen,
 Und nimmt sich meiner Seelen an.



Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
 Der mir zu schaden sucht.
 Nie will ich meinem Feinde fluchen,
 Wenn er aus Haß mir flucht.

Mit Güte will ich ihm begegnen,
 Nicht drohen, wenn er droht.
 Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
 Dies ist des Herrn Gebot.

Er, der von keiner Sünde wußte,
 Vergalt die Schmach mit Huld,
 Und litt, so viel er leiden mußte,
 Mit Sanftmut und Geduld.

Will ich, sein Jünger, widerſchelten,
 Da er nicht widerſchalt?
 Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
 Wie er den Haß vergalt?

Wahr ist's, Verleumdung dulden müssen,
 Ist eine schwere Pflicht,
 Doch selig, wenn ein gut Gewissen
 Zu unsrer Ehre spricht!

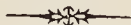
Dies will ich desto mehr bewahren;
 So bessert mich mein Feind
 Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
 Indem er's böse meint.

Ich will mich vor den Fehlern hüten,
 Die er von mir erfann;
 Und auch die Fehler mir verbieten,
 Die er nicht wissen kann.

So will ich mich durch Sanftmut rächen,
 An ihm das Gute sehn,
 Und dieses Gute von ihm sprechen
 Wie könnt' er länger schmähn!

In seinem Haß ihn zu ermüden,
 Will ich ihm gern verzeihn,
 Und als ein Christ bereit zum Frieden
 Bereit zu Diensten sein.

Und wird er, mich zu untertreten,
 Durch Güte mehr erhöht,
 Will ich im stillen für ihn beten,
 Und Gott vertraun; Gott schützt.



Versicherung der Gnade Gottes.¹

So hoff' ich denn mit festem Mut
 Auf Gottes Gnad' und Christi Blut;
 Ich hoff' ein ewig Leben.
 Gott ist ein Vater, der verzeiht,
 Hat mir das Recht zur Seligkeit
 In seinem Sohn gegeben.

Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
 An dir, an deiner Gnade teil,
 Teil an dem Himmel haben;
 Im Herzen durch den Glauben rein,
 Dich lieben, und versichert sein
 Von deines Geistes Gaben!

¹ Melodie: „Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn 2c.“

Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es spricht uns Trost im Glend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh'
Und stärkt uns in Gefahren.

Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort,
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden sein,
Ihn täglich mehr mein Herz erneun
Und mich mit Trost erfüllen!



Ermunterung, die Schrift zu lesen.¹

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen;
Bedenke, daß dies Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rat der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.

Merk' auf, als ob dir Gott, dein Gott, gerufen hätte;
Merk' auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel red'te!
So lies; mit Ehrfurcht lies; mit Lust und mit Vertrauen,
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun.

Sprich fromm: „O Gott! vor dem ich meine Hände falte,
Gib, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig halte;
Und laß mich deinen Rat empfindungsvoll verstehen,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze sehn!“

Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht irren lassen.
Dies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst es fassen,
Soviel dein Heil verlangt. Gott ist's, der Weisheit gibt,
Wenn man sie redlich sucht und aus Gewissen liebt.

¹ Melodie: „O Gott, du frommer Gott 2c.“

Lies, frei von Leidenschaft und ledig von Geschäften,
 Und sammle deinen Geist mit allen seinen Kräften.
 Der beste Teil des Tags, des Morgens Heiterkeit,
 Und dann der Tag des Herrn, der sei der Schrift geweiht.

Rührt dich ein starker Spruch, so ruf' ihn, dir zum Glücke,
 Des Tags oft in dein Herz, im stillen oft zurücke;
 Empfände seinen Geist und stärke dich durch ihn
 Zum wahren Edelmut, das Gute zu vollziehn.

Um tugendhaft zu sein, dazu sind wir auf Erden.
 Thu', was die Schrift gebeut, dann wirst du inne werden,
 Die Lehre sei von Gott, die dir verkündigt ist,
 Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.

Spricht sie geheimnisvoll, so laß dich dies nicht schrecken.
 Ein endlicher Verstand kann Gott nie ganz entdecken;
 Gott bleibt unendlich hoch. Wenn er sich dir erklärt,
 So glaube, was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.

Sich seines schwachen Lichts bei Gottes Licht nicht schämen,
 Ist Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangen nehmen,
 Wenn Gott sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
 Und weise Demut ist's, das glauben, was Gott spricht.

Drum laß dich, frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
 Hier bist du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir schenken.
 Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;
 Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des Glaubens Zeit.

Berehre stets die Schrift; und siehst du Dunkelheiten,
 So laß dich deinen Freund, der mehr als du sieht, leiten.
 Ein forschender Verstand, der sich der Schrift geweiht,
 Ein angefocht'nes Herz hebt manche Dunkelheit.

Halte' fest an Gottes Wort; es ist dein Glück auf Erden,
 Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im Himmel werden.
 Verachte christlich groß des Wibelseindes Spott;
 Die Lehre, die er schmäh't, bleibt doch das Wort aus Gott.



Abendlied.¹

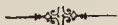
Herr, der du mir das Leben
 Bis diesen Tag gegeben,
 Dich bet' ich kündlich an!
 Ich bin viel zu geringe
 Der Treue, die ich singe,
 Und die du heut' an mir gethan.

Mit dankendem Gemüte
 Freu' ich mich deiner Güte;
 Ich freue mich in dir.
 Du gibst mir Kraft und Stärke,
 Gedeihn zu meinem Werke
 Und schaffst ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh' der Seelen,
 Nach deines Wort's Befehlen
 Einher im Leben gehn;
 Auf deine Güte hoffen,
 Im Geist den Himmel offen
 Und dort den Preis des Glaubens sehn!

Ich weiß, an wen ich glaube,
 Und nahe mich im Staube
 Zu dir, o Gott, mein Heil!
 Ich bin der Schuld entladen,
 Ich bin bei dir in Gnaden,
 Und in dem Himmel ist mein Heil.

Bedeckt mit deinem Segen,
 Gil' ich der Ruh' entgegen;
 Dein Name sei gepreist!
 Mein Leben und mein Ende
 Ist dein; in deine Hände
 Befehl' ich, Vater, meinen Geist.



¹ Melodie: „Nun ruhen alle Wälder 2c“

Passionslied.¹

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
 Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
 Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
 Uns zu erlösen!

Bereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden,
 Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
 An unsrer Statt gemartert und zerschlagen,
 Die Sünde tragen:

Welch wundervoll hochheiliges Geschäft!
 Sinn' ich ihm nach, so zagen meine Kräfte,
 Mein Herz erbebt; ich seh' und ich empfinde
 Den Fluch der Sünde.

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen.
 Gott ist die Lieb' und läßt die Welt erlösen.
 Dies kann mein Geist mit Schrecken und Entzücken
 Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst darnieder,
 Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder;
 Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
 Zu Gottes Freunde.

O Herr! mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
 Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
 Verliere mich mit dankendem Gemüte
 In deine Güte.

Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
 Allein sollt' ich darum im Glauben wanken?
 Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden,
 Gott zu ergründen?

Das Größt' in Gott ist Gnad' und Lieb' erweisen;
 Uns kömmt es zu, sie demutsvoll zu preisen,
 Zu sehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad' erzeiget,
 Die Gnade steigt.

¹ Melodie: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen 2c.“

Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich christlich übe.

Das Gute thun, das Böse fliehn und meiden,
Herr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben,
Und an dich glauben?

Da du dich selbst für mich dahin gegeben,
Wie könnt' ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelassnes Herzens werden,
Da du so viel für uns, die wir's verschuldet,
Liebreich erduldet?

Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt' ich sie, sie, meine Brüder, hassen?
Und nicht, wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten,
Wenn man mich schilt, nicht rächend widerselten.
Du, Heiliger, du, Herr und Haupt der Glieder,
Schaltst auch nicht wider.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen.
Und Gott gibt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück! Du littest uns zu gute.
Ich bin versöhnt mit deinem teuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd' ich dort, von Herrlichkeit umgeben
Einst ewig leben?

Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf', im Glauben wach' und bete:
So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.

Gott böse Lust mein Herz mit ihrem Reize,
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze.
Und werd' ich matt im Laufe guter Werke:
So sei mir's Stärke.

Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Argerniß und eine Thorheit werden,
So sei's doch mir trotz alles frechen Spottes
Die Weisheit Gottes.

Gott, eile nicht, sie rächend zu zerichmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt, und den, den er geschmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken,
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dies sei, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried' und Freude!



In Krankheit.¹

Ich hab' in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl:
So will ich denn gelassen
Mich auch in Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stets straffst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.

¹ Melodie: „In allen meinen Thaten 2c.“

Will ich, beschwert mit Schulden,
 Kein zeitlich Weh' erdulden,
 Das doch zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
 Nicht meine Ruh', mein Leben,
 Mehr lieben als den Herrn.
 Dir, Gott, will ich vertrauen,
 Und nicht auf Menschen bauen;
 Du hilfst und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
 Mich alle meine Sünden
 Erkennen und bereun.
 Izt hat mein Geist noch Kräfte,
 Sein Heil laß mein Geschäfte,
 Dein Wort mir Trost und Leben sein.

Wenn ich in Christo sterbe,
 Bin ich des Himmels Erbe.
 Was schreckt mich Grab und Tod?
 Auch auf des Todes Pfade
 Vertrau' ich deiner Gnade;
 Du, Herr, bist bei mir in der Not.

Ich will dem Kummer wehren,
 Gott durch Geduld verehren,
 Im Glauben zu ihm flehn.
 Ich will den Tod bedenken.
 Der Herr wird alles lenken;
 Und was mir gut ist, wird geschehn.



Vertrauen auf Gottes Vorsehung.¹

Auf Gott, und nicht auf meinen Rat,
 Will ich mein Glück bauen,
 Und dem, der mich erschaffen hat,
 Mit ganzer Seele trauen.

Meisbie: „Was Gott thut, das ist wohlgethan 2c.“

Er, der die Welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

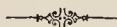
Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was jagt mein Herz?
Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh' ich's bat, gewährt,
Wenn's seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich
Stets väterlich;
Nicht, was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bei dessen Last wir klagen?
Die größte Not
Hebt doch der Tod,
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rat
Vor Augen hat,
Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.

Was ist des Lebens Herrlichkeit?
 Wie bald ist sie verschwunden!
 Was ist das Leiden dieser Zeit?
 Wie bald ist's überwunden!
 Hoffst auf den Herrn!
 Er hilft uns gern:
 Seid fröhlich, ihr Gerechten!
 Der Herr hilft seinen Knechten.



Allgemeines Gebet.¹

Ich komme vor dein Angesicht,
 Verwirf, o Gott, mein Flehen nicht;
 Vergib mir alle meine Schuld,
 Du Gott der Gnaden und Geduld.

Schaff' du ein reines Herz in mir,
 Ein Herz voll Lieb' und Furcht zu dir,
 Ein Herz voll Demut, Preis und Dank,
 Ein ruhig Herz mein lebenlang.

Sei mein Beschützer in Gefahr;
 Ich harre deiner immerdar.
 Ist wohl ein Übel, das mich schreckt,
 Wenn deine Rechte mich bedeckt?

Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
 Von dir empfang ich den Verstand;
 Erhalt' ihn mir, o Herr! mein Hort,
 Und stärk' ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
 Ihn stets vor meinen Augen sein.
 Laß, meines Glaubens mich zu freun,
 Ihn stets durch Liebe thätig sein.

¹ Melodie: „Für deinen Thron tret' ich hiermit 2c.“

Das ist mein Glück, was du mich lehrst.
 Das sei mein Glück, daß ich zuerst
 Nach deinem Reiche tracht', und treu
 In allen meinen Pflichten sei!

Ich bin zu schwach aus eigener Kraft
 Zum Siege meiner Leidenschaft;
 Du aber ziehst mit Kraft mich an,
 Daß ich den Sieg erlangen kann.

Gib von den Gütern dieser Welt
 Mir Herr, so viel, als dir gefällt;
 Gib deinem Knecht ein mäßig Theil,
 Zu seinem Fleiße Glück und Heil.

Schenkst deine Hand mir Überfluß,
 So laß mich mäßig im Genuß,
 Und, dürst'ge Brüder zu erfreun
 Mich einen frohen Geber sein

Gib mir Gesundheit, und verleihe',
 Daß ich sie nütz', und dankbar sei,
 Und nie, aus Liebe gegen sie,
 Mich zaghaft einer Pflicht entziehe'.

Erwecke mir stets einen Freund,
 Der's tren mit meiner Wohlfahrt meint
 Mit mir in deiner Furcht sich übt,
 Mir Rat und Trost und Beispiet gibt.

Bestimmst du mir ein längres Ziel,
 Und werden meiner Tage viel,
 So laß, Gott, meine Zuversicht,
 Verlaß mich auch im Alter nicht.

Und wird sich einst mein Ende naht,
 So nimm dich meiner herzlich an,
 Und sei durch Christum, deinen Sohn,
 Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn!



Trost eines schwermüthigen Christen.

Du klagst, o Christ! in schweren Leiden,
Und seufzest, daß der Geist der Freuden
Von dir gewichen ist.
Du klagst und rufst: „Herr, wie so lange?“
Und Gott verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von Gott verlassen bist.

Sind meine Sünden mir vergeben;
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben
In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind' ich nicht die Liebe,
Und hoffe nicht getrost auf ihn?

Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör' ich den Trost vom Wort der Gnaden,
Und ich empfind' ihn nicht;
Bin abgeneigt, vor Gott zu treten;
Ich bet', und kann nicht gläubig beten;
Ich denke Gott, doch ohne Licht.

Sonst war mir's Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen;
Sein Wort war mir gewiß.
Izt kann ich's nicht zu Herzen fassen,
Und meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsternis.

Oft fühl' ich Zweifel, die mich quälen,
Heul' oft vor Unruh' meiner Seelen;
Und meine Hülff' ist fern.
Ich suche Ruh', die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmut, keine Furcht des Herrn.

Bag' nicht, o Christ! denn deine Schmerzen
Sind sichere Zeugen besser Herzen,

Als dir das deine scheint.
 Wie könntest du dich so betrüben,
 Daß dir die Kraft fehlt, Gott zu lieben,
 Wär' nicht dein Herz mit ihm vereint?

• Kein Mensch vermag Gott zu erkennen,
 Noch Jesum einen Herrn zu nennen,
 Als durch den Heil'gen Geist.
 Hast du nicht diesen Geist empfangen?
 Er ist's, der dich nach Gott verlangen
 Und sein Erbarmen suchen heißt.

Vertrau' auf Gott. Er wohnt bei denen,
 Die sich nach seiner Hülfe sehnen;
 Er kennt und will dein Glück.
 Er höret deines Weins Stimme;
 Verbirgt er gleich in seinem Grimme
 Sich einen kleinen Augenblick.

Gott ließ so manchen seiner Frommen
 In dies Gefühl des Elends kommen
 Und stund ihm mächtig bei.
 Du sollst dein Nichts erkennen lernen,
 Sollst das Vertrauen auf dich entfernen,
 Und sehn, was Gottes Gnade sei.

Vor Sicherheit dich zu bewahren,
 Läßt er dich seine Streng' erfahren,
 Und schickt dir diese Last.
 Er reinigt dich, wie Gold im Feuer,
 Macht dir das Heil der Seele teuer,
 Damit du haltest, was du hast.

So wie ein Vater über Kinder,
 Erbarmet Gott sich über Sünder,
 Die seinen Namen scheun.
 Dein Seufzen ist ihm nicht verborgen;
 So fern der Abend ist vom Morgen,
 Läßt er von dir die Sünde sein.

Zwar ist um Trost dir iho bange;
Denn alle Züchtigung, solange
Sie da ist, scheint uns hart.
Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.

Fahr' fort zu beten und zu wachen.
Gott ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade g'nügen.
Sein Wort ist wahr und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir!

Auf, fasse dich in deinen Nöten!
Sprich: „Wollte mich der Herr auch töten,
So harr' ich dennoch sein.
Mir bleibt das Erbteil der Erlösten;
Und will mich Gott nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.“



Osterlied.¹

Jesus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt und wird auch mich
Von den Toten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Über alle Welt gegeben;
Mit ihm werd' auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben,
Gott erfüllt, was er verspricht;
Dies ist meine Zuversicht.

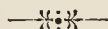
¹ Melodie: „Jesus, meine Zuversicht etc.“

Jesus lebt, wer nun verzagt,
Lästert ihn und Gottes Ehre,
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
Gott verstößt in Christo nicht,
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sei auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich sein,
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ich bin gewiß,
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsternis,
Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er gibt Kraft zu dieser Pflicht;
Dies ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnot
Wird er meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
„Herr, Herr, meine Zuversicht!“



Am Ergebung in den göttlichen Willen.

D Herr, mein Gott! durch den ich bin und lebe,
Gib, daß ich mich in deinen Rat ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust, mir teuer sein!

Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb' und Stärke.
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke.

Was jag' ich einen Augenblick?
Du bist mein Gott und willst mein Glück.

Von Ewigkeit hast du mein Los entschieden.
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.

Gefällt es dir, so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn; gib mir zufriedne Tage.
Allein verwehrt's mein ewig Heil,
So bleibe nur dein Trost mein Teil.

Du gibst aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden.
Ist nur mein Weh' nicht meine Schuld,
So jag' ich nicht. Du gibst Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, Gott! mich rauhe Wege führen,
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hülff' ersehn.

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben.
Herr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich sein?



Am neuen Jahre.¹

Er ruft der Sonn', und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu teilen;
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen;
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;
Auf! laß uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis und Dank erteilen.

¹ Melodie: „Es ist das Heil uns kommen her 2c.“

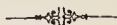
Herr, der da ist, und der da war!
 Von dankerfüllten Zungen
 Sei dir für das verfloßne Jahr
 Ein heilig Lied gesungen;
 Für Leben, Wohlfahrt, Trost und Rat,
 Für Fried' und Ruh', für jede That,
 Die uns durch dich gesungen.

Laß auch dies Jahr gesegnet sein,
 Daß du uns neu gegeben.
 Verleih' uns Kraft, die Kraft ist dein,
 In deiner Furcht zu leben.
 Du schüttest uns, und du vermehrst
 Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
 Nach deinem Reiche streben.

Gib mir, wofern es dir gefällt,
 Des Lebens Ruh' und Freuden.
 Doch schadet mir das Glück der Welt,
 So gib mir Kreuz und Leiden.
 Nur stärke mit Geduld mein Herz,
 Und laß mich nicht in Not und Schmerz
 Die Glücklichen beneiden.

Hilf deinem Volke väterlich
 In diesem Jahre wieder.
 Erbarme der Verlassnen dich,
 Und der bedrängten Glieder.
 Gib Glück zu jeder guten That,
 Und laß dich, Gott, mit Heil und Rat
 Auf unsern Fürsten nieder;

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
 Auf seinem Stuhle throne;
 Daß Tugend und Zufriedenheit
 In unserm Lande wohne;
 Daß Treu' und Liebe bei uns sei;
 Dies, lieber Vater, dies verleihe'
 In Christo, deinem Sohne!



Der Schutz der Kirche.¹

Wenn Christus seine Kirche schützt,
 So mag die Hölle wüthen.
 Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
 Hat Macht, ihr zu gebieten.
 Er ist mit Hülfe nah;
 Wenn er gebet, steht's da.
 Er schützt seinen Ruhm,
 Und hält das Christentum:
 Mag doch die Hölle wüthen!

Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
 Sich wider ihn empören;
 Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
 Den wollen sie nicht ehren.
 Sie schämen sich des Worts,
 Des Heilands, unsers Horts;
 Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
 Doch ihrer lachet Gott.
 Sie mögen sich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit schmäh'n;
 Uns kann er sie nicht rauben.
 Der Unchrist mag ihr widerstehn;
 Wir halten fest am Glauben.
 Gelobt sei Jesus Christ!
 Wer hier sein Jünger ist,
 Sein Wort von Herzen hält,
 Dem kann die ganze Welt
 Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen! die ihr ihm vertraut,
 Laßt euch kein Drohn erschrecken!
 Der Gott, der von dem Himmel schaut,
 Wird uns gewiß bedecken,
 Der Herr Herr Zebaoth
 Hält über sein Gebot,

¹ Melodie: „Ein' feste Burg ist unser Gott 2c.“

Gibt uns Geduld in Noth,
Und Kraft und Mut im Tod!
Was will uns denn erschrecken?



Tröst des ewigen Lebens.¹

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit,
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß,
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr ist's, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick,
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommenes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh'
Nimmt in der Seele ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt, als fällt;
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Reunuer und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Mensch nie frei von Pein,
Nie frei von eigner Schwachheit sein.

Hier such' ich's nur, dort werd' ich's finden;
Dort werd' ich heilig und verklärt

¹ Melodie: „Wer nur den lieben Gott läßt walten 2c.“

Der Tugend ganzen Wert empfinden,
Den unaussprechlich großen Wert;
Den Gott der Liebe werd' ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will' und meine Wohlfahrt sein;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stets auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd' ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist mit Preis und Dank
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd' ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig singen
Dem Lamm, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd' ich in der Engel Scharen
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, ihr Glück mein Glück.

Da werd' ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,
Und ihn zu Millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find' ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.

Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!“
O Gott, wie muß dies Glück erfreun,
Der Retter einer Seele sein!

Was seid ihr, Leiden dieser Erden,
Doch gegen jene Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen sie,
Ist doch ein Augenblick voll Müh'!



Moralische Charaktere.¹

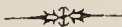
Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend.

Erast, mehr einsiedlerisch als gesellschaftlich, lebt für sich und theilet sein Vermögen so ein, daß er ehrlich und ruhig leben kann. Er ist ohne Familie, hat keine Hausorgen, ist Herr seiner Zeit und sorgt, daß er niemanden zur Last falle. Er lebt seit zehen Jahren einen Tag so regelmäßig als den andern, ist gesund und mit seinem Schicksale zufrieden. Um acht Uhr erwacht er; der Thee, die Zeitung und das Fenster beschäftigen ihn bis zehn Uhr. Um diese Zeit besorgt er seine Geschäfte, das heißt, er trägt die gestrigen Ausgaben in sein Tagebuch ein, besieht seinen gestrigen Anzug, ob etwas mangelhaft daran geworden, wählt den heutigen, schreibt einen Brief, wenn ihm der Wohlstand einen abfordert, blättert in einem neuen Buche, das ihm aus dem Laden ist zugeschickt worden, oder zeichnet eine halbe Stunde zu seinem Vergnügen, oder tritt an seinen Flügel. Ehe es zwölf Uhr schlägt, ist er angekleidet. Er speist gut, aber mäßig und weiß seit dreißig Jahren nicht, was ein Rausch ist. Seine Zeit von zwei Uhr nach Tische bis abends um zehn Uhr ist ebenfalls gut eingetheilt. Eine Stunde schenkt er dem Billard, eine dem Besuche, den er gibt oder

¹ Aus dem 7. Bande der gesammelten Schriften von 1770, S. 611 ff. Die Titel der übrigen, hier nicht abgedruckten Charakterzeichnungen sind: „Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgestellt“; „Euphemon, das Gegentheil des Kriton“; „Chryses, der unbeständig sein Glück in allerhand sinnlichen Vergnügungen sucht.“; „Der Mann mit einem Laster und vielen Tugenden“; „Der Jüngling von der guten und schlimmen Seite“; „Der falsche Schamhafte, der die wesentliche Wohlansständigkeit der eingebildeten aufopfert“; „Der stolze Demüthige“

annimmt, eine halbe Stunde dem Schlafe, eine Stunde dem Lesen einer anmutigen Schrift, eine dem Spaziergange, wenn es das Wetter erlaubt, eine der Abendmahlzeit, und um zehn Uhr überläßt er sich regelmäßig dem Schlafe. Von dieser Ordnung weicht er nicht ab, außer des Sonntags, da er die Kirche besucht. Dieser Mann hat den Ruhm der Eingezogenheit und einer ordentlichen Lebensart. Sein Bedienter rühmt, daß sein Herr alle Morgen bete und alle Abende singe. Und in der That, Graß ist mäßig und haushälterisch, kein Freund der Wollust und tobender Vergnügungen. Er spricht von niemanden Böses, läßt jeden in seinen Würden, bezahlt, was er zu geben schuldig ist, richtig und lebt stille für sich. Gleichwohl, wer ist Graß, wenn man ihn in seinem ganzen Betragen untersucht? Ist er mehr als ein regelmäßiger Müßiggänger? Was ist die Hauptabsicht seines Plans? Bequemlichkeit und methodisierte Trägheit. Er lebt mäßig, um gesund zu sein; wirtschaftlich, um nicht zu darben, und ordentlich, um die beschwerlichen Folgen der Unordnung zu vermeiden. Er lebt für sich und nicht für andre. Ist er deswegen in die große Gesellschaft der Menschen gesetzt worden? Er befördert sein Vergnügen; aber ist es das, welches von der Vernunft gebilliget wird? Er geht mit seinem Vermögen sorgfältig um, weil es die Pflicht eines Vernünftigen ist. Aber ist nur der Gebrauch des Vermögens, nicht auch der nützliche Gebrauch der Zeit eine Pflicht, eine beständige Pflicht? Er wendet die Zeit bloß zur Pflege und Erhaltung seines Körpers an; und also lebt er, um künftig so lange gelebt zu haben, als er nur gekommt? Er hat eine Seele bloß für seine Sinne und einen Verstand, bloß um die Gegenstände zu entdecken, die seiner Bequemlichkeit schmeicheln. Er glaubt, er thue nichts Böses, weil er sich vor Lastern hütet, die sich selbst bestrafen; allein sein ganzer Plan des Lebens ist böse, weil ihn die Vernunft und die göttliche Bestimmung verwirft. Er beweist selbst durch seine Einrichtung, daß die Seele des Menschen ein geschäftiges Wesen ist, weil er ihr in jeder Stunde eine Art der Unterhaltung gibt. Warum kann er nicht einsehn, daß es besser ist, ein nützlicher und arbeitssamer Mann zu sein als ein geschäftiger Müßiggänger? Hoffst er, daß ihn Gott einst ewig

für die Mühe belohnen soll, die er auf das Vergnügen seiner Sinne so ordentlich verwandt hat? Könnte er so oft schlafen, als er wollte, so würde er wahrscheinlich den größten Theil seines Lebens verschlafen. Er habe noch so wenig Gaben von der Natur empfangen, so hat er doch mit allen Menschen die Pflicht der Vernunft und der Religion gemein, seine geringen Talente zum besten der Welt aufrichtig anzuwenden. Hierinnen besteht seine Tugend und Ruhe. Er soll zufrieden leben als ein Mitbürger, nicht als ein träumerischer Einsiedler. Er darf seine Bequemlichkeit suchen, aber er lebt nicht für sich allein, sonst würde ihn der Schöpfer in eine Höhle eingeschlossen und mit den nötigen Lebensmitteln umringt haben. Endlich ist es falsch, daß ein bequemes Leben ein zufriednes Leben ist. Wenn Graß nachdenkt (und er kann doch nicht alle ernsthaften Gedanken durch Trägheit ersticken), macht ihm sein Herz wegen seiner sinnlichen Lebensart gar keine Vorwürfe? Fühlt er nichts Leeres in seiner Seele? Keine Besorgnis, daß andre, für die er nichts Nützliches thut, ihn verachten werden? Keine Beschämung, daß er vierzig oder fünfzig Jahre gelebt hat, ohne ein besserer Mensch geworden zu sein? Kann er sich auf die schützende Hand der Vorsehung verlassen und sich, wenn sein Vermögen, das er ikt nur zu seiner Bequemlichkeit gebraucht, sich in Mangel verwandeln sollte, mit ihrem Beistande trösten? Kann er auf Hoffnung sterben, wenn er an den Tod denkt? Hat er diese Vorteile des Geistes nicht, so ist er nicht zufrieden, sondern nur von seiner Bequemlichkeit, der er dienet, mit einem angenehmen Kükel auf einige Jahre für seine Dienstbarkeit belohnet und zugleich bestraft.



Der schwermüthige Tugendhafte.

Die Fehler unsers Temperaments mischen sich beständig in unsre Tugend und geben ihr in unserm Verstande die Gestalt, die mit unsrer eigentümlichen Neigung am meisten übereinstimmt. Aus dieser Quelle entspringen unzählige Irrthümer, die wir für

Wahrheiten annehmen; und keine Irrthümer sind schwerer zu heben, als die ihren Schutz in dem natürlichen Charakter unsers Geistes und in der besondern Einrichtung unsers Körpers finden und dabei mit einem guten Herzen sich vertragen.

Arret meint es aufrichtig mit der Tugend, und seine Strenge ist weder Heuchelei noch stolze Frömmigkeit. Nein, aber er ist von Natur schwermütig und furchtsam, und darum liebt er die Schwermut und Furchtsamkeit auch in seiner Tugend oder bildet diese nach seiner Gemüthsart. Er flieht die unschuldigen Freuden des Lebens, weil er sie für strafbar hält. Aber warum hält er sie dafür? Hat er nicht so viel Verstand, seinen Irrtum einzusehen? Ja, er hätte ihn, aber sein dickes, schwarzes Blut benebelt und verfinstert seinen Verstand. Traurig sein ist ihm natürlich; und diejenigen Begriffe von Tugend, die zur Traurigkeit am besten passen, sind deswegen schon seiner Art zu denken auch natürlicher als das Gegentheil. Arret wird selten lachen, denn seine Tugend hat eine finstre Stirne, und eine frohe Miene hält er für Leichtsinns. Man muß dem andern stets ein gutes Beispiel geben; dieses ist sein richtiger Grundsatz. Aber wie falsch legt er ihn aus! Dies darf uns nicht befremden, denn er sucht die Auslegung dazu in seinem Charakter. Er verbannet alles Freie aus seinem äußerlichen Betragen, grüßt mit eben der Miene, mit der er betet, fragt mit eben dem Tone: „Wie befinden Sie sich?“ mit dem er von einer Feuersbrunst red't, und seufzet im ganzen Ernste, daß wir einen erlaubten Scherz sagen, nicht immer die Tugend im Munde führen, nicht seine Leibsprache reden. Und um uns ein gutes Beispiel zu geben, klagt er stets über die bösen Sitten, streut in die gleichgültigsten Gespräche erzwungne Tugendlehren ein; und um überall nützlich zu werden, wird er sogar aus den Zeitungen in dem Tone eines Strafpredigers erzählen und, gesetzt, daß er es auch bei der Tafel thäte, nichts weniger glauben, als daß er zur Unzeit eifere, denn er mißt unsre Empfindung nach der seinigen ab. — Man muntert ihn zu einem Spiele auf. Arret kann es nicht wohl abschlagen; und seht, er spielt mit eben der feierlichen Miene, mit der er einen Kranken besucht. Man muß, denkt er, sich überall gleich sein, das heißt überall einen finstern Ernst zeigen. — Ihr

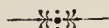
geht mit ihm spazieren und freuet euch über die Schönheiten der Natur, aber sein Herz läßt diese Freuden nicht ein. Er prediget euch aus guter Meinung die Wunder der Natur, denn das ist ihm leichter als die Freude. — Ein über eine melancholische Höhle herabhängender Felsen wird seine Blicke weit eher und länger an sich ziehen als das anmutigste Thal, denn in jenem findet er Nahrung zu finstern, traurigen Betrachtungen. Er ist nicht karg, aber ein geringes Geld für eine Spazierfahrt oder gute Musik auszugeben, das hält er für Sünde. „Mich“, sagt er, „macht die Musik sinnlich“; und wie gut wäre es nicht, wenn er sich zuweilen sinnlich machen ließe! Sie stört ihn in seiner Traurigkeit, darum hält er sie für gefährlich und beklagt andre, die sie lieben. Weil er die Einsamkeit liebt, so zittert er vor allen großen Gesellschaften, hält sie für Schulen der Thorheit und ermahnet alle zur Eingezogenheit, das heißt zur einsiedlerischen Traurigkeit. Aret ist wirklich dienstfertig, aber mit so vielem schwerfälligen Ernste, daß man glaubt, er sei es nicht, oder seine Dienstfertigkeit koste ihm viel Überwindung. Er liebt die Seinigen, sorgt aufrichtig für ihre Wohlfahrt und doch so mürrisch, daß seine Sorgfalt wenig fruchtet und oft verspottet wird. Unter seinen beiden Söhnen ist der eine lebhaft und flüchtig, der andre träge und langsam. Er will den ersten in seinem zwölften Jahre zum gesezten Manne machen und kränkt sich, daß er ihm seinen Geschmack an der Ernsthaftigkeit nicht beibringen kann. Den andern will er in seinem gesezten Charakter befestigen und freut sich, daß er ihn täglich unempfindlicher werden sieht. Von dem ersten hofft er wenig, von dem letzten alles, und durch seine traurige Erziehung verderbt er mit dem besten väterlichen Herzen alle beide. — Aret ist mitleidig und nimmt an dem geringsten Elende der andern teil, aber selten an ihrer Freude. Er läßt ingeheim Arzneien und Stärkungen für Kranke zubereiten und sich doch oft vergebens bitten, ehe er seine Verwandten, die sich in seinem Garten vergnügen wollen, mit einer Abendmahlzeit bewirtet. „Das Geld“, sagt er, „dauert mich nicht; aber könnte ich meine Zeit nicht noch nützlicher zubringen?“ Ja, Aret, bringe sie nur diesen Abend aus Pflicht mit deinen Verwandten zu, unterhalte sie mit Freundlichkeit und befördre

dadurch ihr Vergnügen und das Vertrauen, daß sie dir und deinen guten Lehren schuldig sind: so hast du die Zeit nützlicher zugebracht, als du denkst. Eine seiner Nichten heiratet einen Landgeistlichen; er stattet sie reichlich aus und wünscht ihr Glück zur Einsamkeit des Landlebens. Die andre, die ebenso vernünftig und gesittet ist, heiratet einen rechtschaffenen Offizier; er gibt ihr nicht so viel¹ und sagt ihr mit Thränen, daß er sie bedaure. Er erzieht Waisen. Der eine will ein Bergmann werden; „ja“, sagt Aret, „das ist eine notwendige Beschäftigung. Gott hat die Metalle in die Erde gelegt, daß sie durch den Fleiß der Menschen sollen gesucht und genüget werden; ich will Euch beistehen.“ Von dem andern erzählt man ihm, daß er eine treffliche Fähigkeit zur Malerei habe. Aret denkt an die verführerischen Werke dieser Kunst, ohne an ihre guten zu denken, und hört auf, für seinen Waisen zu sorgen. „Nein“, spricht er, „die Malerei, die Bildhauerkunst, die Musik — ich table sie nicht; aber ich habe meine Ursachen, ich lasse diese Künste niemanden auf meine Kosten lernen.“

Welcher liebenswürdige und der Welt nützliche Mann würde Aret sein, wenn er seine Tugend nicht durch seinen traurigen Charakter entehrte und die Anforderungen seiner Gemüthsart nicht mit den Pflichten der Tugend vermengte; wenn er lernen wollte, daß man sein Temperament durch die Tugend verbessern, nicht aber dieser zunutzen müsse, sich nach jenem zu bequemen! Vielleicht erkennt Aret seinen Fehler und die Nothwendigkeit, ihn abzulegen, wenn er auf die Übel sehen will, die daraus in der Gesellschaft entstehen. Er macht bei seinem guten Herzen und bei seinen edlen Absichten die Tugend verdächtig und oft verächtlich. Er raubt sich tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun, weil er andre durch seinen kläglichen Ernst von sich entfernt oder aus Einsiedlerei sich ihnen selbst entzieht. Er wird ungerecht und grausam, wo er rechtschaffen sein will, und verdrießlich und widerwärtig, weil er zur Unzeit eifrig ist. Kann er glauben, daß wir darum fromm sein sollen, um uns und andern die unschuldigen Freuden, die uns der Schöpfer angewiesen, zu entziehen und nie zu fühlen,

¹ D. h. gar nichts; daß „so“ ist von einer bezeichnenden Handbewegung begleitet zu denken

daß wir glücklich sind und daß dieses die selige Absicht Gottes gegen seine Geschöpfe sei? Er sieht eine natürliche Furchtsamkeit und eine argwöhnische Schwermut für Behutsamkeit und Wachsamkeit an. Die Welt würde freilich in vielen Stücken besser und eingezogner sein, wenn viele Arete wären; das ist wahr: aber sie würde auch bald in eine unfreundliche, mürriſche und abergläubische Welt ausarten oder ein wohleingerichtetes Klaghauſ werden; das ist ebenso wahr. Unſre Tugend muß ebenſowenig in eine natürliche Schwermut als in einen natürlichen Leichtſinn eingekleidet werden.



Charakter eines feinen Verleumders.

Orgon gibt ſich die Miene, daß er Gaben und Verdienſte ſchätze, wo er ſie finde, und Fehler lieber verdecke als offenbare. In der That kann er Verdienſte an niemanden dulden, und er würde fremde Tugenden nicht bemerken, wenn er nicht durch Eiferſucht und Stolz auf ſie aufmerkſam gemacht würde. Er hat das Verlangen, beſſer zu ſein als andere; aber ſein Herz iſt verderbt; ſie durch wahre Vorzüge übertreffen zu wollen, und deßwegen erniedriget er andere durch wahre oder erdichtete Fehler, um alsdann über ſie hinwegzuragen. Ein niederträchtiges Geſchäfte! Und doch ein Geſchäfte, darauf Orgon ſeinen Verſtand und ſeine Wiſſenſchaft verwendet und wodurch er ſich in Geſellſchaften den Namen des Scharſinnigen, des Sittenrichters, des klugen Mannes erwirbt.

Die Form, die er ſeiner Verleumdung gibt, iſt gemeinlich der Lobſpruch. Er flieht die ehrenrührigen Worte und wählet aus der Sprache des Tadelſ die gelindeſten; aber es ſind auch nicht bloß die Worte, durch die er ſeine Gefinnungen ausdrückt. Nein, durch den Ton, mit dem er ſie ausſpricht, ſagt er das, was er dabei denkt. Eine Miene, ein nachſinnender Blick, ein niedergeſchlagenes Auge, eine ſich ſaltende Stirne, eine künstliche Bewegung der Hand, alles dieſes verleumdet an ihm mehr als die Sprache.

Die Gesellschaft lobt heute Damons Geschicklichkeit, und niemand ist beredter als Orgon. Er deklamirt von Damons Verdiensten, um zu zeigen, daß er das Verdienst kenne und die seltne Tugend besitze, den Vorzug des andern ohne Neid zu schätzen und zu bewundern. „Ich“, fährt Orgon fort, „bin ihm und seiner Einsicht sehr viel schuldig; ich kenne ihn, und es kränkt mich desto mehr, wenn die Welt diesem rechtschaffnen Manne von der Seite des guten Herzens Vorwürfe macht.“ Hier schweigt er. Ernst und Widerwille auf seiner Stirne machen die Vorwürfe wahrscheinlich, und ein gewisses Zurückwerfen des Kopfes, das sie zu entschuldigen scheint, befestigt den Verdacht in den Augen der Anwesenden. Orgon hat genug gewonnen. Er fährt fort, den Verstand, die Geschicklichkeit, die Höflichkeit des Damons zu bewundern, und sagt kein Wort weiter von seinem guten Herzen. — „Ja“, hören wir ihn ein andermal reden, „Amynt ist wirklich ein dienstfertiger, aufrichtiger Mann; von dieser Seite kenne ich ihn. Wenn er nicht der wichtigste Mann ist, so ist Rechtschaffenheit doch immer mehr als Wiß; und wenn er seinem Amte, wie man sagt, nicht gewachsen ist, so ist das doch nicht der Fehler seines Herzens. Es ist wahr, der Bär in der Fabel, der seinem Freunde, dem Menschen, einen Dienst der Liebe erweisen will und ihm unvorsichtig den Kopf einschlägt, ist ein gefährlicher Freund; aber Aufrichtigkeit bleibt doch eine große Tugend. Der gute Amynt!“ Diesen Ausruf spricht er mit einem geschwinden, zweideutigen Tone aus. Man fragt ihn, was Amynts Fehler eigentlich sei? Er sieht den Fragenden an, thut, als hörte er die Frage nicht, und beantwortet sie dadurch am böshaftesten, daß er sie nicht beantwortet. Orgon weiß, daß man in der Einbildung mehr hinzusetzen wird, als er thun dürfte.

„Es ist gewiß“, spricht Orgon, da man ihm die Beredsamkeit eines Geistlichen rühmet, „er prediget vortrefflich, und er verdienet es, daß man ihm dieses ansehnliche Amt der Kirche erteilet hat. Er ist beinahe ein zweiter Bossuet oder Saurin.“¹ Nach einer klei-

¹ Jacques Bénigne Bossuet (1627–1704), seit 1681 Bischof von Meaux, und Jacques Saurin (1677–1730), die berühmtesten Kanzelredner des 17. Jahrhunderts in Frankreich.

nen Vergleichung zwischen diesem Redner und dem Saurin, wo er seine eigne Beredsamkeit zeigt, fährt er mit einem Aber fort und stocket. „Nun, Herr Orgon, was haben Sie, was stoßen Sie?“ — „Nichts. Haben doch Bossuet und Saurin selbst den Vorwurf der Herrschsucht und des Geizes dulden müssen; denn wer kann es leiden, daß große Männer keine Fehler haben?“ — „Man red't morgen nicht zum besten in einer großen Gesellschaft von der Tugend einer verheirateten Dame. Orgon fürchtet sich, zu reden, aber seine bedenkliche Miene saget mehr, als nötig ist, den Verdacht gegen ihre Tugend zu bestärken. — Seine Sittensprüche, die er so oft einstreut: „Wer wird immer das Böse von andern glauben!“ — „Es ist menschlich, andre so lange für gut zu halten, als uns keine traurige Notwendigkeit das Gegenteil lehret.“ — „Es ist leichter, anderer Fehler als ihre Tugenden zu bemerken.“ — „Jeder hat seine Mängel; und der ist der Beste, der die wenigsten hat.“ — „Man muß die Fehler der Menschen bedecken und dulden; was wäre sonst Nachsicht und Menschenliebe?“ — „Die Nachrede vergrößert oft, ohne daß sie es will; man glaube die Hälfte.“ Alle diese feine Grundsätze, die er künstlich einzuflechten weiß, sind Brustwehren, hinter welchen seine verzagte Verleumdung sicher zu sein hofft.

Mleanth, ein Autor, hat den Beifall der Welt und hat ihn mit Recht. Orgon weiß wider diesen Ruhm im Herzen nichts einzutwenden, außer daß er ihm denselben nicht gönnt. „Dieser Autor“, spricht er, „ist auch mein Liebling, und wer wollte ihn nicht lesen? Er schreibt für den Verstand, für den Witz und für das Herz zugleich und schreibt so sorgfältig, daß er sich, wie man sagt, beinahe um die Gesundheit geschrieben hat. Es ist ungerecht, daß man diesem Manne kein hinlängliches Auskommen verschafft. Große Genies sollten nie genötiget sein, für Geld zu schreiben und des Gewinns halber sich aufzuopfern. Welcher Schimpf für unser Jahrhundert!“ Mit dieser patriotischen Klage macht er also seinen Liebling, den Autor, zum gewinnlüchtigen Schriftsteller und seine gelobten Werke zu Früchten eines hungrigen Magens.

Orgon, dieser Meister in seiner Profession, besitzt noch feinere Kunstgriffe als die, welche bereits erwähnt worden. Er läßt sein

Verleumderisches „Aber“ nicht stets unmittelbar auf sein Lob folgen. Nein, er macht heute und morgen die heimliche Anlage zur Verkleinerung des Montans durch verschwenderische Lobsprüche, und die Entwicklung folgt erst, wenn er die Gesellschaften zum Vortheile seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe gewonnen hat; sie folgt oft erst nach Wochen und Monaten. Montan, der die Hand eines liebenswürdigen Frauenzimmers sucht, war zeither in Orgons Munde der beste Mann. Heute fällt die Rede auf die Person, die er sich wünscht und die ihm Orgon nicht gönnt. Er langt ein zärtliches Gedicht hervor, das Montan vor langer Zeit an ein Frauenzimmer aufgesetzt, und liest es herzlich ab. Man klopft in die Hände. „Aber wie, Herr Orgon, ist das Gedicht auf die Doris, deren, Ja! Montan sucht? Es paßt ja nicht alles auf sie.“ — „So?“ fährt er lächelnd und scherzhaft fort, „als ob man nicht an zweien Orten sein Glück versuchen dürfte! Das ist das Privilegium der Poesie. Fragen Sie den Montan, an wen es ist. Genug, daß es schön ist. Die andern Fragen gehören nicht vor uns, sondern vor den Richterstuhl der Liebe.“ — Mit diesem frostigen Scherz hat er seine Absicht erreicht. Man hält den Montan für unbeständig und hinterlistig. Kaum sieht Orgon diese gute Wirkung, so versiegelt er den Verdacht durch ein: „Aber verraten Sie mich nicht, meine schönen Damen!“ Oft lenket er das Gespräch auf gewisse Personen, deren Fehler zum Theil bekannt sind, und schweigt, sobald die andern das Amt der Verleumdung über sich genommen haben. Indessen red't er durch Lächeln, durch Beschäftigungen mit dem Stocke, den er bald an den Mund drückt, bald nachdenkend beseht, durch eine einsilbiges „So?“ „Wie?“ „Was?“ Er red't, sage ich, stillschweigend alles Böse von dem andern, das jene kaum laut sagen; und so erwirbt er sich bei den meisten das Verdienst eines scharfsichtigen und billigen Mannes; er, der ein neidischer Verleumder ist, ein Geschöpf, das Sirach in der Rangordnung noch über die Räuber setzt.¹



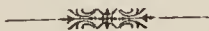
¹ Jesus Sirach 5, 7: „Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verleumder ist viel schändlicher“

Ein Mann, der seinen Beruf beobachtet, ohne daß er seinem Berufe ganz lebt.

Eusebius, ein Geistlicher auf dem Lande, dem es nicht an Wissenschaft noch an natürlichen Gaben mangelt, verwaltet, nach dem öffentlichen Ruße, sein Amt genau, lebt unanständig und steht seinem Hause wohl vor. Um zu erfahren, ob seine Lebensart mit dem Charakter eines Geistlichen übereinstimme, wollen wir sie von ihren verschiednen Seiten und in ihren einzelnen Zügen betrachten. Eusebius läßt selten jemanden für sich predigen. „Nein“, sagt er, „ich bin dazu berufen, meine Gemeinde selbst zu unterrichten und zur Gottesfurcht zu erwecken. Ich entwerfe des Sonntags abends in einer oder zwei Stunden den größten Theil meiner Predigt und behalte, indem ich sie niederschreibe, zugleich das meiste des Ausdrucks im Gedächtnisse. Ich brauche nicht gelehrt zu predigen.“ In der That hören ihn seine Zuhörer gern. „Auf das Kirchenexamen“, sagt er, „darf ich mich nicht vorbereiten. Welch Unglück für mich und mein Amt, wenn ich die Grundsätze der Religion mit ihren Beweisen nicht inne hätte!“ Die Arbeit seines Beichtstuhles ist wegen seiner kleinen Gemeinde geringe, und selten ruft ihn sein Amt vor das Bette eines Kranken. Geschieht es, so ist er ebenso ungehäutet da, als er des Sonntags zum Gottesdienste zugegen ist. Eusebius hat nicht das einträglichste Amt und zieht seine meisten Einkünfte aus dem Felddbau, den er selbst besorgt. Indessen würden sie, auch wenn er ihn verpachtete, zu reichen, seine Familie von vier Personen zu erhalten. Dennoch führt er diesen Theil seiner Haushaltung selbst und gibt vor, daß er den Vorteil, den der Pächter billig ziehen würde, selbst nötig habe, und daß es also ein Theil seiner Pflicht sei, ein Ökonom zu sein. Die ganze Gegend lobt auch seinen Felddbau, seine Viehzucht und seine kleine Schäferei. Er hat in der Nachbarschaft ein kleines Bauergut, das seiner Gattin erblich zugefallen ist. Dieses besorgt er durch einen Verwalter und durch sich selbst. „Wenn ich's gekauft hätte“, sagt er, „so würde ich mir einen Vorwurf daraus machen. Aber es gehört meiner Frau und

meinen Kindern. Diesen kann ich dafür einen Informator halten und meine älteste Tochter, die ich zu meiner Anverwandtingethan, in den Sitten der Stadt erziehen lassen.“ — Seine Kirchfinder haben ihn gern bei Schließung eines Kontrakts und fragen ihn in ihren häuslichen Angelegenheiten oft um Rat. Er dient ihnen mit seiner Erfahrung und seinen Einsichten, streckt ihnen gegen einen mäßigen Zins kleine Summen vor, verkauft sein Getreide, wenn es guten Preises ist, führt die Rechnung des Hauswesens; denn wer sollte sie sonst führen? Und auf diese Weise beschäftigt er sich gemeiniglich die Woche über. Lebt Gusebius nach dieser Beschreibung wirklich seinem Amte, oder führt er mehr sein Amt, um zu leben? Ist die Sorge für die geistliche Wohlfahrt seiner Gemeinde in dem ganzen Plane sein Hauptwerk? Er schenkt der Haushaltung so viele Tage und dem Amte so wenige Stunden; ist dieses nicht verdächtig? Wäre es nicht anständiger, er verpachtete sie und ersparte dafür den Aufwand eines Informators, indem er seine Kinder selbst unterrichtete? Ein Geschäft, das ihm doch weit weniger Zeit hinwegnehmen würde, als ihm ikt die Haushaltung raubt? Ist es nach seinem Amte nicht die wichtigste Pflicht? Und er hat so viel Zeit übrig und überläßt diese Pflicht einem andern, den er noch dazu bezahlen muß? — Daß Gusebius in einer oder zwei Stunden eine nicht unerbauliche Predigt aufsetzen kann, wollen wir glauben. Aber würde er nicht noch lehrreicher, deutlicher, ordentlicher und erbaulicher in seinem Vortrage sein, wenn er noch mehr Zeit auf seine Reden verwendete, eine Zeit, die ihm seine Amtsgeschäfte reichlich erlauben? Befiehlt es nicht sein Amt, daß er täglich in der Schrift forschen und gute Bücher lesen soll, um seine Einsichten zu vermehren, seinen Vortrag zu beleben und die Religion nicht sowohl in das Gedächtnis als in den ungelübten Verstand seiner Zuhörer und in ihr Herz desto glücklicher überzutragen? Er hat für keine gelehrten Zuhörer zu reden, also darf er sorglos reden? Red't er nicht vor Menschen, die er zur Ewigkeit weise machen soll und die meistens mit ihrem Herzen nur für das Zeitliche eingenommen sind? — Er schämt sich, auf sein Katechismusexamen sich vorzubereiten, und er sollte doch wissen, daß dieser Unterricht, wenn er seine

Abſicht erreichen ſoll, eine ſorgfältige Anwendung des Verſtandes erfordert, und daß eine lehrreiche Katechiſation mehr Nutzen ſtiftet als zehn ſeiner beſten Predigten. Wäre es keine Pflicht eines ſorgfältigen Geiſtlichen, täglich die Schule in ſeinem Dorfe eine Stunde zu beſuchen und zu ſorgen, daß die Kinder mit mehr Verſtande in der Religion unterwieſen würden? — Er hat wenig Sterbende, die ſein Amt fordern, aber vielleicht deſto mehr Lebende, deren Sorgloſigkeit oder Laſter es ihm abfordern. — Man erholet ſich ſeines Rats in häuslichen Dingen, aber warum nicht lieber in den Sachen der Religion und Sitten? Wo ſind in ſeinen Berufsgeschäften die Werke der Liebe und Gutthätigkeit? Wo die Armen, für die er bittet oder die er in Arbeit zu ſetzen ſucht? Er läßt ſeine Tochter in den Sitten der Stadt erziehen und wendet darauf einen Theil ſeines Landguts: Wieviel prieſterlicher würde er handeln, wenn er dieſen Aufwand erſparte, um kein Verwalter zu ſein, und ſeine Tochterlieber in ſeinem eignen Hauſe vernünftig und tugendhaft erzöge und zur Beforgung der Haushaltungsgeſchäfte von ſeiner Gattin anführen ließe? Er iſt ein Beiſpiel eines häuslichen Mannes, aber kein Beiſpiel eines gewiſſenhaften Geiſtlichen. Sollte er, wenn er auch hundert Thaler des Jahres dadurch verlöre, daß er ſeinen Gelbbau einem andern abträte, ſie nicht mit Freuden hingeben, um ſeine Zeit ſeinem Amte, der Religion und dem Heile der Chriſten zu ſchenken? Sollte er bei einer vernünftigen Sparſamkeit und bei einem wahren Eifer für ſeine wichtige Pflicht nicht getroſt zu Gott hoffen können, daß er ihn und ſeinen Samen nicht würde nach Brot gehen laſſen? Kann er mit Wahrheit ſagen: „Ich lebe und ſorge, daß ich das Amt mit Freuden vollende, das mir der Herr übergeben hat?“ Cuſebius ſcheint nicht von dem Geiſte ſeines Amtes regiert zu werden, wenn wir ſein Leben betrachten, ſondern er beobachtet mehr ſein Amt, um leben zu können.



Aus den moralischen Vorlesungen.¹

XXII. Vorlesung. Von den Pflichten der Erziehung, besonders in den ersten Jahren der Kinder.

.... Kinder erziehen heißt, ihren Verstand, ihr Herz, ihren Körper und ihre besondern Naturgaben so bilden, daß sie sich und andern zum Glücke leben und die wichtigen Absichten ihres Daseins erreichen lernen. Kinder erziehen heißt, sie frühzeitig anweisen, daß sie Gott, sich selbst, die Welt, die Menschen und die Religion kennen und ihr Verhalten nach diesen Kenntnissen einrichten lernen; daß sie Weisheit, Pflicht und Tugend frühzeitig fassen und lieben und ausüben lernen. Wir tragen bei der Erziehung das Licht unsers Verstandes, das Licht der Religion, den Vorteil der Erfahrung und die Güter unsers Herzens in die Seelen der Jugend gleichsam über; allein es kommt viel auf die Art an, mit der wir dieses thun, und die beste Art in einzelnen Fällen wird von dem Charakter des Kindes selbst bestimmt.

Kinder sind ein Teil von uns selbst; und wie wir ihnen das Leben geben, so geben wir ihnen auch oft mit demselben die Stärke oder Schwachheit des Körpers und nicht selten zugleich die Neigungen, die ihren Sitz in unserm Blute haben. Wer kann also zweifeln, daß es eine Pflicht gegen unsre Nachkommenschaft gibt, ehe sie noch das Leben von uns empfängt und den Schauplatz der Welt erblickt? Unmäßige, ungesunde, bössartige und blöde Eltern haben wenig Hoffnung zu einer gesunden, verständigen und gut-

¹ Aus dem Nachlasse des Dichters von J. A. Schlegel und G. L. Heyer als 6. und 7. Band der gesammelten Schriften (1770) herausgegeben.

herzigen Nachkommenschaft; wie groß wird also nicht die Pflicht sein, theils in dem ledigen Stande, theils in der Ehe selbst alle die Übel zu verhüten, die sich den Seelen oder den Körpern der Kinder durch die Fortpflanzung mittheilen können? Eine unschuldig verbrachte Jugend und geschonte Gesundheit, eine keusche und liebevolle Ehe, ein Verstand, mit guten Grundsätzen angefüllt, ein Herz, von stürmischen Leidenschaften befreit, sind Eigenschaften der Eltern, auf welche die noch nicht gebornen Kinder schon Anspruch machen, und die Sorge für diese Eigenschaften ist eine Pflicht für alle Eltern. Mit einem Worte, die Pflichten der Eltern setzen die Pflichten des vernünftigen, tugendhaften Menschen und Gatten voraus und werden durch die Geburt der Kinder nur mehr bestimmt. Ein tugendhafter Vater, ich gestehe es, kann seinen Kindern aus Mangel der Einsicht vielleicht nicht die glücklichste Erziehung geben; allein der verständigste Vater ohne Tugend wird sie ihnen noch weniger geben und bei aller seiner Sorgfalt aus seinen Kindern vielleicht nichts als künstlich abgerichtete Triebwerke der Ehrbegierde und des Eigennutzes machen. Verständige und fromme Eltern können sich freilich noch, ohne daß sie es denken, durch die Liebe gegen die Kinder oft zu einer nachtheiligen Erziehung verleiten lassen, allein zum guten Glücke ist die Erziehung selten den Eltern ganz überlassen. Freunde, Anverwandte und Aufseher treten oft früh in ihre Stelle ein, und oft geschieht es, daß der Sohn eines bösen Vaters in die Hände eines rechtschaffenen Hofmeisters und die Tochter einer thörichten und eiteln Mutter in die Hände einer verständigen Aufseherin fällt. Selten werden beide Ehegatten einen bösen Charakter haben. Oft wird der eine Verstand und der andre Tugend besitzen, oft wird der zu großen Liebe der Mutter durch die Strenge des Vaters das Gleichgewichte gegeben werden. Gibt es endlich viel gutgesinnte Eltern, die zu wenig Geschicklichkeit besitzen oder zu sehr durch Stand und Amt verhindert werden, ihre Kinder selbst zu erziehen, so können sie doch einen Theil ihrer Last auf andre übertragen. Und wer seine Kinder gewissenhaft liebt, wird keine Sorge, keinen Aufwand und keine Herablassung scheuen, um solche Personen zu finden, denen er sie glücklich zur Aufsicht und Bil-

dung anvertrauen kann. Eltern, die den Aufseher, dem sie ihre Kinder übergeben, als den ersten Bedienten im Hause ansehen, seinen Fleiß und seine Geduld durch ein geringes Jahrgeld für reichlich belohnet halten und durch ein geringschätziges Bezeigen ihn selbst in den Augen der Kinder herabsetzen, sind thöricht, wenn sie glauben, daß sie ihren Kinderneine gute Erziehung geben. Eltern, die nur nach den Geschicklichkeiten des Lehrers fragen, nicht nach seinen Sitten und nach seinem guten Herzen, haben weder von der Erziehung, noch von der Natur des Menschen die gehörige Erkenntnis, und Männer, die solche Personen zu diesem Amte sorglos empfehlen, versündigen sich nicht nur an einzelnen Familien, sondern an dem ganzen gemeinen Wesen¹.

Wir setzen also bei einer guten Erziehung die günstigen Umstände des Hauses und die Geschicklichkeit der Personen, die dazu nötig sind, voraus; denn ohne gute Eltern und tüchtige Lehrer sind alle Anleitungen vergebliche Vorschläge, und was nützen die besten Risse der Baukunst, zu deren Ausführung ein geschickter Werkmeister fehlet? Dies alles vorausgesetzt, ist es nicht schwer, die Mittel und die Art und Weise einer guten Erziehung zu bestimmen. Von einer solchen sorgfältigen Erziehung, wie sie in guten Häusern stattfindet und beobachtet werden kann, wollen wir jetzt das Vornehmste in Absicht auf die Bildung und den Unterricht der ersten Jahre bemerken. Wer auf den Endzweck der Erziehung, auf die Natur der Kinder und auf die Erfahrung

¹ Ein rechtschaffener Hofmeister, ein Mann von Wissenschaft und gutem Herzen, von dem man verlangt, daß er seine besten Jahre dem Glücke eines jungen Menschen schenke, sollte wegen seines eignen künftigen Glücks notwendig in Sicherheit gesetzt werden, damit er sich der Bildung desselben ganz und unbesümmert widmen und dereinst von einer zulänglichen jährlichen Pension, gleich einem verdienten Offiziere, der für sein Vaterland mehr als für sich gelebt, seinen Unterhalt haben könnte. Vielleicht würde sich mancher wackere Mann, der jetzt zurücktritt, zu dieser Bedienung verstehen, zu der so wenig Menschen geschickt sind, weil besondere Talente, große Rechtschaffenheit, Klugheit, Sorgfalt und Geduld dazu erfordert werden. Vielleicht wäre es auch für die Erziehung junger Standspersonen ein großes Glück, wenn auf Akademien etliche solcher Männer, die das Amt des Aufsehers oder Anführers bis in ihre höhern Jahre rühmlich verwaltet hätten, öffentlich unterhalten würden, damit sie den Jünglingen, die sich dieser Lebensart widmen wollten, Rat und Unterricht erteilen und sie durch ihre Erfahrungen aufklären könnten. Auf diese Weise würden kleine Pflanzschulen entstehen, wo man gute Hofmeister suchen könnte. (Gellert.)

der Verständigen achthat, kann überhaupt nicht leicht ungewiß bleiben, welches die besten Regeln der Erziehung sind. Die besondre Anwendung derselben muß einen jeden das eigenthümliche Naturell der Kinder und die Beschaffenheit seines Hauses lehren.

Die erste Pflicht, welche die Geburt des Kindes den Eltern auflegt, ist die Sorgfalt für die Wartung, Pflege und Gesundheit desselben. Sie scheint am wenigsten vernachlässiget zu werden und wird vielleicht oft sehr unrichtig verstanden und ausgeübt.

Alles, was dazu beiträgt, unsern Kindern von den ersten Jahren an einen gesunden, dauerhaften und festen Körper zu geben, muß die beständige Sorgfalt der Eltern sein. Unser Gemüthscharakter hängt in vielen Stücken von der Beschaffenheit des Körpers ab und wird durch ihn von Kindheit auf gebildet. Ein ungesundes Blut, ein unrichtiger Umlauf der Säfte und Lebensgeister, eine zu große Empfindlichkeit oder Reizbarkeit der sinnlichen Werkzeuge müssen icht und künftig einen Einfluß in unsre Seele haben und ihre Art zu denken und zu begehren bestimmen helfen. Was unsern Körper träge oder zu empfindlich macht, wird dem Verstande, wenn er herrschen, und den Begierden, wenn sie gehorchen sollen, ein Hindernis werden. Ein schwächlicher Leib macht der Seele ihre Bemühungen schwer und ein kränklicher hält sie in ihren Unternehmungen auf. Ein verzärtelter Leib, der stets an den Nüßel angenehmer Empfindungen gewöhnet und gegen alle Ungemächlichkeiten unleidlich ist, bestimmt die Seele unvermerkt in ihren künftigen Meinungen von dem falschen Werte und Unwerte der Dinge und in der Festigkeit zu begehren oder zu verabscheuen.

Unstreitig sollte es in den Fällen, wo keine Krankheiten oder besondern Umstände es verbieten, die heiligste Pflicht der Mütter sein, dem zarten Geschöpfe, das sie geboren, die erste Nahrung der Brust selbst zu reichen. Wenigstens hat die Natur diese Pflicht mit so vielem Reize des Vergnügens, wenn sie von Müttern ausgeübt wird, und öfters mit so vielen Schmerzen und Krankheiten, wenn sie von ihnen unterlassen, verbunden, daß man an der

Gewißheit dieser Pflicht wohl nicht zweifeln kann¹. Die Mutter scheint sich durch dieselbe nicht allein die Liebe des Kindes zu erkaufen, sondern auch ihre Liebe gegen das Kind zu befestigen. Sie wird eben deswegen mehr Sorgfalt für die Gesundheit ihres Kindes tragen und durch die öftere Gegenwart um dasselbe die Fehler der Wärterinnen verhindern, die den Leib der Kinder zu gemächlich und dadurch schwächlich bilden. Sie wird aus ihrem frommen Herzen gleichsam die Unschuld ihrem Säuglinge mit ihren besten Säften einflößen. Bestätiget es nicht die Erfahrung mehr als zu oft, daß die Ammen ebensowohl ihre Krankheiten der Seele als des Blutes den Kindern mittheilen? Daß dieselben bald keine, bald eine kindische und blinde Sorgfalt für sie haben und sie mit tausend Dingen zu besänftigen oder zu gewinnen suchen, die den Grund zu einem übeln Charakter des Kindes, zum Eigensinne, zur Sinnlichkeit, zur Habsucht, zum Zachzorne und vielleicht nicht selten zur Wollust legen?

Es ist wunderbar, wenn man sieht, wie gesund und fest die Kinder unter der einfältigen Hand einer Bäuerin werden. Was muß wohl die Ursache davon sein? Nach der Gesundheit der Eltern unstreitig die einfältige, ungekünstelte Nahrung, die gesunde Milch, an die sie das Kind gewöhnen, das frische Wasser, das sie ihm frühzeitig einflößen, die freie Luft, an die sie es zeitig zur Erfrischung tragen, die wohlthätige Sonne, von der sie es bescheinen lassen, anstatt daß die Kinder großer Städte in heißen Zimmern schwachen müssen. Wie bald lernt das bäurische Kind mit festen Schritten den Armen der Mutter entlaufen und sein gesundes und schwarzes Brod ohne Hülfe der Ärzte vertragen! Ein gesundes Bier wird ihm der beste Wein, ein leichtes Mollen die beste

¹ Gellius erzählt in seinem 12. Buche von dem Philosophen Phavorinus einen merkwürdigen Ausspruch. Dieser Philosoph war zu einem seiner Schüler, dessen Gattin ist mit einem Sohne entbunden worden, ins Haus geeilet, um ihm Glück zu wünschen. Die Mutter der Kindevatterin behauptete, ihre Tochter könnte wegen der ausgestandenen Geburtschmerzen das Kind nicht selbst stillen. „O“, sagte Phavorin, „oro te, mulier, sine eam totam ac integram esse matrem filii sui. Quod est enim hoc contra naturam imperfectum ac dimidiatum matris genus, peperisse ac statim a se abjecisse?“ Das ist: „Ich bitte Sie, liebe Frau, lassen Sie doch Ihre Tochter ganz die Mutter ihres Sohnes sein. Was ist mehr wider die Natur als diese halben Mütter, die ihre Kinder von sich stoßen, sobald sie sie geboren haben?“ (Gellert.)

Mandelmilch. Man jesselte, da es noch zart war, seine weichen Glieder und den Umlauf seines schnellen Blutes nicht durch tyrannische Schnürleiber; und es hat doch gerade Gliedmaßen und gesunde Nerven. Man ließ es, leicht bedeckt, auf dem weichen Grase und auf der harten Diele sich mutig wälzen; und es verrenkte sich kein Glied, es ward vielmehr hart und fest an seinen Gliedmaßen. Eine sorgfältige Mutter vom Stande sollte sich bei der ersten Erziehung des Kindes, soviel es die ihm schon angeborne Weichlichkeit verstattet, zu den löblichen Sitten des Landvolkes herablassen, um ihm einen gesunden und festen Körper zu geben. Die Pflicht des Vaters wird sein, seine Gattin zur Beobachtung dieser Sorgfalt zu ermuntern, ihr solche durch Liebe zu verjüßen und durch vernünftige Gehülfen zu erleichtern. Plutarch¹ erzählt von dem ältern Cato, daß er, nachdem ihm seine Gemahlin einen Sohn geboren, sich durch nichts als durch die öffentlichen Staatsgeschäfte habe abhalten lassen, um sie zu sein, wenn sie das Kind dem Bade übergeben. Wie mancher Vater würde sich in unsern Tagen dieses Beispiels schämen!

Die zweite und nicht weniger wichtige Pflicht, welche Eltern, die ihren Kindern eine gute Erziehung geben wollen, zu beobachten haben, ist die Sorgfalt für die Bildung der Seele derselben, auch schon in den ersten und zartesten Jahren. — Das Kind erwacht bald aus dem Schlummer, darinnen es seine ersten Tage hinbringt. Es fängt an, durch seine Neigungen zu leben, ehe es durch den Verstand lebt. Es hat Empfindungen, ehe es Gedanken hat. Seine Begierden reden durch Geberden und Töne, ehe sie durch Worte reden. Der Eindruck, den die Gegenstände auf seine Sinne machen, ist in den ersten Jahren seine Vernunft. Um also die Empfindungskraft der Kinder und ihre natürlichen Begierden zu bilden, solange sich ihre Vernunft noch nicht äußert, so entferne man sorgfältig, soweit sich solches bewerkstelligen und eine übertriebene Sorgfalt darinnen nicht schädliche Folgen fürchten läßt, diejenigen Gegenstände, die einen übeln oder zu heftigen Eindruck auf das Herz des Kindes machen

¹ Plutarch (50–120 n. Chr.), der Lehrer Kaiser Hadrians; die betreffende Stelle in seiner Parallelbiographie des Aristides und ältern Cato, Kapitel 20.

können, und rufe alle die herbei, die eine unschuldige und angenehme Neigung in ihm erwecken können. Allein weil das Kind die unerlaubten Neigungen nicht bloß durch die Sinne erhält, sondern, wie uns eine untrügliche Erfahrung lehret, schon in seinem Herzen mit auf die Welt bringet, so unterdrücke man diese Neigungen frühzeitig durch einen klugen Widerstand, durch weise Schmerzen des Körpers, und wenn die Seele des Kindes erwacht, durch Schmerzen der Seele. Solche unartige Neigungen, die schon in den zartesten Jahren des Kindes aufleben und sich's anmaßen, zu befehlen, sind vornehmlich Eigensinn, Born, Habsucht und Rache.

Man erschafft den Kindern frühzeitig eine eigne Welt, eine Welt der Spielwerke. Dieser Gebrauch ist zwar nicht zu tadeln, aber man ist dabei nicht selten zu unvorsichtig und erweckt, indem man das Kind unterhalten, besänftigen und sich zugleich an den sinnlichen Ausdrücken seiner kindischen Neigungen vergnügen will, oft unordentliche Neigungen in seinem Herzen. Man gibt ihm ein Spielwerk, man streitet sich mit ihm, als wollte man ihm dasselbe nehmen, und lehrt es, wie es sich weigern muß, uns solches abzutreten, wie es das Spielwerk verstecken und sich stellen muß, als hätte es keines. Man lehrt es, wie es unsern Händen eine kleine Ergözung entreißen muß. Aber heißt das nicht, die Kinder eigensinnig und begehrlieh machen? Man gibt ihm kein spitziges Messer, wenn es auch noch so sehr darnach schreit, man sollte ihm ebensovwenig ein Spielwerk, das es durch Schreien verlangt, gewähren. Man besänftigt die Kinder, wenn sie sich gestoßen haben, oder wenn sie gefallen sind, oder wenn ihnen etwas entzogen worden ist, dadurch, daß man die Person, die es ihnen entziehen mußte, oder das Spielwerk, den Tisch, den Fußboden, woran sie sich stießen, mit drohenden Mienen und Worten schlägt. Aber ermuntert man dadurch nicht das Kind, rachgierig zu sein und Beleidigungen zu ahnden? Man puzt und schmückt das Kind aus, bewundert es, hält ihm den Spiegel vor und freut sich, wenn es sich selbst gefällt und einige Züge des Wohlgefallens an sich durch das Auge oder die Geberdungen zu erkennen gibt. Man glaubt, es sei unschuldige Freude für das

Kind, und eigentlich ist es eine Aufmunterung der Eitelkeit und Eigenliebe. Überhaupt sind plumpe Spielwerke, die man Kindern gibt, ein buntscheckichter Anzug, womit man sie auspukt, und elende Melodien, mit denen man sie unterhält, sehr geschickt, Kindern einen übeln Geschmack anzugewöhnen, und darum schon sollte man sich ihrer bei einer guten Erziehung enthalten.

Unter die allgemeinen Fehler, in die man bei der Erziehung zu verfallen pflegt und vor denen sich weise und sorgfältige Eltern hüten müssen, gehören vornehmlich diese. Man läßt das Kind zu lange in den Händen ungesitteter Ammen und Wärterinnen; nicht anders, als ob die ersten zwei oder drei Jahre wenig zu bedeuten und die Neigungen des Kindes in diesen Jahren keiner besondern Bildung nötig hätten, weil es noch keine Vorstellungen und Sprache verstünde. Aber es versteht doch den Ton, die Miene und die Bestrafung und läßt sich dadurch lenken. Die verständige Mutter, Verwandtin und Aufseherin, die sich der Erziehung dieser Jahre annehmen, sind von der Natur mit besondern Gaben und Geschicklichkeiten versehen, die sie zum Besten des Kindes sinnreich machen, sowie sie die Liebe zu den Kindern und den Gedanken der Pflicht sorgsam, heiter, liebevoll und geduldig bei ihrer Bildung macht. In ihren Händen sollte also das Kind von seinen ersten Jahren an sein. Ferner, man glaubt nicht, daß Kinder die Fehler und Leidenschaften der Menschen so früh bemerken und Eindrücke zur Nachahmung davon annehmen, als doch in der That geschieht. Man folgt gemeiniglich derjenigen Erziehung, die man in seiner Jugend selbst genossen, vergißt das Naturell des Kindes und die besondern Umstände seines Hauses, traut seiner Einsicht und fragt Erfahrene zu wenig um Rat, als wäre es eine Schande für Eltern und Aufseher, Rat in der wichtigsten Sache anzunehmen. Man unterscheidet die Fehler, die von sich selbst verschwinden, zu wenig von denen, die ohne Gegenmittel zu herrschenden Gewohnheiten werden. Bald will man alle Fehler der Seele auf einmal und mit Gewalt heilen, bald wartet man, den Lastern zu wehren, bis sie schon eingewurzelt sind. Man bemüht sich zu wenig, durch unschuldige Mittel die Liebe und das Vertrauen der Kinder zu behaupten und zu vermehren, herrschet durch Furcht

und Strafen und erweckt ihnen durch beides einen Ekel vor uns und vor den Vorschriften, die sie beobachten sollen. Man tadelt, droht und straft eifertig und in der Hitze des Affekts. Man erforschet die Fähigkeiten und Neigungen der Kinder zu wenig und weist sie nicht genug an, frühzeitig über ihre kleinen Geschäfte nachzudenken, als hätten sie kein Vermögen dazu. Man verfährt endlich so, als ob Wissenschaft und die Bildung des Körpers und des äußerlichen zufälligen Wohlstandes das Wichtigste bei der Erziehung wäre.¹

Die beste Regel bei dem ersten Unterrichte, den man Kindern erteilen will, ist unstreitig diese, daß es mehr Vergnügen als Arbeit, mehr sinnliches Spielwerk als trockne Unterweisung, mehr zufällige und gelegentliche Unterredung als förmliches und anhaltendes Lernen, kurz, daß es ihrer Fähigkeit gemäß und für ihre Wißbegierde eine immer neue Nahrung sein muß. Wenn man die sinnlichen Gegenstände, und was die Kinder sehen und hören, oft bei ihrem Namen mit einer reinen Aussprache nennt und sie ihnen mit schon bekannten Worten kurz erzählt und beschreibt, so lernen sie die Sprache bald einigermaßen verstehen und vermöge ihres natürlichen Triebes zur Nachahmung auch bald reden. Der Unterricht in zufälligen Gesprächen kann früh anfangen; aber der förmliche, bei welchem Kinder sitzen, die Augen auf ein Buch heften und auf einerlei Sache nicht minuten-, sondern stundenlang merken sollen, streitet mit der Natur des Kindes und seiner Munterkeit und macht ihm das Lernen mit Rechte zum Ekel. Man lehre sie die Buchstaben des Alphabetes ohne Buch und dadurch kennen, daß man sie ihnen auf ihre Spielwerke oder auf Karten, Bilder, Wände, Bäume klebt oder malet. Kennen sie diese, so macht man nach und nach einige Minuten einen Versuch mit einem Lesebuche. In diesem stehen anfangs einsilbige, zwei- und dreisilbige Namen angenehmer Sachen, darauf kurze angenehme Sätze in Fragen, Antworten, Bitten und Scherzen, die noch in ihre Silben abgeteilet sind; alsdann aumutige Beschreibungen, Erzählungen, Fabeln, Briefe, moralische Regeln und

¹ S. Basedom's „Praktische Philosophie“, I. Teil, a. b. 554. S. (Gellert).

endlich die ersten Wahrheiten der Religion, die sich dem Verstande eines Kindes begreiflich machen lassen. Dieser Unterricht, wenn er dem Kinde Spielwerk sein soll, muß in den ersten fünf oder sechs Jahren nur einige Minuten binnen zwei oder drei Stunden vorgenommen und ihm durch kleine Künste erleichtert werden.¹

Indessen bleibt die Natur, die belebte und unbelebte, das Hauptbuch, darinnen der neugierige Knabe, der mit der Welt noch unbekannte Einwohner, lernen und richtige Bilder in seinen Verstand einsammeln muß. Und wie reich ist die Natur an Gegenständen, die das Kind mit Vergnügen beschauen, nennen und denken lernen kann! Warum geht man oft so wenig auf diesem Wege, den es uns durch seine Neugierde selbst anweist, fort? Reut nicht die Erde und der Himmel, der Garten und das Feld dem Auge die Originale aller unsrer Kenntnisse, die nur irgend anmutsvoll und lehrreich sind, an? Der junge Schüler, an der Hand eines verständigen und munteren Führers, kann da vieles und mit Glücke fassen. Er weidet seine Augen, bereichert sein Gedächtnis und übt seine Einbildungskraft. Er will alles wissen, was um ihn herum vorgeht, und alles, was er so gern wahrnimmt, kann zur Übung seines Verstandes durch geschickte Fragen angewendet werden.

Die Werke der Kunst haben nach den Werken der Natur den ersten Rang und ersetzen das oft, was der Knabe in der Natur noch nicht bemerken kann. Er läßt sich gern mit Gemälden, Kupferstichen und Münzen beschäftigen und freut sich, daß er hier Tiere, Vögel, Fische, Blumen, Bäume, Häuser und Menschen erblickt, die er entweder in der Natur schon bemerkt, oder von denen er doch Ähnlichkeiten wahrgenommen hat. Man gewöhnt ihn, daß er uns von Zeit zu Zeit erzählen muß, was er gesehen und gesagt hat, und hilft ihm klüglich fort. Man übt schon im fünften und sechsten Jahre die Aufmerksamkeit und das Nachsinnen des Knaben, um ihn zu richtigen Begriffen und Urteilen zu gewöhnen, an den Gegenständen des Hausgerätes, an den

¹ S. Bafedow's „Praktische Philosophie“, 1. Teil, a b. 555. n. f. S. (Gellert.)

gemeinen Figuren der Geometrie und sucht durch leichte Fragen und durch Gegeneinanderhaltung der Figuren ihn dahin zu bringen, daß er ihre Ähnlichkeit und Unähnlichkeit denken und mit Worten angeben lernt. Man läßt ihn selbst grobe Umrisse der geometrischen Figuren wagen, um sie kennen zu lernen, oder schneidet sie ihm in Pappe aus oder läßt sie ihm von einem Künstler verfertigen. So kann man ihm auch an kleinen regelmäßigen Gebäuden von Holz, die so verfertiget sind, daß sie sich auseinandernehmen und bequem wieder zusammensetzen lassen, die Namen und Begriffe der Baukunst im Spielen beibringen. Auch die Landkarten sind eine sinnliche und angenehme Beschäftigung für Kinder. Kennet er eine den Ländern nach, so kann man sie auf Pappe leimen und sauber zerschneiden, damit der Knabe ein Geschäft habe, die untereinander geworfenen Länder wieder in ihre gehörige Ordnung zu bringen und sich die Lage derselben desto fester einzudrücken. Man hilft ihm anfangs oder gibt ihm eine noch ganze Karte zum Muster. Auch dieses Spiel thut das Nachsinnen, wenn der Lehrmeister einige Hülfe dabei leistet, ohne Mühe. Ein kleiner Schriftkasten, daraus man ihn Silben, Worte und kurze Sinnsprüche zusammensetzen läßt, ist ebenfalls eine gute Übung für die Aufmerksamkeit und das Gedächtnis des Knaben. Sobald er schreiben kann, hält man ihn an, seine kleine Weisheit täglich und wöchentlich in ein Tagebuch einzutragen. Soll er eine alte Sprache lernen und hat einen guten Lehrmeister, so wird kein besserer Weg sein, sie ihm beizubringen, als daß er sie lerne, wie man die Muttersprache lernet, anfangs ohne alle Regeln der Grammatik, das Declinieren und Conjugieren ausgenommen. Hat er eine Menge Worte, Redensarten und Stellen im Gedächtnisse, so lasse man ihn oft lesen und übersehen, und wenn er hierinnen einige Jahre geübet worden, so nehme man alsdann eine kurze Grammatik zu Hülfe und wende sie bei dem Lesen und Schreiben an.¹

Mer Unterricht durch Beispiele und Handlungen ist sinnlich und also ein Unterricht für die ersten Jahre. Durch ihn fängt

¹ Man sehe diese Methode ausführlich in Gesners „Kleinen deutschen Schriften“. (Gellert.)

der Lehrer seine Vernunft- und Tugendlehre früh mit dem Knaben an und stellt ihn die faßlichsten Sittenprüche, bald in kleinen erdichteten Begebenheiten nach Art einer finnreichen Beaumont,¹ bald in Fabeln und Erzählungen eingekleidet vor. In Schriften dieser Art lernt der Knabe gern lesen, und sein Lehrmeister wird ihm seine Gedanken und Empfindungen bei solchen Vorfällen ablocken und sie zu verbessern suchen.

Um das Herz des Knaben frühzeitig zu den frommen Empfindungen der Menschenliebe, des Mitleidens, der Gutthätigkeit, der Dankbarkeit, Freundschaft, Demut und des Vertrauens auf die göttliche Vorsehung zu bilden, sammelt der Lehrer die Beispiele dieser Tugenden und der entgegengesetzten Laster aus der Geschichte, insonderheit der biblischen, erzählt sie ihm in einer Kindern verständlichen und angenehmen Sprache, läßt sie ihn selbst lesen, darüber urtheilen und kleine Anwendungen machen und nötigt ihn also, das Vortreffliche dieser Tugenden mit Beifall und Bewunderung und das Schreckliche der Laster mit Widerwillen und Abscheu zu empfinden. Wenn er ihm zum Exempel die Demut eines heiligen Paulus empfindlich machen will, so wird er ihn zuerst auf seine Größe aufmerksam machen, auf seine Erkenntnis von Gott, auf seine Gaben, der Natur zu gebieten, Kranke durch ein Wort gesund, Blinde sehend, Sehende blind zu machen und selbst Toten das Leben wieder zu erteilen. Er wird ihm seinen Eifer für die Ehre Gottes, seine Liebe gegen alle Menschen in seinen Thaten und Arbeiten, seine Großmut, seine Geduld in seinen Gefahren, Verfolgungen, Beschimpfungen und Leiden zeigen. Wie uneigenlützig und großmütig ist Paulus, daß er oft mit seinen eignen Händen sich und seine Gefährten ernährt, um die Gemeinen, die er stiftet, unterrichtet und zum Reiche Gottes geschickt macht, nicht zu beschweren! Mit welcher Hoheit der Seele erduldet er alle Beschwerlichkeiten und Verfolgungen, um den Willen Gottes zu thun! Er erhebt sich durch eine christliche Verachtung, durch einen heiligen Heldenmut über Mangel und Reichthum, über Schande und Ehre, über Gesängnis und Bande, über Leben und

¹ Marie de Beaumont (1711—80), Erzieherin in England, verfaßte mehrere weitverbreitete Jugendschriften, z. B. „Magasin des enfans“ (1757).

Tod, über Engel und Fürstentum. Und dieser außerordentliche Mann, dieser Gesandte Gottes, dieser Wunderthäter, dieser eifrige und beredte Lehrer, dieser Vater so vieler Gemeinen, dieser Wohlthäter ganzer Völker schätzt sich selbst geringe, achtet andre höher denn sich, sieht alle Menschen als seine Brüder an, gibt in allen seinen Unternehmungen, darinnen er einen so brennenden Eifer, eine so große Klugheit, einen so unermüdeten Fleiß ein ganzes Leben hindurch zeigt, Gott als dem Geber alles Guten, als dem Anfänger und Vollender seines Willens und seines Vollbringens allein die Ehre. Wieviel Eindruck auf das Herz muß nicht ein so erhabnes Beispiel der Demut machen, wenn es dem Verstande der Jugend auf eine faßliche Art in allem seinen Umfange und seiner Stärke gezeiget wird! Kann das Herz des Knaben nicht empfinden, daß der Charakter eines so demüthigen und bescheiden Mannes nicht nur an sich ehrwürdig, sondern auch für andre liebenswürdig sein und überall Zuneigung und Vertrauen erwecken müsse? Kann er nicht die sichtbare Auslegung dieser Wahrheit selbst in einer Begebenheit erblicken, die ihn rühren muß, in der Begebenheit aus der Apostelgeschichte: „Und sie geleiteten Paulum alle mit Weibern und Kindern an das Schiff und fielen ihm um den Hals und weinten und küßten ihn?“¹

Wie alle die heiligen Männer der Schrift Muster der Demut sind, so sind sie auch Beispiele der Liebe zu Gott und den Menschen. Dieses muß der Schüler der Tugend mit eignen Augen sehen und empfinden lernen. Er muß anfangen, den Wunsch zu fühlen, daß er auch liebevoll, wohlthätig, treu, wahrhaft und freundschaftlich gegen alle Menschen sein möchte. Er muß an den Beispielen dieser Tugenden ihre Hauptbegriffe selbst entdecken lernen. Sein Herz muß fühlen lernen, daß Hiob dadurch, daß er sich der Unglücklichen in ihrem Glende hülfreich annahm, oder wie die Schrift es schön ausdrückt, daß er des Lahmen Fuß und des Blinden Auge, daß er ein Vater der Armen war,² viel schätzbarer ist als durch alle seine Herden und Reichthümer, durch alle seine Knechte und Güter; daß er unter den schmerzhaftesten Leiden

¹ Apostelgeschichte 20, 37 — 38; 21, 5.

² Hiob 29, 15 — 16.

der Natur, unter allen Verpötlungen feiner Freunde, in der Afche fihend, dennoch bei feiner Gottesfurcht und Ergebung in die göttlichen Schidungen weit glücklicher ift, als er unter allen Herrlichkeiten der Erde, auf einem Throne mit Schmeichlern und Anbetern umringt, unter den Vorwürfen und Anklagen eines böfen Gewiffens und mit fklavifcher Furcht vor Gott erfüllt, nicht fein würde. Diefes kann das jugendliche Herz zu fühlen ſich anmaßen und durch die zeitig gewagten Empfindungen des Guten gleich einem jungen Adler, der früh dem Lichte und der Wärme der Sonne entgeneilt, ſich zu der Höhe der Tugend empor heben lernen. Man befchäftige nur den Verftand des jungen Schülers auf eine lebhaftere und geiftreiche Art mit den Beifpielen der Menfchenliebe und der Ehrfurcht und Unterwerfung gegen Gott, die ſich in der Schrift fo häufig darbieten. Man erleichtere ihm das Nachfinnen und laffe ihm zugleich die Freude, ſelbſt zu denken und zu erraten. Man laffe ihm die hohen und liebevollen Ausſprüche der Schrift durch ſolche Vorftellungen begreiflich werden, und er wird richtigere Begriffe von der Tugend und mehr Neigung für ſie bekommen als durch alle zu trockne oder zu ängſtliche Katechifationen. Er wird an dem Exempel eines Abrahams, der feinen Sohn auf Befehl Gottes zu opfern bereit ift, leichter die Eigenſchaften des Glaubens und der erhabenften Liebe zu Gott, die über die füßeſte Liebe der Natur gegen einen Sohn ſiegt, kennen lernen, als aus den richtigſten Begriffen einer mageren Erklärung. Was iſt das Bekenntniß eines Erzvaters: „Ich bin zu geringe aller der Treue und Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte gethan haſt“ —¹ Iſt es nicht die beſte Erklärung der Demut und Dankbarkeit?

Alle Wunderwerke der Religion ſind gleichſam Gemälde der göttlichen Eigenſchaften und, wie die Werke der Natur, Abdrücke der Gottheit. Daraus lerne der junge Bürger der Welt ſeinen Gott kennen und ſeine Vorſehung, ſeine Güte und Heiligkeit zugleich empfinden. Was iſt das göttliche Leben unſers Erlösers, ſein Leiden, ſein Tod, ſeine Auferſtehung, ſeine Himmelfahrt, was

¹ 1. Moſ. 32, 10

ist es als die sichtbare Geschichte des Himmels und der Erde, der Gottheit und der Menschheit? Was lehret sie, wenn sie in ihrem heiligen Lichte gezeigt wird? Mehr als alle Philosophie, als aller Tiefinn der Vernunft, unendlich mehr lehrt sie die Seele die Vollkommenheiten des Schöpfers, seine Heiligkeit und seine erbarmende Liebe und in der Person des Erlösers das vollkommenste und bewundernswürdigste Beispiel des Gehorsams gegen Gott, der Liebe gegen eine ganze Welt voll unwürdiger Menschen, das größte Exempel der Demut, Verleugnung und Großmut in allen Verfolgungen und Leiden, bei aller Unschuld und selbst in dem peinlichsten Tode. Diese Geschichte, dem Schüler, wenn er gehörig dazu vorbereitet ist, aus ihrem hohen Gesichtspunkte von dem Lehrer mit Ernst und Leben gezeigt, wird auf seinen Verstand und auf sein Herz den tiefsten Eindruck machen und bei mancher frommen Thräne ihn fühlen lassen, was er diesem seinen Gott und Erlöser für Ehrfurcht, Liebe und Gehorsam schuldig sei. Aber wie oft läßt man uns bei dem ersten Unterrichte in der Religion Begriffe auswendig lernen, die wir nicht verstehen, Worte hersagen, deren Bait wir nur denken, Lehrrätze ins Gedächtnis prägen, die für uns mit Finsternis umgeben sind! Wie oft erweckt man uns in den ersten Jahren durch trockne und langweilige Erklärungen einer Glaubenslehre oder durch Auswendiglernen eines Katechismi einen Ekel an der Religion, da doch nichts geschickter ist, unser Herz zu rühren und zur Liebe Gottes zu bewegen als eben sie! Wie oft lehrt man uns Gebete und gewöhnet uns diese gedankenlose Andacht auf unsre künftigen Jahre an! Ich fürchte, daß der Ekel gegen die Weisheit und Tugend der Religion bei vielen größtentheils von der elenden Methode, uns dieselbe in der Jugend beizubringen, herrühre. Ich verweise Sie wegen der Art, wie man diesen ersten Unterricht von Gott und der Religion einrichten soll, auf die lehrreichen und trefflichen Blätter in dem „Nordischen Aufseher.“¹ Man kann auch diesen Unterricht, von dem wir jetzt geredet haben, noch lebhafter machen, wenn man gute Kupferstiche

¹ Siehe im 2. Theile das 88., 89., 90., 91., 92. u. 93. St. Ingleichen Schmahsings „Ruhe auf dem Lande“ im 1. Theil, auf der 94. u. f. S. (Gellert.) — Der „Nordische Aufseher“ wurde seit 1758 herausgegeben von J. A. Cramer.

zu Hülfe nimmt, worinnen die merkwürdigsten Beispiele und Handlungen der Schrift beredt vorgestellt sind. Wir haben von einem Künstler in Augsburg, Philipp Andreas Kilian¹, gute Kupferstiche solcher Art nach den Gemälden der besten Maler erhalten und die noch dazu nicht hoch zu stehen kommen.

Mit diesen Beispielen der Schrift verbindet der Lehrer die guten Exempel aus der Profangeschichte des Alterthums, aber mit großer Behutsamkeit, damit sein Schüler die Tugend der Vernunft, der bald eigensinnigen, bald abergläubischen Vernunft, nicht mit der Tugend der Religion, die Tugend des Ehrgeizes und Temperaments nicht mit der Tugend eines erleuchteten Verstandes und Gott geweihten Herzens, oder die Weisheit und Rechtschaffenheit eines Sokrates und Aristides nicht mit der Weisheit und Frömmigkeit eines David oder Paulus vermenge; daß er nicht glaube, als machten etliche einzelne große Handlungen, die ins Auge fallen, schon den tugendhaften Charakter eines Mannes aus. Vergißt man dieses nicht bei den berühmten Beispielen der Alten, so kann man sie mit Rechte zu Lehrern der bürgerlichen Tugenden aufstellen und die rühmliche Begierde, sich ihnen zu nähern, in dem Herzen der Jugend erwecken; aber ohne eingestreute Betrachtungen wird das Leben eines tugendhaften Heiden ein sehr dunkler und ungetreuer Spiegel für sie bleiben.

Das Privatleben eines weisen und frommen Mannes ist unstreitig für die Jugend lehrreicher als das glänzende Leben der Großen. Man suche solche Lebensbeschreibungen nachahmungswürdiger Personen allerlei Standes und beiderlei Geschlechts auf, die mit Geschmaack und Beredsamkeit, wie das Leben eines Gesners von Ernesti² und das Leben eines jungen braunschweigischen Prinzen von Jerusalem³, oder das Leben Luthers von Schröckh⁴ beschrie-

¹ Philipp Andreas Kilian (1714—59) lieferte den Stich einer Silberbibel.

² Johann August Ernesti (1707—81), Rektor der Thomasschule in Leipzig, später Professor, verfaßte die Biographie seines frühern Vorgesetzten, des Göttinger Professors Johann Matthias Gesner (1691—1761).

³ Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (1709—89), bedeutender Kanzelredner, von Herzog Karl von Braunschweig zum Erzieher des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand berufen, dessen Biographie er schrieb.

⁴ Johann Matthias Schröckh (1733—1808), Kirchenhistoriker. Sein Hauptwerk ist die „Christliche Kirchengeschichte“ (1768—1808).

ben sind, und man lese sie mit seinem Untergebenen achtsam durch, so wird man ihm zu gleicher Zeit eine Nahrung für das Herz und für den Geschmack geben und seine Liebe zum Lesen noch mehr erwecken. Gibt es in der Familie des Schülers rühmliche Beispiele und gute Nachrichten von seinen Vorfahren, oder hat der Lehrer dergleichen in seiner Bekanntschaft, so werden sie seinen Schüler desto mehr reizen, je näher sie ihn angehen. Überhaupt sollten bei einer guten Erziehung die täglichen Beispiele der Eltern und Verwandten, des Aufsehers, der Bedienten, der jungen Freunde des Knabens sichtbare Regeln guter Sitten für ihn sein. Es ist bekannt, daß ein großes Theil der chinesischen Tugend, die man in unsern Tagen so sehr vergöttert hat¹, in der Erziehung ihrer Kinder und in der Regierung des Hauswesens, besonders aber darinnen besteht, daß sie die Tugend nicht sowohl durch Lehren und Grundsätze, als durch die Beispiele der Verstorbenen und Lebenden unterrichten, deren Tugenden sie ihnen zu erzählen nicht müde werden. Jeder Hausvater, jede Mutter und jeder älteste Sohn des Hauses ist nach den Gesetzen des Landes verbunden, das Beispiel der bürgerlichen Tugend zu sein, wenn er nicht höchst unglücklich werden will. Und die Kinder sind verbunden, diese Beispiele fast göttlich zu verehren und ihren Eltern und bejahrten Verwandten eine ungemessene und übertriebene Liebe zu erzeugen. Ihr merkwürdigstes Exempel der Tugend ist stets der Kaiser, der für einen Sohn des Himmels gehalten wird, und dessen Wandel, solange er den Landesgesetzen folgt, eine sichtbare Auslegung der Tugend und der Befehle des Himmels ist, auf die das ganze Volk gewiesen wird. Soviel Fehlerhaftes in der Anwendung dieses Mittels von den Chinesern begangen wird: so bleibt doch das Mittel und der gute Erfolg derselben ein Beweis der Klugheit und zugleich ein Beweis von der Kraft der Beispiele bei der Erziehung.

Um² die Kenntnisse des schon denkenden Knabens zu erweitern, lehrt der Lehrer wieder mit ihm in die Natur zurück und unter-

¹ Gemeint ist die viel angefeindete Abhandlung Chr. Wolfs: „De Sinarum philosophia practica“ (1721).

² Nicht abgedruckt sind die einleitenden Sätze zu der hier beginnenden 23. Vorlesung.

hält ihn mit ihren Wundern, welche zu fassen sein Verstand vom zehnten und zwölften Jahre an fähiger wird. Er führt ihn auf unser Himmelsystem, lehrt ihn die Zahl, den Lauf, die unermessliche Größe der himmlischen Körper, der Sonnen und Planeten, den erstaunenswürdigen Abstand derselben, die Erde mit ihren Verhältnissen gegen die Sonne, die wohlthätigen Einflüsse der Sonne, der Luft, des Wassers, der Jahreszeiten, des Tageswechsels kennen, und überall läßt er ihn die Weisheit, Macht und Güte ihres Urhebers in der Schönheit, Ordnung, Pracht und Nutzbarkeit der Natur bewundern. Der Lehrmeister hat auf diesem Pfade treffliche Vorgänger. Er darf nur einem Sulzer¹, Derham², Hervey³ und Plüche⁴ nachgehen. Die Erde allein mit ihren Schätzen und der Mensch mit seinem wundervollen Körper ist eine unerschöpfliche Quelle der Erkenntnis und Weisheit, der nützlichsten und ammutigsten Erkenntnis. Das Gedächtnis des Knabens mit der Naturlehre anfüllen, das ist wenig, dadurch wird er nicht gebessert. Nein, die ersten Eindrücke der Natur müssen zugleich Eindrücke der Religion und des Vergnügens sein, und ich fürchte, die Lehrmeister sind größtenteils schuld, wenn diese Eindrücke ausbleiben.

Aus eben diesem Gesichtspunkte fängt der kluge Anführer nunmehr an, seinen Schüler in das weitere Feld der Geschichte mit dem Geiste eines Bossuet⁵ und Cramers⁶ zu leiten. Die Geschichte, moralisch betrachtet, was ist sie, als ein Commentarius über den Menschen, über seine Weisheit und Thorheit, über seine Tugenden und Laster, über sein Glück und Unglück? Und ist sie

¹ Johann Georg Sulzer (1720—79), Ästhetiker, Verfasser der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste“.

² William Derham (1657—1735), Prediger in Essex. In seinen berühmten naturwissenschaftlichen Werken „Physikotheologie“ und „Astrotheologie“ suchte er den Beweis für das Dasein und die Eigenschaften Gottes aus der Betrachtung des Himmels und der Schöpfung zu erbringen.

³ James Hervey (1713—58), Prediger in Weston Favell. Philolog und Naturwissenschaftler.

⁴ Noël Plüche (geb. 1688), Herausgeber des Werkes „Spectacle de nature“ (2. Aufl. Utrecht 1736), einer populären, in Gesprächsform abgefaßten Naturgeschichte.

⁵ Vgl. die Anmerkung auf S. 296.

⁶ J. A. Cramer (1723—88), der bekannte Dichter und feinsinnige Biograph Gellerts.

nichts mehr? Ist sie nicht zugleich eine Auslegerin der göttlichen Vorsehung und ihres besondern Einflusses in die Schicksale ganzer Völker und einzelner Menschen? Was ist lehrreicher für den stolzen Verstand, als in der Geschichte sichtbar unterrichtet zu werden, wie wenig alle Weisen und unter ihnen so große Männer, die das Geschlecht der Menschen bessern wollten, ausgerichtet haben, weil sie ihre Weisheit nicht auf die Furcht Gottes bauten; wie sie zwar schöne Gebote und Lehren gaben, aber Lehren ohne Gewicht, ohne die Bewegungsgründe ewiger Belohnungen und Strafen einer gütigen und heiligen Gottheit; wie sie zwar den Verstand unterrichteten, aber nicht wußten, durch was für Mittel sie den unterrichteten Verstand in seiner Überzeugung gegen so viele Anfälle der Sinne und der Leidenschaften unterhalten sollten; wie sie zwar die Tugend rühmten und doch ungeschickt waren, dem Herzen die Willigkeit und Kraft zu geben, das Gute zu lieben und auszuüben und das Laster mit seinen für unsre Natur zu reizenden Annehmlichkeiten zu ersticken; wie sie zwar die Ausbrüche des schädlichen Lasters verdamnten, aber den Sitz der Laster, die bösen Begierden, unangegriffen ließen? Wie leicht wird es sein, den Vorzug, die Hoheit und Göttlichkeit, welche der Weisheit der Religion vor der Weisheit der Vernunft eigen ist, zu zeigen, wenn man in der Geschichte aufrichtige Vergleichen anstellt! Wie sehr werden endlich die in das Herz eingedrückten Empfindungen von einer gerechten Vorsehung durch die Geschichte erwecket, wenn uns in den Begebenheiten, die sie uns erzählt, die belohnende oder rächende Hand der Vorsehung so oft sichtbar wird! Und wie sehr verkündigt selbst das in diesem Leben unbestrafte Laster oder die unbelohnte Tugend noch eine zweite Haushaltung Gottes, wo er jeglichen nach seinen Werken lohnen wird!

So wie die Einsicht des Schülers wächst, so muß auch stufenweise der förmliche Unterricht in der Religion wachsen. Watt¹ und Saurin² und in unsrer Kirche Jakobi³ und

¹ Isaac Watts (1674—1748), englischer Theolog und Dichter; besonders bekannt durch seine Psalmenübersetzungen und seine „Divine Songs for Children“.

² Gellert übersetzte 1768 Saurins (s. die Anmerkung auf S. 336) „Glaubens- und Sittenlehre“ aus dem Französischen ins Deutsche.

³ Joh. Friedr. Jakobi (1712—91), Generalsuperintendent in Celle.

Schubert¹ und andre mehr haben diese Stufen des zunehmenden Unterrichts in ihren Anleitungen bemerkt, sowie der erste einen doppelten historischen Katechismus beigefügt hat. Der Lehrer muß zu beurteilen wissen, wie er sich dieser und anderer Arbeiten, zum Exempel des Jocarbi² vortrefflichen katechetischen Unterrichts, nach der Fähigkeit seiner Untergebenen bedienen kann. Er muß sich stets erinnern, daß die Religion der Jugend zwar gründlich, aber darum nicht unverständlich, zwar in einer guten Ordnung, aber darum nicht in einem trocknen und tiefsinnigen Lehrgebäude müsse vorgetragen werden. Wir müssen richtige und würdige Begriffe von den heiligen Lehren des Glaubens und des Lebens uns machen lernen, aber warum vornehmlich? Damit wir die Religion als göttliche Weisheit verehren, lieben und ihr willig gehorchen, daß wir sie als die größte Wohlthat von Gott und als den einzigen Weg zur wahren Glückseligkeit erkennen lernen. Sollte uns eine solche Wissenschaft in einer dunkeln und verdrüßlichen Lehrart vorgetragen werden?

Die Poesie hat einen besondern Reiz für die Jugend, und darum wird der Lehrer frühzeitig mit seinem Schüler diesem Reize folgen und auch durch die Poesie sein Herz zu nähren suchen. Er wird ihm die besten Stellen der Dichter bekannt machen, in welchen edle Grundsätze und Empfindungen schön eingekleidet sind. Er wird mit ihm von den Fabeln und Erzählungen zu der Klasse der Lehrgedichte fortgehen. Er wird ihm die Schönheiten einer Stelle oder eines kurzen Gedichts durch kleine Anmerkungen empfindlich machen und ihn unvermerkt durch öfteres Lesen nötigen, sie sich ins Gedächtnis zu drücken. Gesezt, sein Schüler verstehe keine als die Muttersprache, so sind unter den Poesien der Haller, Hagedorne, Schlegel, Gramer und anderer großen Dichter Gegenstände genug für ein jugendliches Herz. Warum sollte ein Knabe von neun oder zehn Jahren nicht eine frohe und nütz-

¹ Andr. Chr. Schubart (gest. 1698), Pastor und Scholarch in Halle. Schrieb eine „Geistliche Katechismus-Lust“.

² Joh. Christian Jocarbi (gest. 1749), Prediger in Berlin. 1745 erschien seine „Katechetische Sammlung der unentbehrlichsten Wahrheiten des Christentums zur Erleichterung einer gründlichen Fassung der christlichen und evangelischen Religion“.

liche Arbeit unter der Aufsicht seines Lehrers unternehmen, wenn er täglich eine Stunde in einem Dichter oder in dem „Zuschauer“ und „Nordischen Aufseher“¹ die saßlichsten Blätter läse? Sein Anführer darf nur mit ihm lesen, so wird der Knabe zu gleicher Zeit für den Geschmack, für die Einsicht und für die Tugend lesen lernen. Man klagt mit Rechte über den Ekel, den junge Leute gegen das Lesen haben; aber man sollte auch über die schlechte Wahl der Bücher klagen, die man ihnen zu lesen gibt. Man klagt, daß sie so flüchtig und ohne Vorteil lesen, aber warum zeigt man ihnen die Vorteile des Lesens nicht früh? Warum erweckt man ihr Gefühl gegen das Schöne und Gute der Schriftsteller nicht mit größerer Sorgfalt? Das Lesen ist an und für sich keine Tugend; es ist wahr. Aber es ist doch ein sicheres Hülfsmittel zur Weisheit und Tugend, und also muß bei einer guten Erziehung vornehmlich darauf gesehen werden, daß junge Leute mit Geschmack und Empfindung lesen lernen. Man muß den Knaben zur Arbeitsamkeit gewöhnen; aber heißt dieses nur, ihn nötigen, daß er des Tages vier bis fünf Stunden bei seinen Büchern und Papieren sitzen und den Verdruß darüber verbergen lerne? Der wird nie arbeitssam gemacht, der nicht mit Lust und Verstand arbeiten lernet. Durch das Lesen aber kann man das Nachdenken des Knaben üben; man kann ihn ermuntern, sich das Gelesene in sein Diarium stellenweise aufzuzeichnen und kleine Anmerkungen dazu zu setzen und sich also Schätze sammeln zu lernen, die ihm wirklich Mühe kosten und doch auch angenehm sind. Strengt man ihn im Lesen nicht zugleich seiner Fähigkeit gemäß an, so wird er nur aus Wollust lesen und nicht mit seinem Verstande arbeiten lernen. Strengt man ihn an, bloß um ihn zur Arbeitsamkeit zu gewöhnen, so wird man ihn in einen verdrüßlichen Ekel stürzen.

Der sorgfältige Gebrauch der Zeit ist eine schätzbare Tugend, die der Jugend frühzeitig beigebracht werden muß. Man muß sie unvermerkt zu einer beständigen Anwendung derselben zu füh-

¹ Vgl. oben die Anmerkung S. 316. Der „Zuschauer“ sowohl als der „Nordische Aufseher“ sind Zeitschriften moralischen Inhalts, den englischen (Abbissons „Spectator“) nachgeahmt.

ren und sie zu gewöhnen suchen, daß sie bei dem Ende eines jeden Tages Rechenschaft von sich selber fordern und ihre getriebnen Beschäftigungen überdenken lernen. Zu dieser Aufrichtigkeit und Rechenschaft hält der Lehrer seine Untergebenen liebevoll an, und sie müssen oft schriftlich die Fehler, die sie bei der Anwendung der Zeit begangen, und auch ihren Fleiß bemerken, sich vor sich selbst schämen und über sich selbst freuen lernen. Der kluge Lehrer kann viel ausrichten, wenn er nur unverdrossen und sorgsam und nicht durch den Eigensinn der Eltern geseßelt ist.

An dem Lesen und Schreiben, an der Musik, an der Rechenkunst, an dem Zeichnen, an den Leibesübungen muß der Knabe Aufmerksamkeit und Arbeitsamkeit lernen; an der genauen Einteilung und Beobachtung dieser Stunden die künftige Ordnung in seinen Geschäften, und an der Aufsicht und richtigen Verwahrung seiner Bücher, Papiere, Briefe, Geräthschaften und Zeitvertreibe die Sorgfalt der Ökonomie. Es ist ein großes Unglück, daß man uns von Jugend auf die Kunst nicht lehret, sich stets nützlich und doch nicht zur Unzeit zu beschäftigen, und ein Unglück für vornehme Kinder, daß man das zu sehr durch andre für sie thun läßt, was sie selbst sollten thun lernen. Warum überlassen oft so viele Große in ihrem Leben die Besorgung gewisser Geschäfte, die sie selbst führen sollten, dem Fleiße und dem Gewissen anderer? Aus Bequemlichkeit. Und hat nicht oft diese Bequemlichkeit ihren Hauptgrund in der ersten Erziehung? Warum können sie keine körperlichen Beschwerden, die doch von ihrem Stande oft unzertrennlich sind, ausstehen? Warum fliehen sie vor aller Arbeit? Man gehe nur in ihre ersten Jahre zurück, und man wird die Quelle leicht finden. Warum hält es der Vornehme für eine unentbehrliche Glückseligkeit, alle Augenblicke sorgfältig bedient zu werden; für ein Glück, dessen Mangel ihn trostlos machen würde? Weil er in seiner Jugend, sich selbst zu bedienen, nicht weislich gelehrt wurde.

Dieser Gemächlichkeit, die den großen Tugenden so hinderlich ist, diesem Gange zur Bequemlichkeit muß der Lehrer durch die Arbeitsamkeit wehren und den Knaben anhalten, solche Bemühungen über sich zu nehmen, die seinem Geiste, seinem Körper, seiner

Gesundheit, seinem künftigen Stande dienlich sind. Da die Weichlichkeit des Körpers ein großes und stets zunehmendes Hindernis der Seele und der Tugend ist, so muß er um so viel mehr die Erziehung seines Lehrlings von dieser Seite her in Sicherheit setzen, ihn die Kostbarkeit der Morgenstunde schätzen lehren, um ihn vor der Wollust des Schlafes und des weichen Bettes zu bewahren, seinen Körper durch Leibesübungen abhärten, ihn vorsichtig an die Erduldung der verschiedenen Witterungen und Jahreszeiten von den ersten Jahren her gewöhnen, ihn lehren, das Vergnügen der Mahlzeit nicht in den Speisen allein, sondern in heitern Gesprächen zu suchen und sich das wohlschmeckende Gericht durch das Andenken der vollendeten Geschäfte und durch die Würze des erarbeiteten Hungers noch mehr zu versüßen.

Die Habgucht ist oft eine frühe Neigung der Jugend sowohl als die Verschwendung, und Sparsamkeit und Freigebigkeit sind so große Tugenden des Lebens, daß sie in jungen Gemüthern von jeher erweckt werden müssen. Der Knabe lerne in der Verwaltung seines kleinen Vermögens unter der Aufsicht seines Führers die Anfangsgründe der Sparsamkeit. Er dürfe kaufen, aber er werde gelenket, das Notwendige dem bloß Angenehmen, das Bessere dem Geringern vorzuziehen. Er lerne früh von den Ausgaben für sein Vergnügen den Aufwand zu einem guten Buche und das Geld zu einem frohen Almosen ersparen. Man lasse den Elenden und Armen vor ihm erscheinen und seine Hand gegen ihn willig wie sein Herz mitleidig werden. Er sei nie so arm, daß er nicht wenigstens einen Scherf zu einer Gutthat anwenden könne, und das Vergnügen, einen Hungerigen mit einem Bissen Brote zu stärken, einen Durstigen mit einem frischen Trunke zu laben, müsse seiner jungen Seele Wollust und seinem Auge der herrlichste Anblick werden. Scheint er zur Verschwendung geneigt, so kehre man sie auf die Seite der Freigebigkeit. Und wenn er zu viel und zu unvorsichtig gibt, so ersetze man ihm den Verlust nicht, sondern lasse ihn in die Umstände kommen, daß er angesprochen wird und nichts geben kann; daß er gern etwas kaufen möchte und es durch seine Schuld nicht kaufen kann; daß er gern seinen jungen Freund bewirten möchte und es nicht thun kann; daß er gern

seinen treuen Bedienten für eine Sorgfalt belohnen möchte und es nicht kann. So wird man ihm die Sparsamkeit durch sichtbare Gründe notwendig und schätzbar machen.

Dankbarkeit, Dienstfertigkeit, Treue, Verschwiegenheit, Vertragsamkeit sollen billig auch Tugenden der ersten Jahre sein, und die Kunst der Erziehung besteht darinnen, daß man sie die Jugend bei allen Gelegenheiten ausüben lasse und ihr alsdann sowohl die Schönheit und Wichtigkeit derselben als das Häßliche des Gegentheils zeige. Die Wortdankbarkeit, zu der man Kinder gegen ihre Eltern anhält, bringt sie oft auf einen kindischen Begriff der Dankbarkeit. Man führe sie dahin, wo sie durch Gehorsam in Fällen, die ihnen Überwindung kosten, ihre Eltern aus Dankbarkeit vergnügen können. Auch der Niedrigste, der ihnen einen Dienst gethan, müsse ihrem Gedächtnisse nicht entfallen. Der Schüler lerne, daß man allezeit Gelegenheit hat, dienstfertig zu sein, daß eine Fürbitte, ein guter Rat, daß Mitleiden oft mehr Dienst sei als das Geld, das man gibt; daß die Art, mit der man dienet, dem Dienste den größten Wert gibt und nimmt; daß die Hochachtung, die man andern nicht versagt, die Höflichkeit, mit der man den Niedrigsten begegnet, die Güte, mit der man aus Unvermögen eine Bitte abschlägt, die Aufmerksamkeit, mit der man das Elend der Bittenden anhört, oder mit der man in der Gesellschaft zuhört, zuweilen die Stelle des Dienstes verrete, den man wirklich zu leisten außer stande ist, und daß man also stets Nahrung zur Dienstfertigkeit finde. Eben dieses lasse man das Kind in den Gelegenheiten, die sich zeigen, oder die wir klüglich veranstalten, erfahren.

Kann der Knabe nicht schon das Edle und Nützliche der Treue und Verschwiegenheit in dem Umgange mit seinem jungen Freunde, mit seinen Blutsverwandten, mit seinen Eltern und Lehrern schmecken lernen? Eine sorgfältige Anführung, die fortgesetzt und von guten Beispielen unterstützt wird, thut Wunder für das Herz der Jugend, und was kann also die Pflicht der Eltern anders sein, als ihr diese Erziehung selbst zu geben oder durch geschickte und gewissenhafte Personen geben zu lassen und, wenn es möglich ist, ihren Übungen des Unterrichts oft beizuwohnen? Ein Geschäfte,

zu dem ein Paul Amil¹, ein Augustus nicht zu groß gewesen sind, und das viele unsrer alten Fürsten und Fürstinnen für die wichtigste Pflicht gehalten haben.

Auch weise Belohnungen und Strafen der Kinder sind bei der Sorgfalt für eine gute Erziehung ebenso unentbehrlich als wichtig. Alle die Dinge, welche der Eitelkeit und Sinnlichkeit des Menschen schmeicheln, sollen nur selten und sehr vorsichtig zu Belohnungen der Kinder angewandt werden. Man belohne ihren Fleiß wenig mit Näschereien, Spielwerken, neuen Kleidern und Freistunden und weit mehr mit nützlichen Dingen, Büchern, Instrumenten und Werkzeugen, und mache ihnen die Kenntniß dieser oder jener angenehmen und nützlichen Sache zur Vergeltung ihres Gehorsams. Unter die besten Belohnungen gehören vorzüglich die Merkmale der Liebe und des Beifalls. Ein verdienter Beifall muß die Folgsamkeit des Kindes ermuntern, und es muß sein Wunsch sein, den vernünftigen Zuschauern seines Lebens zu gefallen. Dennoch ist die Triebfeder der Ehrbegierde, durch die man sein Herz zum rühmlichen Verhalten in Bewegung setzen will, eine gefährliche Triebfeder in den Händen vieler Eltern und Aufseher. Immer den Kindern vorsagen, wie schön es sei, andre zu übertreffen, wie viel Gutes man von diesem Knaben und von seiner Aufführung spreche, wie jener Mann durch seine Geschicklichkeit zur höchsten Würde, dieser durch seinen Fleiß zu Reichtümern und zu einem allgemeinen Ansehen gelangt sei; wieviel Ruhm sich dieser erschrieben, jener ersocht und ein anderer sich durch seine Redlichkeit erhandelt habe, heißt junge Herzen nicht gegen das Gute, sondern gegen den Ruhm, gegen Pracht und Ansehen und Wollust empfindlich machen und die Ehrsucht und den Neid zu Herrschern ihrer Gemüther einsetzen. Ein unseliges Verfahren, denn es erweckt und nährt den Stolz, und dieser, wenn er gleich in rühmliche Thaten ausbricht, ist nichts besser und vergiftet die Seele ebensowohl als der Geiz. Hat die Würde der Tugend und der Himmel keine größern Ermunterungen für die Lieb-

¹ Gemeint ist Lucius Amilius Paullus, der im Jahre 168 v. Chr. den makedonischen König Perseus in der Schlacht bei Pydna besiegte. Er starb im Jahre 160.

haber des Guten? Und folgen denn Ehre und Ansehen und Würden so gewiß der Tugend nach, als man uns in unsern jüngern Jahren prahlerisch verheißt? Und wenn wir nun die Tugend nicht reich, nicht groß und uns endlich selbst von diesen Belohnungen verlassen sehen, was wird da aus dem Systeme unsrer Tugend werden? Ist kein belohnender Zeuge alles Guten gegenwärtig, auf den man uns zurückführen könnte, um uns durch göttliche und nicht bloß durch bürgerliche Bewegungsgründe auf der Bahn des Guten zu stärken?

Man muß junge Herzen anfeuern, alles auf die rühmlichste und vollkommenste Art zu thun, folgsam, arbeitssam, wahrhaft, liebevoll, bescheiden, mäßig, demüthig, dankbar, klug und verständig zu sein, das ist wahr; aber nicht um andre zu übertreffen und sich über sie emporzuschwingen, sondern um in allen seinen Neigungen und Handlungen die ewige Regel zu beobachten, welche der Allmächtige festgesetzt und durch die Vernunft und sein Wort offenbaret hat, und um seines Wohlgefallens und der Liebe der Vernünftigen würdig zu werden. Dieses sei der einzige Ehrgeiz, den man der Jugend einzulösen nicht müde werde. Daß sie aus Absicht, den Willen Gottes zu thun, in allen Umständen das Beste wähle und sich kein Hindernis davon abhalten lasse, das sei ihr höchstes System der Ehre und Nacheiferung! Wer rühmlich handelt, weil er keinen Bessern, keinen Klügern und Gefittetern über sich sehen will, der ist aus der bösesten Neigung, aus Neid, gut; der muß heimlich wünschen, daß andre nicht so gut sein möchten; der muß sich freuen, wenn er sieht, daß sie es nicht sind, und sich kränken, wenn sie Vorzüge haben. Welche niederträchtige Gemüthsbeschaffenheit! Und gleichwohl ist es diejenige, zu der man uns durch die Triebfeder der Ehrsucht und des Vorzugstreites nicht selten in unsrer Jugend so eifrig aufmuntert! Um Ruhm zu haben, lehrt man uns, weise und tugendhaft zu sein; das heißt, man macht uns erst eitel und sinnlich, um uns rechtschaffen zu machen. Man beseelet uns mit der Begierde, andre zu übertreffen, und zugleich mit der Geringschätzung gegen diejenigen, die weniger Talente und Glück besitzen als wir. Man lehrt uns die Hochachtung unsrer selbst nicht anders, als ob es zu befürchten wäre,

daß wir die Tugend der Demut übertreiben würden. Man erfüllt unsern Verstand mit guten Grundsätzen und bläht das Herz zugleich mit Eitelkeit auf. Man lehrt uns Künste, Wissenschaften und Gewerbe treiben, damit uns die Welt bewundere und wir der Welt durch Geschicklichkeit und Glanz immer ins Auge fallen. In der That eine würdige Absicht, warum uns Gott mit so edlen Kräften der Seele auf den Schauplatz des Lebens gestellt hat! Wenn unsre Geschäfte, in denen der größte Teil unsres Lebens verbracht wird, kein Gegenstand der Tugend, keine Schule des Gehorsams gegen den Geber unsers Lebens sein sollen, was ist alsdann die Tugend? Und in der That, ein Hochmütiger hat gar keine Tugend, wenn der Stolz keine ist. Man macht durch die Ehrsucht junge Theaterkönige, die ihre Rolle gut spielen, damit sie das Händeklatschen der Logen und des Parterre erbeuten. Man macht Heuchler und ewige Lügner aus ihnen, die aus Eitelkeit etwas sein wollten, was sie nicht sind, und das scheinen wollen, was sie nicht sein können und oft nicht werden mögen. Sie lernen ihre Schwäche künstlich verbergen, anstatt sie zu verbessern, ihre Fehler leugnen, anstatt sie zu gestehen und abzulegen. Sie lernen die Miene, den Ton, die Stellung des Gesitteten und Höflichen und Dienstfertigen annehmen und sich einbilden, daß sie dieses sind; sie lernen also sich selbst belügen, indem sie andre hintergehen. Damit der andre nicht besser sei als der ehrgeizige Knabe, wird dieser gar bald jenen verkleinern, ihm Fehler andichten, die wahren aber ausbreiten und vergrößern lernen. Auf solche Art wird er den Grund zu dem hassenswürdigen Charakter legen, da man das Gute an niemanden als an sich schähet, das Verdienst niemanden gönnet und es am wenigstens an seinesgleichen oder an den Niedrigern dulden kann. Verträgt sich dieser Charakter mit der Vernunft, so ist die Vernunft eine elende Anführerin zum Guten. Und gehört es zur guten Erziehung, der Tugend die Ehrsucht beizubringen und sie durch ihre Belohnungen zu rühmlichen Absichten und Thaten zu bilden, so ist eine niederträchtige Erziehung für das Herz nicht viel gefährlicher, für die Welt aber selbst weniger schädlich, weil sie weniger gemein ist als jene, wie tausend ehrsuchtige Beispiele in allen Häusern betweisen können.

Man irrt, wenn man glaubt, daß dieser Fehler der Erziehung nur in den vornehmen Häusern herrsche. Auch die niedrigste Hütte hat ihren Stolz, der bald zu einer ansteckenden Seuche für die Kinder wird.

Was die Strafen anlangt, deren man sich bedienen soll, so ist es vielleicht genug, wenn sich Eltern und Führer stets erinnern, was sie bestrafen und warum sie strafen, um die besten Arten und den rechten Grad der Strafen ausfindig zu machen. Man bestrafet die Fehler an Kindern, damit sie solche nicht mehr begehen. Wie sorgfältig sollte man also sein, den Fehler in seiner ersten Geburt zu bestrafen, ehe er unglückliche Gewohnheit wird! Eine einzige feierliche Züchtigung würde bei dem Anfange genug gewesen sein, und bei dem schon oft wiederholten Fehler langt oft eine zehnfache Bestrafung nicht bis zur Absicht der Strafe. Das Kind, das im zehnten Jahre mit aller Strenge nicht von der Unwahrhaftigkeit, der Halsstarrigkeit, der Rachsucht zurückgehalten werden kann, würde im vierten und fünften Jahre bei den ersten Ausbrüchen dieser Leidenschaften mit geringer Schärfe und vielleicht mit einer einzigen ernsthaften Züchtigung zu heilen gewesen sein, wenn man diese Fehler nicht aus Unvorsichtigkeit oder aus einer barbarischen Liebe übersehen hätte.

Man mache einen sorgfältigen Unterschied zwischen den Fehlern des Herzens und den Fehlern der Übereilung und Thorheit, zwischen den Fehlern des wesentlichen und des zufälligen Wohlstandes. Ein Fehler des Herzens erhalte nie Nachsicht und Vergebung, bis man die Kinder nicht das Häßliche desselben hat fühlen lassen. Haben sie zu wenig Verstand, die Gründe und Vorstellungen von der Strafbarkeit des Bösen einzusehen, das sie gethan, so werde die Strafe ihre Lehrmeisterin, die Entziehung der Gewogenheit, der kleine Kerker, der Hunger, je nachdem es die Beschaffenheit des Naturells und der Jahre erfordern. Und nie sei die Kränklichkeit des Kindes eine Ursache zur Nachsicht gegen seine bösen Neigungen. Böse Neigungen verstärken die Krankheiten des Körpers und sind selbst die gefährlichste Krankheit. Lieber das schwächliche Kind um seiner Bosheit willen bis auf das Blut gestraft, als in ihm ein unseliges Geschöpf zu seiner und

andrer Marter' und zum Mißfallen des Höchsten aufwachsen lassen. Die Widerseßlichkeit des Kindes gegen die Eltern und Lehrer, der schrecklichste Fehler, den man dulden kann, wird mit den Jahren Aufruhr und Empörung in allen Verhältnissen des Lebens. Eben der Knabe, der seinen Eltern den Gehorsam verweigert, wird ihn dem Obern, dem Könige, versagen und Gott selbst. Eben der, der in seiner Jugend nicht gehorchen lernte, wird die Gesetze der Ordnung als Jüngling und Mann unter die Füße treten und sich durch Ungeßüm und Wut die Bahn der Ungebundenheit, es koste Ehre oder Blut, öffnen. Man hüte sich nur, daß man die Fehler der Kinder nicht im Zorne, sondern mehr mit kaltem Blute strafe; man überzeuge sie, daß man sie aus Liebe züchtige und lasse keine Fürbitte bei einem Fehler der Bosheit, auch in ihren ersten Jahren, gelten. Ein veranstalteter Betrug, den sie begehen, wird oft unsinnig als Witz des Kindes bewundert, und er sollte zum ersten Male gleich auf das schärfste bestraft werden. Ein Fehler des äußerlichen Wohlstandes wird oft hart bestraft und dem Knaben ewig vorgehalten, und eine feine Unwahrheit überfieht man ihm. Gleichwohl sollte auf diese die empfindlichste Strafe und auf den Fehler der ersten Art nur eine geringe Ahndung folgen. Auf diese Weise werden Kinder zu einer unglücklichen und unrichtigen Art, zu empfinden und sich zu schämen, verwöhnt. Sie lernen vor dem geringern Fehler erschrecken und bei dem wahren Bösen gleichgültig bleiben: der Trieb der Schamhaftigkeit, der so göttliche Wächter der Tugend, wird nur auf Kleinigkeiten und auf das Äußerliche der Handlung, nicht auf das Unerlaubte der Neigungen und der That selbst geleitet. Und so sieht man Kinder, denen das Blut ins Gesicht steigt, wenn sie einen Fehler des Wohlstandes bei der Tafel aus Unvorsichtigkeit begehen, die bei einem Flecken im Kleide zittern, und die doch mit frecher Stirne eine Lüge vorbringen und einen Fluch zum Beweise hinsetzen, mit kaltem Blute ein Tier ermorden, ohne Schamröthe eines Gebrechlichen spotten und den klügern Bedienten die schrecklichsten Namen beilegen. Man sei also aufmerksam bei den Fehlern und lehre das Kind da vornehmlich erschrecken und sich schämen, wo es die Vernunft am meisten befiehlt. So oft man

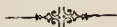
durch Sorglosigkeit, durch üble Beispiele, durch unproportionierliche Strafen den natürlichen und wundervollen Trieb der Schamröthe in den Kindern unrichtig lenket oder matt werden läßt, so oft handelt man wider ihr Glück und also wider die Regeln einer guten Erziehung. Die Regeln der Alten: man habe für den Knaben die größte Ehrerbietung, ist eine der weisesten. Man verfare nur in Geberden, Worten und Handlungen, in allen erlaubten Dingen, die man in seiner Gegenwart thut, stets so sorgfältig, als man im Beisein des weisesten, vornehmsten und frommsten Mannes thun würde, so hat man diese Regel der Behutsamkeit und des äußerlichen Beispiels erfüllt.

Eine so sorgfältig fortgesetzte Erziehung der Kinder bis in die Jahre, da sie in die große Welt eintreten und nun sowohl ihren von uns geprüften Neigungen als auch ihren Umständen und dem Stande, darein sie durch die Geburt gesetzt sind, gemäß eine gewisse Lebensart als ihren Beruf ergreifen, wird zuverlässig auf ihr ganzes Leben ihr Glück fest gründen. Sie werden dadurch nicht nur geschickter zu den Geschäften des Lebens, sondern auch in ihrem Innersten glücklicher, in ihrem Herzen edler und zur Ewigkeit immer reifer werden. Es ist wahr, daß diese sorgfältige Erziehung in den meisten Stücken nur in großen Häusern und unter den dazu günstigen Umständen stattfindet. Allein man erschrecke nicht. Wir sehen oft, daß Töchter in einem niedrigen Hause an der Hand einer Mutter, die nur gesunden Verstand und ein frommes Herz besizet, und Söhne an der Hand eines nicht vornehmen, noch gelehrten Vaters, der aber Einsicht, Erfahrung und Tugend besizet, weiser und glücklicher erzogen werden als in dem Hause, wo die beste und scharfsinnigste Erziehung zu herrschen scheint. Die Kraft des guten Beispiels, die natürlichen Gaben der Kinder und der besondre Segen der Vorsehung, der die Bemühungen frommer und unermüdeten Eltern begleitet, sind vermutlich die Hauptursachen dieses Glücks. Eltern, die ihre Kinder Weisheit und gute Sitten von den ersten Jahren an, bis sie in die große Welt treten, unverrückt durch ihre Thaten und ihr tägliches Verhalten lehren, lehren sehr berecht und erwerben sich das ehrwürdige Ansehn, das stillschweigend unterrichtet und auch in der Ferne

ermuntert. Sie erwerben sich dadurch die Liebe der Kinder, die zum Gehorsame die beste Triebfeder ist. Solche Eltern werden endlich durch die Liebe zu ihrem Kinde und zur Pflicht oft da scharfsinnig, wo andre Eltern nichts sehen, und durch die Liebe zu Gott oft da unermüdet und strenge, wo andre sorglos oder nachsichtig verfahren. Daher kann oft ihr gutes Herz bei einem gesunden Verstande den Kindern die glücklichste Erziehung geben. Niedrige Eltern, die ihre Kinder zu vernünftigen Christen und nützlichen Bürgern auferziehen, haben sie auf das glücklichste erzogen. Denn laßt den Menschen in allen andern rühmlichen Erkenntnissen unwissend sein, laßt ihn in der Dunkelheit bleiben und seinen Namen nicht unter den Menschen genannt werden; wenn er nur gelernt hat, welcher Weg zum Leben führt, wer sein Erlöser sei, wer ihm seine Sünden vergibt und die Wunden seines Gewissens heilt, wenn er durch die Erleuchtung der Religion Gott über alles und seinen Nächsten als sich zu lieben gelernt hat und nach diesen Geboten in seinem erwählten Berufe und Stande lebt und handelt: so kann er auf Erden ruhig sein, so ist er zum Himmelreiche gelehrt, so weiß er alles, warum der Mensch da ist, so kann er ewig glücklich werden.

Glücklich, meine Herren, sind wir, die wir einer guten Erziehung genossen, unendlich strafbar, wenn wir sie denen nicht geben, die künftig von uns geboren oder unsern Händen zur Bildung anvertraut werden. Ist die Erziehung das wichtigste Werk der Eltern und Aufseher, so müssen sie den Segen der Vorsehung demüthig suchen und sich nicht auf ihren Verstand bei derselben verlassen. Sollte Gott wohl diesen Segen bei der Bildung der Seelen, die er zur Tugend geschaffen hat, versagen? Ist endlich die Erziehung das größte Glück der Kinder, so müssen diese eine willige Folgsamkeit dabei beweisen und den Samen einer frühen Tugend nicht unter dem Unkraute der falschen Meinungen, der Lüste und bösen Gesellschaften ersticken lassen. Dir, noch zarte Jugend, die mich icht höret, sei es insonderheit empfohlen: Ehre Vater und Mutter mit der That (durch Gehorsam) und mit Worten und Geduld, auf daß ihr Segen über dich komme. Denn wer den Herrn fürchtet, der ehret auch den Vater und dienet seinen Eltern

und hält sie für seine Herren, und über ihn kommt der von Gott verheißne Segen: auf daß dir's wohlgehe und du lange lebest auf Erden.¹ Ja, wer sich gern läßt strafen und ziehen von seinen Eltern und Vorgesetzten, der wird klug werden, wer aber ungestraft sein will, der bleibt ein Narr.² Ein Vater des Gerechten (des Tugendhaften) freuet sich, und wer einen Weisen gezeuget hat, ist fröhlich darüber. Laß sich also, o Jugend, deinen Vater freuen und über dir fröhlich sein, die dich gezeuget hat.³ Denn des Vaters Freude und Segen bauet den Kindern Häuser, aber der Mutter Kummer und Fluch reißet sie nieder.⁴



Aus der III. Vorlesung. Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philosophen und von der Furchtlichkeit der freigeisterischen Moral.

Das System der freigeisterischen Moral ist nicht schwer zu entwerfen. Der niedrigste Mensch, der sich seinen Leidenschaften ungestört überläßt, prediget es in seinen Handlungen, und seine Handlungen lassen sich leicht in Grundsätze auflösen. — „Suche dein Vergnügen. Was dieses befördert, ist erlaubt und weise; was dich davon abhält, ist Thorheit, Furchtsamkeit und Aberglaube. Die Selbstliebe ist dein Gesetz; folge ihr, solange dich keine offenbare Gewalt abhält, und fürchte nichts als den Arm des Henkers. Nichts ist für sich gut, nichts böse. Die Gottheit achtet der niedrigen Handlungen des Menschen nicht, und seine Natur befiehlt ihm, nach dem eingepflanzten Instincte zu handeln. — Der ist frei, der thun darf, was er wünschet, und was er wünschet, nur das ist sein Glück: Vergnügungen der Sinne und der Einbildungskraft, Freuden der Wollust, der Ehre und des Reichthums.“ — „Dringt“, ruft der Freigeist uns zu:

¹ Sir. 3, 9. 10; 8, 7.

² Spr. Sal. 12, 1.

³ Spr. Sal. 23, 24. 25.

⁴ Sir. 3, 2.

er wird sich widersezen. So widerseze ich mich auch. Er bietet List und Tücke, Gift und Meuchelmord auf, zu seinem Ziele zu gelangen; ich auch. Ewiger Krieg des Eigennuzes und der Frechheit! Ist kein gerechter Gott, keine Tugend, keine Unsterblichkeit der Seele und also keine ewige Belohnung oder Strafe: was soll mich abhalten, so oft ich kann, der Stimme meiner erhigten Leidenschaften zu gehorchen?

„Dann hätt' ich Lust, ein Bösewicht zu sein,
Und würde, wär' kein Gott, auch keinen König scheun.“¹

So ist denn nach dem Systeme des Freidenkers der schwärzeste Undank, wenn er mein Vergnügen befördert, kein Laster? So darf ich meinen Nächsten heimlich plündern, wenn es meine Ruhe also verlangt, und den Nachbar mit Gifte aus dem Wege räumen, wenn ich mich seiner Gattin nicht anders bemächtigen kann? So sind Betrug, Verrätherei und Meineid erlaubt, sobald sie ein Mittel sind, die Befehle meines Eigennuzes zu befriedigen? So sind die Bande der Familie und der Freundschaft nichts als abergläubische Fessel? So darf man mir meine Gattin, die ich wie mich liebe, rauben; meine Tochter, die Freude meines Hauses, entehren; meinen Sohn, die Hoffnung meines Lebens, zum Ungehorsamen, zum Bösewichte, zum Lästler Gottes machen? So ist nichts mein? So ist keine äußerliche Sicherheit als durch List und Gewalt? So hat der Obere kein Gesetz, als die Stillung seiner unmäßigen Begierden? Und ich soll ihm gehorchen? So hat der Niedere kein Gesetz, als die Gewalt, wo er kann, von sich abzuwenden und das Leben des Obern seinem Eigennuze aufzuopfern? Und ich soll regieren? So ist keine Treue, kein Band der Liebe, das die Menschen verknüpft, und nur der Eigennuz ist ihr höchstes Gesetz? Und in diese Gesellschaft der Betrüger, der Undankbaren, der Meineidigen, der Räuber, der Mörder, der Blutschänder, der Gottesleugner wollet ihr uns versetzen, ihr Freigeister? O Feinde der Menschen und Gottes! Ist dieses die Welt der Zufriedenheit, o, so sei der Tag unsrer Geburt verflucht!

Meine Herren, dieses Gemälde der freigeisterischen Moral muß

¹ Aus dem „Frommen General“. S. oben, S. 158.

uns notwendig in der Verehrung der Tugend stärken, die uns eine erleuchtete Vernunft, das Gewissen und die Religion anpreisen. Aber vielleicht scheint Ihnen dieses Gemälde nicht getreu genug zu sein. Und es ist wahr, nicht alle Feinde der geoffenbarten Religion nehmen ganz diese schreckliche Moral an. Die äußerlichen Umstände, in welchen sie sich befinden, ihr persönlicher Charakter und selbst die wohlthätigen Eindrücke, welche der erste Unterricht in der Religion in ihren Herzen, ohne daß sie es erkennen wollen, zurückgelassen hat, schränken dieselbe in einzelnen Fällen ein. Aber ist es bei dem allen nicht ebenso wahr, daß es die Moral vieler Freigeister ist, und daß die Freigeisterei, wenn auch nicht auf einmal, doch nach und nach auf eine solche Moral abführet? Beweisen dies nicht so manche deistische Schriften zur Genüge? Man verlasse nur auf dem Wege der Pflicht die leitende Hand der Offenbarung, und bald werden sich die verderbten Neigungen des Herzens zu Führerinnen anbieten und reizen, noch einen Schritt weiter zu wagen, bis man endlich über alle Grenzen der Pflicht hinaus ist. Wenigstens setzt man sich allezeit einer so großen Gefahr aus, wenn man in dem hellsten Lichte der Offenbarung, anstatt sie gehörig zu prüfen, sich entschließen kann, lieber ein Deist zu sein. Bewahren Sie also, meine Herren, Ihre noch zarten Seelen vor den Grundsätzen der Freigeisterei, die, so schrecklich sie überhaupt sind, dennoch einzeln in einem uns natürlichen Gange zum Laster oft ihren Schutz finden; vor den freigeisterischen Meinungen, die von den Thronen der Großen schon in die Hütten der Niedern sich verbreiten, gleich der Pestilenz, die im Finstern schleicht, und der Seuche, die im Mittage verderbt. Saurin, der treffliche Saurin, saget¹, er habe keinen Freigeist, keinen ohne Ausnahme, gekannt, der nicht auf seinem Todtbette sein System widerrufen und verabscheuet hätte; und Sie finden viele solcher lehrreichen Beispiele in einem Werke des dänischen frommen und gelehrten Bischofs Pontoppidan aufgestellt.² Ja, bei

¹ S. Saurins „Predigten über die Lebensgeschichte Jesu und andre damit verwandte Materien“, 2. Teil, 11. Predigt, 272. S. in der neuen Übersetzung (Gellert.) Vgl. dazu die Erzählung „Der Freigeist“, oben S. 109.

² S. Pontoppidans „Kraft der Wahrheit, den Unglauben zu besiegen“ (Gellert.)

den Kräften einer dauerhaften Gesundheit, in dem Taumel der Leidenschaften, in der täglichen Erneuerung der Wollüste, in den Zerstreuungen und Gesellschaften ausschweifender Menschen, benebelt vom Weine, unterwiesen in den Geheimnissen der Zweifelsucht und des Spottes über die Heilige Schrift, läßt sich der Verstand zwingen, Unsinn als Wahrheit zu glauben, und das Gewissen, gleich einer geschändeten Unschuld, verhüllt sich einige Zeit. Aber bei der Annäherung einer gefährlichen Krankheit, losgerissen von den Vergnügungen, an die der Ausschweifende gefesselt war, frei und genötiget zum Nachdenken, erblickt er die Gegenstände in einem ganz andern Lichte. Die Vernunft, vom aufgewachten Gewissen gedrungen, behauptet die Rechte der Wahrheit. Die Schrecken des Todes, der Gedanke der Ewigkeit, der Gedanke eines heiligen Gottes, den kein Freigeist aus seinem Herzen vertilgen kann, dringen mit aller Macht auf ihn und sind die Folter seiner Seele, die ihr das Bekenntniß abnötiget, daß sie sich wider Gott empöret hat, daß sie unselig ist.

Wir haben in unsern Tagen so viele Lehrer der Freigeisterei; und damit uns weder ein frecher Brite noch ein spottender Gallier umsonst unterrichten möge, so breiten wir zum Danke dafür ihre Geheimnisse aus und erfinden nur Farben, den Unglauben zu schmücken. Hüten Sie sich vor solchen Schriften und Menschen, teuerste Freunde! Sie treten in die große Welt, und viele von Ihnen eilen vielleicht bald in fremde Länder, bald in die Gefahr, mit den Grundsätzen des Unglaubens vertrauter zu werden. Das Ansehen eines sonst gelehrten und scharfsinnigen Mannes, eines Mannes von seiner Lebensart, der angenehm und gesucht in Gesellschaft ist, dem viele gehorchen müssen, dessen Schutz wir nicht entbehren können, macht seinen Unglauben oft glänzend in unsern Augen, und der Freigeist im Ordensbunde lehrt immer eindringender als der im Schulrocke, ob sie schon beide gleich elend lehren.

Ich bitte Sie, meine Herren, denn was kann ich anders thun, als bitten? Ich bitte Sie, als Ihr Freund, bei allem, was Ihnen schätzbar ist auf Erden und im Himmel, bei der Liebe des Blutes, aus dem Sie entsprossen sind, bei der Ruhe des Herzens, die

Sie alle suchen, bei dem Glücke der Nachwelt, die von Ihnen entspringen soll, und bei wem soll ich mehr bitten? Bei Gott, dem Allmächtigen! — widerstehen Sie den Verführungen der Freigeisterei und des Lasters. Bewahren Sie ihr empfindliches Gewissen von Jugend auf, und wehren Sie durch ihr standhaftes Beispiel der Ungebundenheit in den Meinungen und Sitten, wie Sie rühmlich thum. Erinnern Sie sich oft der schreckensvollen Worte: „Gleichwie sie nicht geachtet haben, daß sie Gott erkannten, hat sie Gott dahin gegeben in verkehrten Sinn.“¹

Denken Sie, wenn Sie einen freigeisterischen König mit seinem Unglaubentriumphieren sehen, an einen rechtschaffenen Antonin², der doch noch lange kein Christ war. Denken Sie, wenn Sie dereinst in den Gemächern der Großen einen Rochester, einen Hobbes³, einen Bolingbroke⁴ und Shaftesbury⁴ der Religion spotten hören, denken Sie an einen Verulam⁵, Addison⁶, Littleton⁷ und West, die sie durch ihre Schriften und Sitten verherrlichten. Der gewissenhafte Minister, der sonst Gaben des Geistes und Geschicklichkeit zu öffentlichen Geschäften besizet, wird an allen Höfen, wo noch so wenig Religion herrschet, dennoch der ehrwürdigste bleiben. Irren Sie die Sophistereien eines Bayle⁸, die er mit einem spitzsündigen Scharfsinne und einer ruhmredigen Gelehrsamkeit unterstüzet, o, so denken Sie an so viele große Männer, welche die Vernunft über die Begierde, sinnreich und gelehrt zu scheinen, und den Glauben über beide herrschen ließen. Ein gelehrter Erasmus

¹ Röm. 1, 28.

² Titus Aurelius Antoninus Pius, römischer Kaiser (138–161 n. Chr.). Unter ihm erfreuten sich die Christen nicht bloß der Duldung, sondern auch seiner persönlichen Hochachtung.

³ Thomas Hobbes (1588–1679), Philosoph und Rechtslehrer.

⁴ Viscount Henry Saint John Bolingbroke (1678–1751), Staatsmann und Philosoph, mit Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671–1713), einer der Hauptvorkämpfer des englischen Deismus.

⁵ Baco von Verulam (1561–1626). Vgl. seinen berühmten Satz: „Die Philosophie, wenn sie flüchtig gekostet wird, führt von Gott ab, bis zum Grunde geleert, führt sie zu Gott zurück.“

⁶ Joseph Addison (1672–1719), Dichter und Popularphilosoph, Herausgeber des „Spectator“.

⁷ Lord George Littleton (gest. 1773), verfaßte „Poetische Briefe“.

⁸ Peter Bayle (1647–1706), dessen „Dictionnaire historique et critique“ eine Hauptfundgrube für die „Aufklärungsphilosophen“ wurde.

oder Melanchthon gehe bei Ihnen weit über einen gelehrten Bayle. Was ist der Wiz eines La Mettrie¹, mit dem er frech über das Heiligste spottet, gegen den Geist eines Hallers, mit dem er die Religion und die Rechte der Vernunft² verteidiget. Vergleichen Sie den Verstand, der aus der Sittenlehre eines Mosheims³ spricht, mit dem Verstande, der aus der Schrift vom glückseligen Leben⁴ red't, so ist der erste der Verstand eines Engels und der andre der Verstand eines unsaubern Geistes. Lesen Sie die vortrefflichen Werke eines Squire⁵, eines Rösselt⁶ und Jerusalem⁷, die sie zur Verteidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der Religion aufgesetzt, und wodurch sie unsern Zeiten eine wahre Wohlthat erwiesen haben.

Schämen Sie sich nie, Religion zu haben. Die edelsten Seelen haben sie für ihre Ehre und ihr Glück gehalten. Widerlegen Sie den Unglauben durch ein gesittetes Leben, und wo es nötig ist, durch Gründe und edle Freimütigkeit. Aber was wird die große Welt von mir denken, wenn ich so gewissenhaft mich ihren Neigungen und Beispielen entgegenstelle? Wird sie mich nicht mit dem Namen eines Schwermütigen, eines Milzfüchtigen, eines Schwärmers, eines Menschen, der nicht zu leben weiß, dem der Schulschmutz den Kopf verfinstert hat, bestrafen? Und wie sehr fürchtet sich ein empfindliches Herz vor diesen Namen! Es ist wahr, die Verachtung ist ein fürchterlicher Feind, und ihr zu entgehen, haben tausend der Religion entsaget, die, wenn man sie ihnen durch Gewalt hätte entreißen wollen, lieber ihr Vermögen und ihr Leben selbst preisgegeben hätten. Aber um desto mehr müssen wir uns wider diese falsche Schande waffnen und uns durch den Beifall des Gewissens über den Spott hinaussetzen.

¹ De la Mettrie (1709—51); sein berühmtestes Werk ist: „Der Mensch eine Maschine“.

² S. seine vortreffliche Vorrede zu dem von ihm übersetzten Werke „Prüfung der Sekte, die an allem zweifelt“. (Gellert.)

³ S. Anmerkung auf S. 80.

⁴ „Traité de la Vie Heureuse par Seneque“. Vom La Mettrie. (Gellert.)

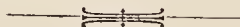
⁵ William Squire (gest. 1677), englischer Theolog.

⁶ J. J. Aug. Rösselt (gest. 1807). Seine „Verteidigung der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion“ erschien 1769 in Halle.

⁷ S. Anmerkung auf S. 317.

Endlich gibt es ja noch überall Rechtschaffne und Freunde der Religion, die uns durch ihre Hochachtung schadlos halten. Und gesetzt, es gäbe ihrer wenige oder gar keine: was ist die Geringschätzung der Sterblichen? Auch der Vornehmste unter den Thoren dieser Erde?

„Was ist der frechste Spott,
Den oft die Tugend leidet?
Ihr wahrer Ruhm! Denn wer das Böse meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bei Gott!“



Briefe.

An den Grafen M.** von B.*¹

Leipzig, den 20. Dez. 1754.

Mein lieber Graf!

Um Sie für Ihren letzten, mitten unter dem Umgestürme Ihrer Freunde und doch so schön geschriebnen Brief, so gut ich kann, zu belohnen, so schicke ich Ihnen etliche Bogen von den Cramerischen Psalmen² und will Ihnen zugleich eine kleine Geschichte erzählen, die Ihrem guten Herzen nicht gleichgültig sein kann. Ein junger preussischer Offizier... hat hier von seiner verstorbenen Tante ein Erbschaft von fünf- oder sechstausend Thalern gethan. Ich habe ihn, weil er mich zu kennen verlangt, zweimal bei dem Advokaten T... gesprochen und einmal mit ihm nebst diesem Manne gespeiset. Am Sountage treffe ich ihn abends wieder da an. Ehe wir noch aßen, waren wir einen Augenblick allein. „Ach“, fing er mit einer schamhaften Offenherzigkeit an, „Sie wissen es nicht, ich bin Ihr Schuldner, Ihr großer Schuldner, und ich bitte Sie inständig, nehmen Sie eine Erkenntlichkeit von mir an und danken Sie mir nicht dafür.“ Zu gleicher Zeit drückte er mir ein Papier mit Gelde in die Hand. „Sie mein Schuldner, mein Herr, der ich Sie in meinem Leben nicht gesehen und Ihnen nie den geringsten Dienst erwiesen?“ — „Nun, ich ruhe nicht, Sie müssen es annehmen. Sie haben mein Herz durch Ihre Schriften gebessert, und

¹ Graf Moritz von Brühl, Neffe des bekannten sächsischen Ministers und Schüler Gellerts. Gellert hat mit ihm in jahrelangem, innigem Briefwechsel gestanden. In den gesammelten Schriften von 1769–74, 8. Band, Nr. 18.

² J. A. Cramers „Poetische Übersetzung der Psalmen“ erschien zuerst 1755

gegen dieses Glück vertauschte ich die ganze Welt nicht. Jetzt kommt Ihr Freund, lassen Sie mich nicht vergebens bitten. Er soll kein Zeuge meiner Schuldigkeit sein." Ich nahm es und wußte vor freudiger Bestürzung nichts zu antworten. Als ich zu Hause das Papier öffnete, fand ich zwanzig Louisdore. Nun erschraf ich zum zweiten Male. Dieses freudige Schrecken that eine mächtige Wirkung auf mein Herz. Nicht das Geld (nein, das Geld konnte es nicht sein; dieses dringt nie in das Innerste der Seele), bloßes Geld kann diese Freude nicht erregen, die ich fühlte. Nein, lieber Graf, ein Gedanke, ein dunkler Gedanke, den ich mich scheute, ganz zu denken, weil ich ihn vor Gott gedachte, ein Gedanke, daß ich nicht unnütze wäre, eine nicht ganz unvernehmliche Einsprache, daß ich getrost sein, daß ich aus diesem Vorfalle Mut schöpfen und nicht immer in Kummer versinken sollte; ein solcher Gedanke war es. „Also bist du noch empfindlich?“ sagte ich bei mir selber. „Also rührt dich doch noch etwas? Das Geld wolltest du gern wieder einem ehrlichen Manne geben, wenn du nur den Eindruck dieser Begebenheit immer behalten könntest. Nichts“, dachte ich zitternd, „nichts ist so klein, das nicht unter der göttlichen Regierung steht. Solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du! Wie glücklich! Ein Herz gebessert!“ Ich trat näher zum Fenster und sah gen Himmel. Allein gewisse Empfindungen kann und darf man auch seinen besten Freunden nicht sagen. Sobald man sie ausdrückt, so gibt vielleicht der Ehrgeiz heimlich die Farben dazu her. Genug, mein lieber Graf, es war ein glücklicher Abend für mich, für den ich Gott nicht genug danken kann. Mein gütiger Freund bat mich, seine Freundschaft zu verschweigen. Niemand soll sie auch wissen als Sie und meine Schwester. Er hat sich bloß durch das Lesen guter Bücher aus den Vorurteilen wider die Religion, womit ihn sein Stand angesteelet hatte, herausgerissen. Er ist ein gelassener, bescheidener und wirklich weiser Soldat; doch hat seine Miene noch einen Rest von einer vormaligen Traurigkeit, worunter sie aber nicht leidet. Er will als Soldat sterben, weil er einmal gelernt hat, was zu diesem Stande gehört. Er schreibt gut und will dies der Ab-

handlung vor meinen Briefen zu danken haben. Aber der gute Mann, sein Herz und nicht meine Abhandlung ist die Mutter seiner Schreibart. Ich habe ihm noch eine kleine Bibliothek aufgesetzt. — — Nun, das ist ein langer Brief, guter Graf. Meine ganze Brust thut mir weh, solange habe ich geseffen. Leben Sie wohl; so glücklich, als ich mir zu sein wünsche, und bleiben Sie es bis an den letzten Ihrer Tage! Dies wäre also der letzte Brief in dem 1754. Jahre. Und in dem künftigen, wie wird es da sein? Gut! Nun, das gebe Gott!

Gellert.



An denselben.

Bonau, den 22. März 1758.

Liebster Graf!

Ich habe viel Materie zu einem langen Briefe an Sie, wenn nur meine Brust auch Odem genug für den Schreiber hätte. Doch ich will nicht mit Klagen, ich will mit Dankfagungen anfangen. Welche Freude haben Sie mir durch Ihren letzten Brief gemacht! Er ist die getreueste und feinste Kopie Ihres ganzen guten, vortrefflichen Herzens, und ich weiß niemanden von meinen jungen Freunden, der so schön schreibt wie Sie. Sonst hatte ich zu Ihnen noch einen Cronegk, aber — — ja, guter Morik, erfahren Sie es nur, denn mein Herz kann es nicht länger verbergen. Es blutet! Cronegk ist nicht mehr, unser Cronegk ist den ersten Tag in diesem Jahre, in der ersten Stunde dieses Jahres uns entzogen worden; mir wahrscheinlich nicht auf lange Zeit, und doch hat mich sein Verlust tief gebeugt¹. Ich warf mich bei der ersten Zeitung von seinem Tode auf das Lager, wo ich wenig Wochen vorher meinen eignen Tod erwartete, und weinte. Der selige Jüngling! Die Blattern sind sein Tod gewesen, haben ihn an einem fremden

¹ Johann Friedrich, Reichsfreiherr von Cronegk (1731—58), Dramendichter. Mit seinem „Cobrus“ gewann er den von der „Bibliothek der Wissenschaften“ ausgesetzten Preis von 50 Reichsthalern.

Orte überfallen und den neunten Tag getödet. Er hat sein Ende vorausgesehen und seinen Tod standhaft erwartet. Wenige Tage vor seinem Ende hat er auf seinem Toddbette noch an verschiedene seiner Freunde in Ansbach geschrieben und zugleich eine Verord-
nung aufgesetzt, in der ich seinen Geist mehr bewundre als in seinen besten Gedichten. Nach dieser Verordnung wird seine Bibli-
othek verkauft und die Summe in drei Teile geteilet. Einen erhält sein erster Hofmeister, der Hofkaplan Rabe, den andern U³, der Dichter, und der dritte Teil soll einige Hansarme er-
quickten. Der Bediente empfängt einige Hundert Thaler, sein Glück zu machen. Mir hat er sein Porträt und seinen Ring zum An-
denken hinterlassen. Dieses Bild eines geistreichen und frommen
Freundes hängt iht vor meinen Augen und vertritt oft bei mir die Stelle einer lehrreichen und annutsvollen Schrift. Seine
letzten Worte waren: „Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein
Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern
Herrn Jesum Christ!“ Nunmehr freut er sich der Unsterblichkeit,
der Liebe und der Anbetung seines Gottes. Wir, teuerster Graf,
wir sehen ihm in den Himmel nach und folgen ihm auf der Bahn,
auf welche er so rühmliche Fußtapfen eingedrückt hat. Ich hätte
gern als Dichter ihn beweinet, aber in meinen ihigen Umständen
ist dieses eine unmögliche Pflicht.

Der Major Kleist² hat auf meinen vermeinten Tod ein Sinn-
gedichte verfertiget, das für mich unendlich rühmlich ist und über
das hinaus nichts Großes mehr gedacht werden kann. Aber ach!
ich Unwürdiger! Ich verdiene nicht die Hälfte davon; das sagt
mir mein Herz laut.

„Als jüngst des Todes Pfeil, o Gellert, dich getroffen,
Klagt' ich und weint' und sah den Himmel plötzlich offen,
Auch den belebten Raum der weiten Welt sah ich:
Die Erde weinete, der Himmel freute sich.“

Als ich die erste Hälfte der letzten Zeile las, so erschrak ich
schon nicht wenig, aber Gott! wie zitterte ich, als ich weiter las:

¹ Johann Peter U³ (1720–96), der bekannte Anacreontiker, lebte in sehr
bedrängten Verhältnissen in ansbachischen Diensten.

² Ewald Christian von Kleist (1715–59), der Sänger des „Frühling“.

der Himmel freute sich! Ich weinte, daß ich dieses Glücks nicht würdig war, und fühlte den göttlichen Reiz der Tugend und mein Nichts in einem Augenblicke. Sie, liebster Graf, können sich diesen Lobspruch ganz verdienen, und nach meiner Liebe gönne ich Ihnen denselben. Die Erde weinete! ein großes Glück, ich gestehe es; aber doch ein ungewisses und zweifelhaftes Glück, das großen Seelen im Tode nicht allezeit folgt. Der Himmel freute sich! Welch Glück, das keine Erklärung leidet, das nur gefühlt werden will und das doch jeder edlen Seele gewisses Glück und heilige Ehrbegierde ist! Ihr Glück, Ihr Ruhm, mein Graf, und einst Ihr ganzer Lebenslauf!

..... Ich bin noch hinfällig und habe wenig Odem. Aber Gott wird helfen. Er beglücke Sie immerdar! Leben Sie wohl.
Gellert.



Liebste Korrespondentin!¹

Lassen Sie sich eine kleine Begebenheit erzählen, die ich gehabt habe. Obgleich die Hauptperson nur ein Feldwebel ist, so ist er doch gewiß wert, Ihnen bekannt zu werden; denn seine Reden und die frommen Gefinnungen, die er darinnen äußerte, würden auch einem Generale Ehre machen. Dieser Feldwebel, der in preußischen Diensten gestanden, hatte mich schon zweien Tage aufgesucht und nicht sprechen können. Endlich kam er vorgestern in die Moral² und ward meiner nach der Stunde habhaft. Ich nahm ihn aus dem Auditorio mit auf meine Stube. „Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu Ihnen komme. Ich bin ein preußischer Feldwebel, habe dreiunddreißig Jahre gedient, habe endlich meinen Abschied bekommen, bin auf dem Wege nach Livland in mein Vaterland zurückzukehren und bin fünf Meilen umgegangen, um Sie zu sehen und Ihnen mein dankbares Herz zu zeigen.“

¹ Demoiselle Lucius in Dresden.

² D. h. Vorlesung über Moral.

„Sitzen Sie nieder, lieber Herr Feldwebel. Womit habe ich denn Ihre Dankbarkeit verdienet?“

„Durch alle Ihre Schriften, die ich schon seit 1748 lese, besonders durch Ihre letzten. Sie haben mich oft vom Bösen abgehalten und zum Guten ermuntert. Gott segne Sie dafür und gebe Ihnen Gesundheit und ein langes Leben und das ewige Leben! Wenn Sie nur wüßten, wie gut ich's meine und wie ich mich erfreue, Sie zu sehen!“

„Es ist eine unerwartete und große Freude für mich, Herr Feldwebel, daß Sie mich haben besuchen wollen, und ich danke Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit und Liebe ebenso sehr, als Sie mir danken, denn diesen Dank waren Sie mir nicht schuldig. Haben Ihnen meine Schriften genüget, so will ich Gott danken und mich freuen, daß sie Ihnen genüget haben, und daß ich einen so guten, frommen, alten Soldaten habe sollen kennen lernen. Sind Sie über Ihren Abschied zufrieden? Haben Sie so viel in Ihrem Dienste gewonnen, daß Sie Ihre letzten Jahre davon leben können?“

„Ich bringe nichts als meine Freiheit zurück, aber ich finde noch so viel zu Hause, daß ich nicht Mangel leiden werde. Endlich bin ich, ungeachtet aller meiner Blessuren, noch gesund, und, o wie oft hat mich Gott nicht im Kriege sichtbar beschützt und erhalten! Als ich nach der Affaire bei Görlitz¹ tödlich blessiret nach Böhmen gebracht wurde, habe ich binnen fünf Tagen, auf einem Schlitten liegend, nichts gehabt als ein Stück Kommißbrot, an dem ich kanete, und den Schnee, den mir die Bauern, welche die Blessirten fuhren, in der Hand vor den Mund hielten, und doch erhielt mich Gott und gab mir Glück, daß ich, als ich in das Lazarett kam, in die Hände eines sehr geschickten und mitleidigen böhmischen Arztes fiel, der mich (ich war hinten in die Kniekehle geschossen, und vorn in der Kniescheibe steckte die Kugel, und ich litt schreckliche Schmerzen), der mich kurierte und mir nachher einen freien Zutritt während meiner Gefangenschaft in sein Haus verstattete; und damals habe ich Ihre Schriften (er

¹ Schlacht bei Görlitz am 7 September 1757

hatte sie alle) wohl zwanzigmal durchgelesen. Ich bin ganz vor Freuden außer mir, daß ich Sie sehen und sprechen darf. Nun will ich heute (es war gegen fünf Uhr) meine Reise noch ein paar Meilen fortsetzen.“ Darauf nahm er auf die beweglichste Art Abschied.

Der Mann hatte eine aufrichtige beherzte Miene, ein gutes Ansehen, trug sich in seiner Montur sehr reinlich, war eines Feldscherers aus Livland Sohn, hatte in seiner Jugend studieren wollen und war 1730 in den dessauischen Landen von der Post mit Gewalt zum Soldaten weggenommen worden, „und ich hatte doch“, setzte er hinzu, „von Jugend auf einen Abscheu vor dem Soldatenleben gehabt und hätte in russischen Diensten Offizier werden können, wenn ich Lust zu diesem Leben gehabt hätte. Aber gottlob! es ist überstanden.“ Er war sechs- oder achthundfünfzig Jahr alt und noch stark vom Leibe.

Was meinen Sie, gute Mademoiselle? Sollte mich der Beifall und der Dank des geringen, unbekannten Feldwebels weniger rühren als der Beifall und das Vertrauen des großen, berühmten und tapfern Generals, eines Laudon?¹ — — — — —

Leben Sie wohl.

Leipzig, den 15. September 1763.

Gellert.



Lehren eines Vaters für seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt.²

Mein Sohn!

Ich wiederhole Dir hier die Lehren schriftlich, die ich Dir theils von den ersten Jahren an, theils zu der Zeit, da ich Dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß Dir diese Schrift einen

¹ Gideon Ernst, Freiherr von Laudon (1716—90), gestorben als Generalissimus der österreichischen Armee.

² Im 5. Bande der gesammelten Schriften.

beständigen Beweis meiner Liebe gegen Dich und auf dem Wege, der Dich nun näher zu Deinem Glücke führen soll, eine tägliche Ermunterung sein. Du trittst in eine neue Lebensart und in eine Dir noch fremde Welt; und ich und Deine rechtschaffnen Anführer haben Dich zu keiner andern Absicht so sorgfältig bis in Deine erwachsenen Jahre geleitet, als um Dich in den Stand zu setzen, daß Du nunmehr Dein eigener behutsamer Führer werden und den Schritt aus Deines Vaters Hause, den Schritt in die große Welt zu Deiner Wohlfahrt thun könneest. Ich kenne Dein gutes Herz, Deine Liebe zu mir, Deine Begierde nach Wissenschaften und nach dem Beifalle der Verständigen, ich kenne Deine Tugend, ich kenne aber auch die Fehler Deines Alters und Temperaments, den Mangel Deiner Erfahrung, den verführerischen Reiz des Lasters und die Gefahren der großen Welt, in denen das beste Herz unterliegen kann, wenn es sich nicht mit täglicher Vorsichtigkeit und Klugheit waffnet. Höre mich denn an, mein liebster Sohn, den ich nicht allein für diese Welt, sondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott, der Dich mir gegeben hat, wird Rechenschaft von mir fordern, wie ich Dich gebildet habe; aber er wird auch von Dir Rechenschaft fordern, wie Du der unterrichtenden Liebe Deines Vaters gefolget bist.

Eben die Jahre, in denen Du ikt stehst, sind die entscheidenden Jahre Deines Lebens. Sie sind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenschaften, die sich so oft der Weisheit und Tugend widersetzen, und wegen der Freiheit, die Du erlangst, vieles nach Deinem Wohlgefallen zu thun oder zu unterlassen, eine Freiheit, die so vielen auf der Akademie eine Ursache ihres Verderbens geworden ist.

Du widmest Dich den Wissenschaften, die Deinen Verstand und Dein Herz ausbilden und Dich zum Dienste der Welt und zur Beförderung Deines eignen Glücks geschickt machen sollen. Diese doppelte Absicht ist ein göttlicher Ruf, und dieser Ruf, der Deiner natürlichen Neigung gemäß ist, muß Deinen Studiren Leben und Würde erteilen. Studiere also nie, um nur andre an Einsichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines großen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu ersteigen und um

durch Reichtümer und Pracht Deinen Fleiß belohnet zu sehen. Solange Du in dieser Absicht studierest, so verderbest Du Dein Herz durch Eitelkeit und Stolz zu eben der Zeit, da Du Deinen Verstand und Dein Gedächtnis mit Kenntnissen und Einsichten bereicherst, die an sich sehr nützlich sind, Dir selbst aber wenig Nutzen schaffen. Studiere zur Ehre Gottes, das heißt, wende Deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beständigen Ausübung derselben und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menschen, aus Gehorsam gegen Gott, an: so verherrlichst Du die göttlichen Absichten und so studierest Du christlich schön. Die Religion, mein Sohn, wie Du oft von mir gehört hast, ist kein bloßer Gegenstand des unmittelbaren Gottesdienstes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht schenken. Wir entehren sie, wenn wir ihre Übung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewissen Zeitpunkten bringen sollen. Sie ist eine göttliche Weisheit, die uns gegeben ist, unser Herz edelgesinnt und ruhig zu machen, und die daher in unser ganzes Leben einfließen soll. Wir können und sollen die Wissenschaften aus eben der Absicht treiben, aus der wir beten oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der großen und auf Gott gerichteten Absicht, unsre Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbesserung unsrer mannigfaltigen Kräfte und Fähigkeiten sorgfältig anzuwenden, um dadurch unser eigen Glück und das allgemeine Beste zu befördern. Sehen wir auf beiden Seiten gleichviel Lust, Fähigkeiten, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrsamkeit erfordert, so ist es gewiß, daß ein Studieren, welches durch eine so edle Absicht belebt wird, glücklicher von statten gehen muß als die Erlernung der Wissenschaften, die ihre Nahrung nur aus unsrer Eitelkeit oder aus unserm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unsre Pflicht und unser Glück ist, erwecken, den wir durch Klugheit und nach den Vorschriften erfahrener Männer des Tages über fortsetzen, ein solcher gesetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre forteilender Fleiß wird eine weit reichere und gesegnetere Ernte bringen als der geringste Fleiß eines eiteln und lohnfüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern auch aus Religion studiret, wird sparsamer mit seiner Zeit umgehen, die Hindernisse des Fleißes leichter überwinden, standhafter in dem Plane seiner Unternehmungen sein, eifriger, das Beste und Nützlichste vorzüglich zu erlernen, und beflißner, sich den Rat und den Unterricht einsichtsvoller Männer zu nütze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu prahlen, zu schimmern und die Einkünfte des ersten besten Amtes zu erbeuten, so wird er nicht voreilig in seinem Fleiße sein, sondern seine Reife abwarten und seine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienste und nicht auf den Schein der Verdienste verwenden. — Ein junger Mensch mit Fähigkeiten, der auf eine so gefekte Art studiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günstige Gelegenheiten für seinen Fleiß erlangen, mehr Rat, mehr Ermunterung und Beifall, mehr Unterstützung durch gute Bücher, die er nicht besitzt oder noch nicht kennt. Und der dienstfertige Verstand rechtschaffner Männer, welcher Vorteil ist er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wissenschaften!

Wer nicht nur aus Geschmack, sondern aus Eifer für seine Pflicht studiret, wird ruhiger studieren als ein anderer. Welches Glück! Er weiß, daß er bemüht ist, seine Kräfte, seine Zeit und sein Vermögen nach seiner besten Einsicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieses tröstet ihn, wenn er nicht stets das erreicht, was er wünschet, und die Fehler erblicket, denen uns die menschliche Schwachheit jeden Tag von neuem aussetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein so großes Geschäft einer jeden Lebensart ist. Die Eifersucht, daß andre glücklicher fortrücken und ihre Talente einen größern Umfang haben, wird ihn selten oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht sein Talent, es sei gegen die Gaben der andern auch noch so klein, als ein göttliches Darlehn. Er sieht es als ein Geschenk der Gottheit an, die ihre Gaben stets weise austheilet und von dem, der nur ein Pfund hat, auch nicht mehr als den Wucher eines Pfundes fordert. Ist er treu in dieser Anwendung seines Pfundes, so ist er das, was er nach der göttlichen Bestimmung sein soll, und Neid und Eifersucht über höhere Gaben werden sein Herz nicht leicht

vergiften. Und eben deswegen, weil er sich nach seinen Kräften mißt und von Kennern messen läßt, wird er nicht fruchtlos nach dem streben, was er nicht erreichen kann, sondern sich stets auf diejenige Seite wenden, wo er nach seinem natürlichen Charakter das meiste ausrichten und den größten Nutzen stiften kann. — Ein Mensch, liebster Sohn, der in so edler Absicht studiret, der sich täglich durch solche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleißes anfeuert, der, ohne die Mittel der menschlichen Klugheit zu verabsäumen, den Geber aller Weisheit um Segen zu seinen Unternehmungen zuversichtlich anruft, der hat diesen Segen auch vor andern zu genießen. Und eben die gnädige und weise Vorsehung, die den Plan unsers Schicksals angelegt hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu seinem Glücke gehen soll.

Laß also diesen Gedanken, mein Sohn, daß die Religion mit unserm ganzen Leben verbunden sein soll, nie aus Deiner Seele weichen, wenn Du glücklich und ruhig studieren und nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein weiser Mann werden willst. Sei stets ein ungeheuchelter Freund der Tugend, so wirst Du ein desto besserer Freund der Wissenschaften und der Menschen sein. Du kannst gelehrt werden, ohne fromm und tugendhaft zu sein; aber wisse, daß ein Gelehrter ohne Frömmigkeit und Tugend das elendeste und verächtlichste Geschöpf ist.

Sei früh auf, mein Sohn, um die heiterste und bequemste Stunde den Übungen der Andacht und dem Lesen der Schrift zu widmen, und halte den Tag für verloren, den Du aus Leichtsinne oder einer andern strafbaren Ursache nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demütigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtigen einweihst, den Du nicht mit Betrachtungen über den Wert Deines Lebens, Deiner Religion, eines guten Gewissens und mit der Erneuerung Deines Bundes mit Gott durch die Erlösung Deines göttlichen Heilandes anfängst. Überdenke und ordne alsdann Deine Geschäfte und theile die Stunden des Tages sorgfältig ein, und was Dir nach Deinem Plane zu thun vorkommt, das thue mit Eifer, das thue frisch. Sind des Tages vier Stunden zu Deinen Hauptkollegien, viere zur Wiederholung,

viere zu den Künsten und Leibesübungen genug, so kannst Du noch fünfse der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde und sieben dem Schlafe schenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr als der mechanische, schläfrige Fleiß in drei Stunden. Sprich zu Dir: „Der Fleiß ist meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit ist mein Schimpf und meine Schande. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen schmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verstande und Gewissen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Ursachen von meiner Ordnung weichen. Das ist mein Amt, daß ich sie fortgesetzt und nicht nur dann und wann beobachten soll.“

Sei vorsichtig in Deinen Vergnügungen. Du hast durch Deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen, und nie schmeckt das Vergnügen des Lebens süßer als nach den vollbrachten Pflichten. Nie ist der Scherz erquickender als nach einem weisen Ernste, und die wahre Weisheit macht nicht schwermüthig, sondern heiter. Genieße die unschuldigen Freuden der Natur, der Kunst, der Freundschaft und des Umgangs. Ich lade Dich väterlich dazu ein, und ich befehle Dir das erlaubte Vergnügen ebensowohl als den Fleiß.

„Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einst jung gewesen ist.
Ich liebe Jünglinge, die wissen,
Daß sie einst Greise werden müssen.“

Aber die Wahl und die Mäßigung des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorsichtigkeit und Weisheit. Wir sollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unsrer Reise durch dieses Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu sammeln, den Weg zu unserm Ziele beherzt fortzusetzen. In dieser Absicht kann man selbst das Vergnügen zur Tugend machen, und so wirfst Du auch den Gefahren, die oft an der Seite desselben sich verborgen halten, am ersten ausweichen. An öffentlichen Örtern ergöbe dich lieber an der Seite des Freundes als allein. Er wird sehen, wo du nicht siehst, und du wachst über dich aus Liebe für ihn und scheust ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spazierganges, des Konzerts, des guten Schauspiels suchen, um sich von

seinem Fleiße zu erholen, oder sich durch ein unschuldiges Spiel mit seinen Kommilitonen zu zerstreuen, ist erlaubt. Hüte Dich nur vor den gefährlichen Orten, wo die Spielsucht wohnt, die so manchen gutartigen, aber unvorsichtigen Jüngling erst um seinen Fleiß, dann um sein Vermögen und endlich um seine guten Sitten gebracht hat. Vor den Häusern auf dem Lande, wo die Frechheit und Böllerei ihren Sitz aufgeschlagen, brauche ich einen so guten Jüngling, als Du bist, gar nicht zu warnen. Sie sind zu schrecklich, als daß sie eine Versuchung für Dich werden könnten, solange Du Deinem Charakter treu bleibst.

Sei gefällig im Umgang gegen alle und habe doch nur wenig Freunde. Die Menge der Freunde ist gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verrät den Mangel des Verstandes und der Erfahrung, sie verrät eine jugendliche Hastigkeit des Herzens, das von Natur unstet ist, immer in Abwechslung sein will und das, aus Begierde zu gefallen und vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten schreiten kann, die im Anfange Schwachheiten sind, im Fortgange Thorheiten werden und oft, ach nur zu oft, in Laster sich endigen. Und wirfst Du bei allzu vielen Freunden noch der Freund Deiner Pflicht und der Herr Deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund ist auch nicht stets der, der uns am ersten gefällt, und die besten Eigenschaften des Freundes entdecken sich oft erst durch die Vertraulichkeit des genaueren Umganges.

„Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
 Der unsre Sorgen teilt, betrübt bei unserm Grame,
 Mit uns in unserm Unglück weint,
 Der, eh' wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht schmeichelt,
 Ja, träf' ihn unser Zorn, nicht unsern Lüsten heuchelt;
 Wie selten, Sohn, ist dieser Freund!“

Vertraue Dich dem Freigeiste ebensowenig als dem Heuchler zum Umgange und halte denjenigen stets für ebenso unfähig als unwürdig, Dein wahrer Freund zu sein, der zu wenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu sein.

Aber lerne Dich auch allein vergnügen und unterhalten, es sei auf Deinem Zimmer durch die Hülfe der Musik oder durch das

Vergnügen einer angenehmen und unschuldigen Schrift, oder durch den Reiz des Zeichnens und Malens; oder es geschehe im Freien, in der Flur, in dem Garten, in einem anmutigen Gehölze. Habe Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur und lerne Dich ihrer erfreuen, so oft Du sie empfindest, und empfinde sie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genießen können und doch die wenigsten genießen, sind die besten und dauerhaftesten. Lerne endlich das edelste Vergnügen, mit Absicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden und stärke täglich durch diese Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, diese Freude, gibt neuen Mut und ist ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es ist kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge und nicht auch der Männer, ja selbst der Greise sucht. Durch ihren Ernst muß er seinen Leichtsinn und durch ihre Bedachtsamkeit seine Hitze mäßigen lernen. In ihrem Umgang muß seine Klugheit reifen, und durch ihren Beifall seine Ehrbegierde genähret werden. Es ist ein Fehler großer Männer, wenn sie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu sich schwer machen, oder sie kaltfinnig annehmen und ebenso frostig von sich lassen. Aber es ist ein noch größerer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntschaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Bescheidenheit sucht. Sei nie zu stolz, dieses Glück hochzuschätzen, und dünke Dich nie zu weise, den Rathschlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm durch schmeichlerische Komplimente beschwerlich zu fallen. Sei aufrichtig ohne Unbedachtsamkeit und lehrbegierig ohne Schwachhaftigkeit. Solange Dich eine bescheidne Lehrbegierde beredt machet, wirst Du bei allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er Dich wert (und dieses Glück erwarte mehr, als daß du es erringen solltest), erlaubt er Dir einen freien Zutritt, zieht er Dich zu seinen Vergnügungen oder zu seinen Büchern oder zu seiner Mahlzeit, so bilde Dich zwar nach seinem Beispiele, aber ohne er selbst sein zu wollen, und vergiß nicht, daß die Miene des reifen Mannes den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler

Deines Gönners das am wenigsten sind, was Du nachahmen sollst. Außer diesen Vorteilen wird Dich die Scheu vor diesem Manne von vielen jugendlichen Vergehungen zurückhalten, sowie die Achtung für ihn und die Gesellschaft, in die er Dich zieht, Deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bei einer Thorheit, die Dich reizt: aber was würde dieser rechtschaffne Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, sie ihm zu erzählen, ohne zu erröthen? Würde er sich nicht meiner schämen, und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausschweifung noch mit Mut unter die Augen treten können?

Bei dem Umgange mit dem andern Geschlechte kann ich Dir keine besondern Regeln erteilen. Sei wachsam, mein Sohn, und hüte Dich, keiner Reigung Raum in Deiner Seele zu verstatten, die Du nicht Deinem strengsten Freunde ohne Schamröthe solltest gestehen können. Die Versuchungen dieser Leidenschaft, teuerster Sohn, sind stark; aber die Waffen der Religion und der Wachsamkeit sind stärker als die Versuchungen. Die Stimme dieser Leidenschaft ist die süßeste, aber die Stimme der Religion: „Wie sollte ich ein solch groß Übel thun!“ hat göttliche Kraft. Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weisen und heiligen Absichten eingepflanzt worden, die Du einst in Deinen männlichen Jahren ohne Verletzung Deiner Unschuld, in den sanften Fesseln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundschaft und Liebe der Gattin, erfüllen sollst. Ich liebe Dich wie mich, und ich würde lieber sterben, als die entsetzliche Nachricht erleben, daß Du Dich dem Laster preisgäbest. Denke an diese Liebe Deines Vaters, daß sie Dich vorsichtig und wachsam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe Deines allmächtigen Vaters im Himmel, der Du durch eine wissentliche Ausschweifung auf eine schreckliche Art entsagest. Ja, mein Sohn (und mein ganzes Glück, solange Du rechtschaffen bist), befestige diese Seite Deines fühlenden Herzens igt und künftig und täglich. Beschäftige Dich ernstlich, und auch in den Stunden der Erholung sei nie ganz müßig. Sei enthaltsam in dem Genuße der Speisen und Getränke. Hüte Dich, ich bitte Dich väterlich, vor jenen Schriften der Poesie und Beredsamkeit, wo

das Laster, in den Schleier der Anmut gekleidet, austritt und die Leidenschaften durch Witz überredet. Entziehe Deine Blicke wolüstigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft und töten das Gefühl der Unschuld. Laß Dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geschlechte Dir nicht gebieten, sondern sei Du sein Herr und ersticke den unerlaubten Wunsch in seiner Geburt; dies ist das Amt der Schamhaftigkeit.

„Erzittere vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.“

Doch die Wollust in der Gestalt der Wollust wird Dich nicht so leicht verführen. Ich kenne Dein gutes Herz. Aber diese Leidenschaft in der Gestalt erlaubter Freundschaft und unschuldiger Gewogenheit, diese ist einem guten Jünglinge nicht selten am gefährlichsten. Er geht oft jahrelang mit lebenswürdigen Personen des andern Geschlechts um. Er fühlt nichts als Hochachtung und keine Gefahr. Er bleibt frei; die Zeit vermehret die Verbindlichkeiten des unschuldigen Umgangs, und seiner Güte sich bewußt, wird der Jüngling zuversichtlicher, ohne strafbar zu werden. Sein gesittetes Bezeigen wird mit Vertrauen belohnet, seine Bescheidenheit mit freundschaftlichen Gefälligkeiten. Er wagt eine geringe Vertraulichkeit noch an der Hand der Unschuld. Er erlaubt sich von Zeit zu Zeit die Erneuerung derselben, nicht in einer zügellosen Absicht; davor würde er erzittern. Unbekannt mit der wahren Beschaffenheit seiner Empfindungen, glaubt er an seiner Freundin nur die Tugend zu lieben und liebt schon gefährlich; und so schreitet er oft fort und sieht sich in einer unseligen Minute von einer lasterhaften Liebe unter der Gestalt der Freundschaft gefangen und, wenn nicht ein wachsender Freund oder ein Gedanke der Religion noch sein Schutzengel wird, gefällt. Setze also mein Sohn auch bei dem erlaubtesten Umgange mit dem andern Geschlechte, der für sich den angenehmen Sitten zuträglich ist, setze, sage ich, ißt und künftig noch ein edles und geheimes Mißtrauen in Dein Herz, und zweifle nicht, daß, wenn Dich die Neigung zu einer Person von der Pflicht Deines Fleißes, von der

Liebe der Wissenschaften, von der Seite Deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß sie, sage ich, bald für Dich verderblich sein werde, wosern sie es nicht schon ist.

Deine Fehler, sowohl auf dieser Seite als in den übrigen Verhältnissen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbessern, lasse Dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die sorgfältige Prüfung Deines Herzens, Deiner Gefinnungen, denen Du den Tag über gefolgt bist, und alles dessen, was Du in Deinem Fleiße und in Deinen Erholungen, in Gesellschaft und in der Einsamkeit gedacht, geredet, gethan, von mir väterlich empfohlen sein. Wer war ich in den Vormittagsstunden, wer des Nachmittags, wer diesen Abend? Wer war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund der Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, der vernünftige und gefällige Freund des Umgangs, der Freund der Religion und der Diener Gottes? Werde jeden Tag gelehrter, werde ein Wunder der Gelehrsamkeit, nimmst Du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn, so wirfst Du jeden Tag eleuder.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzufügen, die die Art Deines Studirens und Deiner Ökonomie näher betreffen sollen.

Sehe das Lesen der Alten, in deren Sprachen und Werken Du unterrichtet bist, in Deinen akademischen Jahren so wenig beiseite, daß Du Dir vielmehr ein Gesetz daraus machest, die besten noch täglich zu studieren. Bestimme Dir eine Stunde dazu und weiche nicht von dieser Regel ab, wenn Du die höhern Wissenschaften gründlich fassen willst. Die Alten sind in der Geschichte, in der Beredsamkeit und in der Poesie die Quellen und zugleich die Beispiele; sie sind es auch zum Theile in der Philosophie. Je bekannter Du mit ihnen bist, desto glücklicher wirst Du die Geschichte und Philosophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und je mehr Du ihre Sprachen verstehst, desto nützlicher und angenehmer wirst Du sie lesen. Du wirst in der Folge finden, daß die guten Schriften der Alten nicht Werke sind, die wir nur mit einem unreifen Geiste auf den niedern Schulen durchheilen sollen, bloß um die Sprache der Alten aus ihnen zu erlernen. Die besten unter ihnen sind nicht nur die größten Genies, nicht einsame Gelehrte, deren Welt bloß die Studierstube war, sondern Männer

gewesen, die den Staat regiert und Heere angeführet und ihren Verstand in den großen Geschäften des Lebens gebraucht und geschärft haben. Ich weiß es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt, daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man sie studiert, ohne sie weiter als zur Prahlerei zu nützen; daß man sie zur Wollust und aus Pedanterey, oft auf Kosten der Religion und seines eignen Herzens liest und ihre Schreibart so liebgewinnt, daß man die Schreibart der Heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahinkömmt, nichts für wahr und schön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und Cicero gedacht und gesagt haben. Allein dieses alles hebt die Pflicht nicht auf, die Besten der Alten mit Fleiß und in der großen Absicht zu lesen, daß man seinen Verstand mit ihren guten Einsichten, sein Gedächtnis mit den Kenntnissen ihrer Zeiten und seine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witz bereichere und lieber der bloß spekulativen Philosophie, die den Geist anstrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit schenke. Verstehe mich wohl: ich bin kein Feind der gesunden Philosophie, ich müßte sonst ein Feind der Vernunft sein; ich habe Dir selbst einen Vor-schmack der neueren Philosophie gegeben, und Du mußt sie hören und studieren, aber nicht auf Kosten der andern Wissenschaften. Du mußt nicht glauben, wenn Du die Regeln und Grundsätze eines Systems hast verstehn lernen, daß Du alsdann gelehrt seist, daß Du alsdann die Gabe selbst besitzest, wahr und richtig und schön zu denken, ebensowenig, als Du den Geist der Beredsamkeit besitzen wirst, wenn Du ihre Regeln gefaßt hast. Du wirst dereinst viele Männer finden, die ihr philosophisches System auswendig wissen, und die doch so schlechte Skribenten, Redner und Lehrer sind, als hätten sie nie Philosophie gehört. Lerne insonderheit zeitig die gefaßten Lehren der Logik praktisch anwenden und treibe diese heilsame Übung unter der Aufsicht eines scharfsinnigen Lehrers. Du wirst sehen, was für ein großer Schritt von der Regel bis zur Anwendung sei. Stelle diese Übung zuerst mit den Begriffen, Sätzen und Beweisen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; sie sind die faßlichsten und gemeinnützigsten. Je gesünder und richtiger Du durch diese Übung und

daß Lesen der Alten hast denken und urtheilen lernen, desto sicherer vor philosophischen Träumen wirfst Du Dich alsdann in das Gebiet der bloß spekulativen Weltweisheit und Metaphysik wagen. Du kannst nie zu richtig und scharfsinnig denken lernen, das ist gewiß; aber Du kannst, verliebt in die Geheimnisse der Philosophie, die der Wißbegierde des jugendlichen Verstandes so sehr schmeicheln, mit großer Begierde die Philosophie ganze Jahre hören und doch nicht denken lernen und doch einen elenden Brief, eine abenteuerliche Abhandlung, eine leere und kindische Rede niederschreiben. Es gehören Anmerkungen und Kritiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäß zu denken, und Belesenheit, Geschmack und Erfahrung, um überall schön und der Sache würdig zu denken. Die Philosophie leicht erlernen, benebelt nur den Geist und macht schwachhaft; sie gründlich und mit eigner Einsicht erlernen, macht heiter und vorsichtig.

Halte Dir bei dem Lesen ein Diarium zu den schönsten Stellen und übe Dein Gedächtnis an ihnen. Überhaupt weiche nicht von der Gewohnheit ab, zu der ich Dich angeführt habe, nicht vielerlei, sondern viel, nicht sowohl alle, als die Besten oft und zehnmal zu lesen. Grinnre Dich im Lesen stets der Regeln, die ich Dir gegeben, daß man, um mit Vortheile zu lesen, nicht sozusagen bloß mit dem Gedächtnisse, sondern mit seinem ganzen Verstande lesen, daß man seinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durchheilen, sondern ihm mit langsamen und bedächtigen Schritten nachgehen und selbst mit ihm fortdenken, daß man den Plan desselben sorgfältig auffuchen und durch das Ganze aufmerksam verfolgen, daß man die Art der Ausführung selbst genau bemerken, jeden Beweis sowohl an sich als in der ihm gegebenen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Gesinnung auszeichnen und überhaupt das Beste und Wichtigste des Werkes in einem kurzen Auszug zusammenfassen müsse. Folge diesen Regeln ferner, mein Sohn, so wirfst Du nicht, wie viele, nur für das Gedächtnis oder für die Eitelkeit, viel gelesen zu haben, sondern für Deinen Verstand, Dein Herz und die wahre Bereicherung von beiden lesen. Die Alten gehen vor, aber die Neuern folgen. Lies auch diese, aber nie auf Kosten der ersteren.

Lies die guten französischen Schriftsteller aus dem Ludwigischen Zeitalter. Du wirst finden, daß sie sich größtentheils durch den Geist der Alten gebildet haben; lies sie, sage ich, und belebe Dich durch ihre Art zu denken. Dies muß auch der größte Lohn für die Mühe sein, die Du auf die französische Sprache gewendet hast und künftig auf die englische, vielleicht auch auf die italienische verwenden wirst. Das Lesen der französischen Schriftsteller soll Dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, diese so unentbehrlich gewordene Sprache zu schreiben und zu sprechen. Als ein Gelehrter mußt Du Dich gut im Latein ausdrücken können, dieses ist Pflicht. Vergiß also nicht, Dich in dieser Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; Du wirst den Nutzen dieser Geschicklichkeit in Deinem künftigen Leben sehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt mußt Du die Sprache des Hofs in Deiner Gewalt haben, und als ein Gelehrter für Dein Vaterland mußt Du Dich in Deiner Muttersprache leicht, angenehm, regelmäßig und glücklich ausdrücken können. Lies also auch die guten Werke in Deiner Muttersprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache Deines Landes nicht besser zu verstehen als Dein Bedienter. Übe Dich unter einer guten Anführung igt in der Schreibart der Briefe und andrer kleinen Aufsätze und in Deinem letzten akademischen Jahre in der öffentlichen Beredsamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poesie noch in der Prosa. Man muß sein Genie erst mit Wissenschaften nähren, und die Begierde zu schreiben nicht für die Kraft zu schreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bössartigen Fieber; die ersten Anfälle sind ein gewisser sanfter Kugel, der sich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wissenschaften verwenden sollte. Lies die klassischen Schriftsteller unsrer Nation, die ich Dich habe kennen lehren, und die diesen gleichen. Aber hüte Dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregister zu lesen. Fliehe das Neumodische und das Allzugemäbliche in den Wissenschaften, den Fehler unsres Jahrhunderts. Ich setze Dir jährlich etwas Gewisses zu Büchern aus. Es soll Dir überlassen sein, die Bücher nach Deinem Sinne zu wählen,

aber ich muß dabei auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht so geizig, alle guten Bücher besitzen zu wollen, aber sei geizig auf die Nebenstunden, in denen Du viele gute lesen kannst. Ich lasse Dich fünf bis sechs Jahre auf Akademien. Hier sollst Du nicht alles lesen, sondern das Nothwendigste und Beste, und Du sollst Dir neben dem Geschmack am Lesen, der Dich in Deinem ganzen Leben nicht verlassen müsse, die Kenntniss der besten Werke erwerben, die Du außer den Grenzen der Akademie noch lesen kannst. Zu dieser Kenntniss ist der genauere Zugang zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit belesenen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch nötig. Aber vergiß nicht, daß man in der großen Welt mehr als die Kenntniss der Bücher verlangt, und daß Du aus Mangel geographischer, historischer und ökonomischer Wissenschaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannst. Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erde sein soll. Und ehe Du die Geographie und das, was zu ihr gehört, vergiffest, so lies lieber hundert wichtige Schriften weniger; und ehe Du die reine Mathematik, die ich Dich gelehret habe, verlernst und Du Deine gute Hand im Schreiben vernachlässigst, so lerne lieber eine Sprache weniger.

Dein Diarium, was und wie Du liesest, will ich alle Quartale sehen. Du wirst mir diese Freude machen und es fortsetzen, wie Du es an meiner Seite angefangen hast. Wie wirst Du Dich einst in Deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn Du das Verzeichniß Deiner gelesenen Schriften überschauen und Deine Anmerkungen und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirst. Mittelmäßige Schriften, ja, diese lies auch, um Dir einen Ekel an dem Mittelmäßigen zu erwecken. Schöne, aber gefährliche Schriften lies, so gut Dein Herz auch ist, iho nicht. Dein Vergnügen ist mir so lieb als das meinige, und Du weißt, daß ich Heiterkeit und Feinheit des Wizes liebe; aber der Witz in einem ungefitteten Werke (und wäre es auch der feinste, der Witz eines Crébillon¹) ist nichts Bessers als die Schönheit in dem Hause der Unzucht und

¹ Claude Prosper J. de Crébillon (1707—77), französischer Roman-
schriftsteller; eleganter Stil, aber leichtfertiger Inhalt.

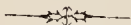
um desto verführerischer, je mehr er dem Laster die Anmut und Miene der Unschuld zu geben weiß. Die Zeit der Ferien und Messen wende vornehmlich zum Lesen und zur Wiederholung an. Denn wenn Du nicht auch unter Deinen Büchern durch Privatfleiß und eignes Nachsinnen Dein täglicher Lehrer wirst, so kannst Du ewig die Kollegia besuchen und doch auf der Bahn der Wissenschaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht, sie haben mehr als einen Nutzen. Überhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die Dir bei Deinem akademischen Fleiße stets wichtig und gegenwärtig sein muß. Laß die Hauptwissenschaft, mit der Du einst der Welt in einem öffentlichen Amte nützen sollst, und die Du nach einer sorgfältigen Prüfung Deiner Gaben und Umstände auf den Rat einsichtsvoller Männer gewählt hast, auch stets das Hauptziel Deines Fleißes sein. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und festgesetzten Teil Deiner Zeit, und laß Dich die oft angenehmen Nebstunden nie zu weit von Deiner Hauptbahn ableiten, so rauh und mühsam sie auch ist. Sei stets auf Deiner Hut, daß der Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten Dir gegen Deine Hauptwissenschaft nicht einen falschen Ekel beibringe, der für Dein künftiges Amt die gefährlichste Krankheit sein würde. Wie mancher junge Studierende, der nur lauter Witz und Geschmack sein wollte, und der ist mit ebensoviel Ungeschicklichkeit als Abneigung sein öffentliches Amt antritt, würde dasselbe mit mehr Branchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er sich vor dieser Krankheit verwahret und mehr für seine Pflicht und sein Amt als für sein Vergnügen studiret hätte. Hüte Dich, mein Sohn, vor diesem Mißbrauche der schönen Wissenschaften um soviel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen ist. Die schönen Wissenschaften sollen Dir den Geschmack an den nützlichen und ernsthaften nicht benehmen, sondern Dich vielmehr stärken und geschickt machen, Deinen guten Geschmack, Deine feinere Urteilskraft auch hier zu gebrauchen und zu zeigen. Sie sollen Deinen Geschmack nicht verzärtlen, sondern läutern, sie sollen Dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, sondern zum gesitteten und anständigen Gelehrten machen.

Lerne die Sparsamkeit, die nicht allein für sich, sondern wegen ihres Einflusses in höhere Tugenden schätzbar ist. Kein Fürst ist zu reich, daß ihn die Sparsamkeit nicht ehren und die Verschwendung nicht beschimpfen sollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weiß, wird sich oft in die Umstände setzen, die ihm, wo nicht die notwendigen Bedürfnisse, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geistes und tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben und ihn selbst wider seinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtschaffner Mann zu sein. Deswegen ist die Sparsamkeit eine rühmliche Tugend und, weil sie selten die Tugend des jugendlichen Alters ist, eine Pflicht, zu der ich Dich desto feierlicher ermuntern muß. Sei also haushälterisch zuerst in Kleinigkeiten, die einzeln wenig betragen und um desto leichter versühren, die aber in der Folge zusammengekommen so gut eine ansehnliche Verschwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal verthan. Nicht kauffüchtig sein, sagt ein römischer Consul, dem Könige gehorchten und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht kauffüchtig sein, ist ein großes Einkommen. Tausend Dinge, die ihres Geldes sehr wohl wert sind, aber weder von der Nothwendigkeit noch von dem Wohlstande anbefohlen, sondern nur von der Mode, von der Geschicklichkeit des Künstlers und von dem Auge, das das Neue und Seltnen liebt, empfohlen werden, gehören in die Klasse der Ausgaben, für die Du zu arm sein mußt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme und guten Büchern zu sein. Es ist Verschwendung, wenn Du, um ein kostbares Geräthe zu haben, das nur das Auge füllt, Dich arm machest, die Kosten eines erlaubten Vergnügens, einer Spazierfahrt und eines Aufwands für den Besuch Deiner Freunde zu bestreiten. Ein nützlich Buch ist eine rühmliche Ausgabe, und oft wird dieses Geld, zur Erquickung eines Glenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe sein. Sei nie so arm, daß Du nichts für einen Unglücklichen ersparen könntest. Sei nicht so sinnlich, daß Du Dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, gesetzt, daß sie noch so wenig Aufwand verlangten, versagen könntest, sowohl um Herr über Deine Neigungen als Herr über Dein Ver-

mögen zu sein. An dem Vermögen Deines Vaters sollst Du mit demjenigen umgehen lernen, das Du künftig Dir selber erwerben wirst. Vor groben Verschwendungen, die unmittelbar in Schulden stürzen, warne ich Dich nicht; Du bist zu weise dazu. Allein auch die bloße Sorglosigkeit in den kleinen Ausgaben macht uns anfangs zu verschämten und endlich wider unsre Absicht zu bösen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate Deine Rechnung durch. Gefällt es Dir, so schicke sie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere Dir Dein Geld wegen unvorsichtiger Ausgaben nicht, und ich erhöhe Dir's nicht anders als freiwillig und wenn Du es bedarfst. Sei Deines Vaters durch aufrichtige Liebe wert, so wie ich des besten Sohnes durch Sorgfalt wert sein will. Wie Dich die Sparsamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält, so wird sie Dich auch von allen den Gefahren oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit diesen Gegenständen verbunden ist. Ohne sie wirst Du, auch bei dem eifrigsten Fleiße, den Ruhm der guten Lebensart nicht lange behaupten und Deinem Fleiße selbst manches Hindernis erschaffen, sowie Du ohne sie, auch bei der größten Gelehrsamkeit und allen andern Verdiensten, zu vielen öffentlichen Geschäften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater sein wirst. Unser äußerlicher Wohlstand hängt von tausend Kleinigkeiten ab, bei denen wir, so wenig sie einzeln zu sagen scheinen, Aufmerksamkeit und Sorgfalt anwenden müssen, und die keinen großen Verstand, noch weniger aber Gelehrsamkeit erfordern. Aber eben weil alle Menschen hiezu Einsicht genug haben, so ist es dem Gelehrten um desto schimpflicher, wenn er in den Dingen Verstand zu haben vergißt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachlässig wird, wo sich die Nachlässigkeit mit Mangel oder Verachtung und Gelächter selbst bestraft. — Die Ordnung gehört zur guten Wirtschaft wie der Ton zur guten Aussprache, und die Ordnung ist bald eine Frucht, bald die Quelle der Sparsamkeit. Viele Bedürfnisse des äußerlichen Wohlstandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir sorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf diese Art ersparen, ist eine

weise Kunst und für einen Menschen, der gut denkt, eine große Pflicht. Gesetzt, Du könntest, ohne den Wohlstand zu beleidigen, durch diese Sorgfalt in etlichen Jahren Dir die Kosten eines Kleides ersparen und dafür einen rechtschaffnen und armen Freund kleiden; fühltest Du nicht, daß diese Sorgfalt etwas sehr Edles sein würde? Betrachtetest Du die Sparsamkeit von dieser Seite, so wird sie sehr ehrwürdig, sie ist alsdann kein bloßer Rat der Klugheit mehr, der zur Tugend führt, sondern sie ist das Werk der Tugend selbst. Das Vermögen ist ein Mittel zu unzähligen guten Absichten, und es verwahrlosen, ist deswegen schon mehr als Thorheit. Eine unbesonnene Verwahrlosung oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrlosen; es sei Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtfinn, Liebe zur Pracht oder eine andre schlimme Neigung. Eben daher ist eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil sie das Herz unvermerkt verderbt, wenn sie auch unserm äußerlichen Glücke nicht schaden sollte. Ein Verschwender kann nie ein kluger Mann und ebensowenig ein tugendhafter Mann sein. Die Verschwendung aber findet bei geringem Vermögen sowohl als bei großen Schätzen statt. Werne also sparsam sein als Jüngling, um das gewisse Glück zu haben, es als Mann zu sein. Ein junger Verschwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weise oder dürstig gemacht hat, wird gern ein alter Geizhals, und der Geiz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauses so wenig als die Wollust und Verschwendung! Halte Dich nicht für zu vornehm, gewisse Kleinigkeiten der Ordnung selbst zu besorgen, sondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen sorgfältig zu sein. Und wenn ich auch noch soviel Reichthümer besäße, die ich doch nicht besitze, so würde ich Dir eben diese Regeln geben und niemals mehr zum Aufwande, als Dein Stand erfordert; denn ich liebe Dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich Dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, sondern die gewissenhafte wird mich stets bei Deinen Ausgaben leiten. — Lebe so auf der Akademie, wie Du einst in Deinem Alter gelebt zu haben wünschen wirst. Lebe so, daß Du einst ohne Schamröthe und Zittern, daß Du mit

Freuden und unverletztem Gewissen in Deine akademischen Jahre zurückdenken kannst! Hiermit segne ich Dich mit väterlichen Umarmungen und bete, daß Du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einst zurück in meine Arme und in die Dienste der Welt kehrest. Mit mehr Gelehrsamkeit und weniger gutem Herzen werde ich Dich kastsinnig, mit nützlichen Wissenschaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich Dich voller Entzückungen empfangen. Sei das größte Genie der Erden und kein rechtschaffner Mann, so weine ich, Dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, bester Sohn!



Gellerts Unterredung mit Friedrich dem Großen.

Gellert an Rabener¹.

Leipzig, den 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener!

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, so werde ich Ihnen doch diesmal keine ausführliche Antwort schreiben, denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis drei Viertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der deutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie kuriret und mit der ich die meinige kurieren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde, zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte

¹ Dieser Brief ist die Antwort auf ein launiges Schreiben Rabeners an Gellert, vom 25. Januar 1761, in dem jener genauere Auskunft über Gellerts Unterredung mit dem großen König erbittet.

er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte? „Nein, Sire.“ — „Beginne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichmal in der Stube auf und nieder gehen.“ — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Teile¹. „Nun“, sagte er, „das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?“ — „In der Schule der Natur.“ — „Hat Er den Lafontaine nachgeahmt?“ — „Nein, Ihre Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ — „Nein, ich muß Ihn loben.“ Und da sagte er zum Major, der dabeistand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „Komme Er wieder zu mir und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor.“ — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: „Dränge dich nicht zu den Königen.“² Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten³, den Marquis d'Argens⁴, den Lektor Le Cat und andere, die mir's wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde. Der englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag wohl die wahre Ursache gewesen sein, warum mich der König sehen wollen; denn der Gesandte hat mit Strauben⁵ in Breslau meine Fabeln größtenteils gelesen und ist sehr für sie eingenommen. Der König sprach bald deutsch, bald französisch; ich meistens deutsch, nur im Notfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einen Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit sein. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehe, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sei. Das Ende Ihres Briefes,

¹ Vgl. oben, S. 77.

² Sirach 7, 4; 13, 13.

³ Mittheil.

⁴ Ein Süßfranzose, der am Hofe Friedrichs des Großen lebte und mit dem der König während des Krieges eifrig korrespondierte.

⁵ Wohl derselbe, der als eifriger Anhänger Gottscheds und Mitarbeiter an dessen „Deutscher Schaubühne“ Dufresnoys „Spielerin“ übersezte. (1750 gab er eine Übersetzung von Voltaires „Nanine“ heraus)

liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch trefflich ist, hebe ich allerdings auf. An den Herrn Kammerrat Lindemann würde ich geschrieben und ihm zu der so glücklichen Wahl meinen Wunsch recht von ganzer Seele abgestattet haben, wenn ich nicht zeitlich zu allen Verrichtungen und Pflichten der Gesellschaft ungeschickt gewesen wäre. Ich umarme Sie, liebe Sie und bin ewig

der Ihrige.
Gellert.

Den 5. Februar.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen und nicht gekount. Morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte mich nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie und Cramer. Er schmälte auf die Unförmlichkeit und Härte der deutschen Sprache. — „Aber warum nötigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher wie die Franzosen, daß wir sie lesen müssen?“ — „Vielleicht, Sire, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch Auguste und Louis XIV.“ — „Sachsen hat ja zweien Auguste gehabt.“¹ — „Ja, Sire, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, da singen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten.“ — „So gefallen Ihn diese Zeiten nicht? Sind's böse Zeiten?“ — „Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preußen wäre, so hätten die Deutschen Friede.“ — „So? steht dies bei mir? Drei wider einen!“ — „Ich

¹ Diese (ironische) Bemerkung fehlt in dem ausführlichen Bericht über die Unterredung. Gemeint sind Friedrich August I. und II. (als Könige von Polen August II. und III.).

wiederhole es noch einmal, Sire, wollte Gott, Sie gäben uns den Frieden!“ — „Ja, ja!“

Gellert.

Auszug eines Briefes aus Leipzig vom
27. Januar 1761.

Der 18. Deceumber vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert nachmittags um drei Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbiert und gar nicht wohl auf an seinem Pulse saß und jemand an seine Thüre pochte. — „Herein!“

„Ich bin der Major Quintus Scilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen.“

Gellert: Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedienet sein.

Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich; ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um vier Uhr will ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll.

Gellert: Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglücke seinen Herrn Gödicke¹ nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Anständen einen Barbier und eine Perücke und ist um vier Uhr fertig. Quintus Scilius

¹ Gellerts Famulus, der unter anderm auch den Druck der Gesamtausgabe der Gellertschen Schriften von 1769 ff. überwachte.

kommt, und sie gehen nach dem Apelschen Hause¹. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voller Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thüre zu Sr. Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über alleine.

König: Ist Er der Professor Gellert?

Gellert: Ja, Ihre Majestät.

König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?

Gellert: Von Hainichen bei Freiberg.

König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?²

Gellert: Ja, Ihre Majestät.

König: Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major: Ihre Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersezt haben und den deutschen La Fontaine nennen.

König: Das ist viel. Hat Er den La Fontaine gelesen?

Gellert: Ja, Ihre Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original.

König: Das ist also einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

Gellert: Ihre Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

König: Nein, das kann ich nicht sagen.

Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

König: Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

Gellert: Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Massov³, einen Cramer, der den Bossuet⁴ fortgesetzt hat.

¹ Am Neumarkte. Hier wohnte der König, der nach der Schlacht bei Torgau (3. November 1760) das Winterquartier in Leipzig aufgeschlagen hatte.

² Christlieb Chregott Gellert, starb als Bergrat 1795. Er hat sich hohe Verdienste um das sächsische Berg- und Hüttenwesen erworben.

³ Johann Jakob Massov (1689—1761), Geschichtschreiber und Staatsrechtslehrer; angesehener Professor in Leipzig.

⁴ S. Anmerkung auf S. 296.

König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

Gellert: Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihre Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

König: Hat's der Mann auch verstanden?

Gellert: Die Welt glaubt's.

König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitus?¹ Den sollte man übersetzen.

Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm.

König: Da hat Er recht.

Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Sekulum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV. gefehlt.

König: Wie? Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

Gellert: Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte.

König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen.²

König: Er sollte reisen.

Gellert: Ihre Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen.

König: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

¹ P. Cornelius Tacitus (starb nach 117 n. Chr.), der größte und tiefste römische Geschichtschreiber. Von seinen beiden großen Werken, „Annalen“ und „Historien“, sind leider nur Bruchstücke erhalten, dagegen die „Germania“ ganz.

² Im Oktober 1751.

Gellert: Weil sie Ihre Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben.

König: Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kurieren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert: Ihre Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich auch nicht fortkommen können.

König: So muß Er fahren.

Gellert: Dazu fehlet mir das Vermögen.

König: Ja, das ist wahr, daran fehlt's immer den Gelehrten in Deutschland. Es sind wohl icht böse Zeiten?

Gellert: Jawohl, und wenn Ihre Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

König: Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

König: Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

Gellert: Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

König: Aber Virgil ist viel polierter.

Gellert: Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian¹, welcher Homer den Vorzug gibt.

König: Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten sein.

Gellert: Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Der Major: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

¹ Marcus Fabius Quintilianus (starb vor 118) gab im 10. Buche seines Lehrbuches der Verehsamkeit („Institutio oratoria“) eine Kritik der römischen und griechischen Litteratur. Das betreffende Urtheil steht Kap. 1, § 85—87. (Salrn.)

König: So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae¹ geschrieben?

Gellert: Ach ja, Ihre Majestät.²

König: Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

Gellert: Wenn es Ihre Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur raten, wo Sie befehlen.

König: Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?

Gellert: Ich zweifle. Mein Gedächtnis ist mir sehr untreu.

König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

Gellert: Ja, Ihre Majestät, den Maler.³ „Ein kluger Maler in Athen — — — — — so strich er seinen Kriegsgott aus.“

König: Und die Moral?

Gellert: „Wenn deine Schrift — — — — — auszustreichen.“

König: Das ist recht schön. Er hat so etwas Kulantes in Seinen Versen, das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia⁴ vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietzsch⁵, gebracht; den habe ich weggeworfen.

Gellert: Ihre Majestät, den werfe ich auch weg.

König: Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

¹ Kurial = oder Kanzleistil, der in der Bildung von Satzungenklimen das Unmöglichste leistete.

² In seiner „Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen“. Im 4. Bande der Schriften.

³ Die letzte Fabel im ersten Theile; s. S. 77.

⁴ Eine Übersetzung der Racineschen „Iphigenie“. (Erschien im 2. Bande der „Deutschen Schaubühne“, nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet“, 1740 ff.)

⁵ J. Val. Pietzsch (1690 — 1733), Gottscheds Lehrer. Er war, wie Besser und Ulrich von Knig, einer der seiner Zeit berühmtesten, in der Litteraturgeschichte berühmtesten hßfischen Gelegenheitsdichter.

Gellert: Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden, gebirgischen Ton.

König: Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched.“ Und den andern Tag bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savants allemands“.



Chronologie der Werke Gellerts.¹

- ? Zwei Jugendgedichte. (Mitgeteilt in der Schrift „Die Gellertstiftung und das Gellertdenkmal in Haynichen.“ 1862.)
- 1741—1744. Fabeln in den „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“.
1743. (Zwölf) Lieder.
1744. Das Band, ein Schäferspiel in 1 Aufzuge. — *De poesi apologorum eorumque scriptoribus.*
1745. Sylvia, ein Schäferspiel. — Die Bettschwester, ein Lustspiel in 3 Aufzügen.
1746. Das Loß in der Lotterie, Lustspiel in 5 Aufzügen. — Fabeln und Erzählungen. (Der erste Teil.)
1747. Leben der schwedischen Gräfin von G***. — Lustspiele. (Neu darin: Die zärtlichen Schwestern, Lustspiel in 3 Akten; Das Orakel, Operette in 2 Akten; Die kranke Frau, Nachspiel.) — Von den Trostgründen wider ein sieches Leben!
1748. Fabeln und Erzählungen. (2. Teil und Der Menschenfreund.)
1751. Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen. — *Pro comoedia commovente.* (Programm zum Antritt der außerordentlichen Professur.)
1754. Lehrgedichte und Erzählungen. (Unter den Lehrgedichten ist der „Stolz“ das älteste. Die Erzählungen enthalten Umarbeitungen mehrerer Fabeln aus den Belustigungen = 3. Teil der Fabeln und Erzählungen)

¹ Mit Benützung von Goedeke, „Grundriß“, 2. Aufl., 4. Bd., S. 35 ff.

1757. Geistliche Oden und Lieder.
1760. Betrachtungen über die Religion.
1763. Jakob Saurins Glaubens- und Sittenlehre, in Form eines
Katechismus, aus dem Französischen.
1766. Von der Beschaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der
Moral; eine Vorlesung.
1770. Moralische Vorlesungen, nach des Verfassers Tode heraus-
gegeben von J. A. Schlegeln und G. L. Heyern.¹
-

¹ Auch als 6. und 7. Teil in die sämtlichen Schriften (1769—74) auf-
genommen.



Anmerkungen.

- Bei 28 Erzählungen verweist Gellert selbst auf seine Quellen.
 Inkle und Jariko. Siehe den ersten Teil des „Zuschauers“, auf der 51. u. f. S.
- Die Betschwester. Nach dem Inhalte einer Komödie, welche eben diesen Namen führet.
- Der Blinde und der Lahme. Siehe „Die Fabel eines Unbekannten“, welche Herr Breitinger in seiner „Kritischen Dichtkunst“ auf der 232. S. anführet. (Auch bei Burkard Waldis.)
- Die zärtliche Frau. Der zärtliche Mann. Siehe des Abstemius 60. und 103. Fabel. (Auch bei B. Waldis.)
- Der gütige Besuch. Siehe des Abstemius 75. Fabel „De agricola et poeta“. (Auch bei B. Waldis.)
- Damokles. Siehe den „Cicero“, Lib. V. Tuscul. quaest.
- Monime. Siehe den „Plutarch in dem Leben des Lucullus“ auf der 503. S., a. edit. Wechel.
- Der grüne Esel. Siehe des Abstemius 80. Fabel „De vidua et asino viridi“. (Auch bei B. Waldis und Hagedorn.)
- Das Schicksal. Siehe den „Zuschauer“ im 3. Teile auf der 332. S. u. f.
- Calliste. Siehe die Nachricht von dem Tode der Frau von Villacerse im 5. Teile des „Zuschauers“ auf der 273. S. f.
- Der Bauer und sein Sohn. Siehe Burkard Waldis, in dem ganz neuw gemachten und in Reimen verfaßten „Esopus“, im 3. Buche, 178. Blatt.
- Der gelehrte Dichter. Er hieß Chartier. Siehe Föcher's „Gelehrten-Lexikon“.
- Der Wucherer. Siehe „Das kurzweilige Lusthaus“, 7. S.
- Die schlauen Mädchen. Siehe Burkard Waldis, im ersten Buche seines „Esopus“, Blatt 51. (Auch bei Lafontaine, 5. Buch, Nr. 6.)
- Der betriübte Witwer. Dictionnaire de Bayle v. Asclepiade, n. A.

Der junge Prinz. „Elite de bons mots“, Bd. 2, S. 65.

Das neue Ehepaar. „The Tatler“, Band 2, Nr. 82.

Craft. Man erzählet eine ebenso großmüthige Handlung von dem Herrn Saurin. Siehe „Lettres sérieuses et badines“, S. 616.

Der beherzte Entschluß. Siehe Burfard Waldis, im 4. Buche, S. 288.

Das junge Mädchen. Siehe Zintgräfs „Deutsche Apophthegmata“, im 3. Theile, 314. S.

Emil. Vaniere opuscul., S. 213. (Cato ad amicum demirantem, quod nullam haberet Romae statuam)

Malo, mihi statuam cur non posuere, viator

Exquirat, quam si, cur posuere, roget.

Der Lügner. Siehe das 504. Stück des „Zuschauers“, im 7. Theile.

Hans Nord. Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen von London aus gemeldet worden.

Alcest. Siehe „Elite de bons mots“, Bd. 2, S. 47.

Der gehoffte Ruhm. Siehe die Rede des Cicero für den Plancius.

Die beiden Schwarzen. Siehe den „Spektator“, Band 3, Nr. 215.

Rhynsolt und Lucia. Siehe den „Spektator“, Band 7, Nr. 491.

Der Hochzeittag. Siehe den „Tatler“, im 2. Bande, Nr. 82.

Doch ist die „Vetschwester“ älter als das gleichnamige Lustspiel und die obige Bemerkung Gellerts wohl nicht richtig. S. Einleitung, S. 21.

Bezüglich der übrigen Erzählungen kann noch verwiesen werden bei:

Die Geschichte von dem Hute. Siehe Swifts „Tale of a tub“ (Grieh Schmidt, Anz. f. d. N. II, 59).¹

Herodes und Herodias. S. Ev. Marc. 5, 17—28.

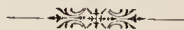
Die Widersprecherin. Vergleiche im allgemeinen Lafontaine, 3. Buch, Nr. 16: Die ertrunkene Frau.

Das Heupferd oder der Grasshüpfer. Lafontaine, 7. Buch, Nr. 9: Die Kutsche und die Fliege.

Der junge Krebs und die Seemuschel. Lafontaine, 8. Buch, Nr. 9: Die Ratte und die Muster.

Das Pferd und die Bremse. Lafontaine, 2. Buch, Nr. 9: Der Löwe und die Fliege.

¹ Eine deutsche Übersetzung war 1728 im „Biebermann“ erschienen.



Alphabetisches Verzeichniß der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte.

	Seite		Seite
Abendlied	262. 271	Das schönste Kind zu ihren . . .	57
Alceß	137. 148	Das Testament	32. 186
Alceß, den mancher Kummer . . .	137	Das Unglück der Weiber	80
Allgemeines Gebet	277	Das Vermächtniß	111
Am Communiontage	262	Daß alle Tiere denken können . .	89
Amynth	103	Daß oft die allerbesten Gaben . .	55
Amynth, der sich in großer Noth .	103	Daß oft die Weiber bis ins Grab .	187
An den Grafen M.* von B.* . . .	341	Dem Drescher, der im weichen . .	83
An denselben	343	Der Affe	94. 176
An dir allein, an dir hab' ich . . .	266	Der alte Dichter und der junge .	148
An jenem Fluß, zu dem wir alle . .	140	Kritikus	90
Aret, ein tugendhafter Mann . . .	53	Der arme Greis	64
Auf Gott und nicht auf meinen . .	275	Der arme Schiffer	153
Auf offnem Weg hielt ein	152	Der Arme und das Glück	53
Aus Eifersucht des Lebens satt . .	10	Der Arme und der Reiche	63
Aus einem alten Fabelbuche . . .	138	Der baronisierte Bürger	95
Bitten	233	Der Bauer und sein Sohn	127
Bußlied	266	Der beherzte Entschluß	117
Charakter eines feinen Verleumders .	10	Der betrübte Witwer	29
Chloris	54	Der Bettler	23
Damokles	34	Der Blinde und der Lahme	206
Damötas und Phyllis	34	Der Christ	49
Damötas war schon lange Zeit . . .	234	Der erhörte Liebhaber	6
Danklied	9	Der erste, der mit kluger Hand . .	132
Das Füllen	19	Der Freier	109
Das Gespenst	174	Der Freundschaftsdienst	157
Das Glück und die Liebe	38	Der fromme General	14
Das Heupferd oder der Grasshüpfer .	115	Der Fuchs und die Gister	170
Das Hospital	129	Der Geheimnißvolle	150
Das junge Mädchen	40	Der gehobte Ruhm	8
Das Kartenhaus	40	Der Greis	152
Das Kind greift nach den bunten . .	181	Der großmüthige Räuber	96
Das Kind mit der Schere	88	Der glückliche Dichter	52
Das Kutschpferd	15	Der glücklich gewordene Chemann .	49
Das Land der Hintenden	120	Der größte Fehler in der Liebe . .	62
Das neue Ehepaar	126	Der grüne Esel	75
Das Pferd und der Esel	30	Der gute Rat	53
Das Pferd und die Bremse	66	Der gütige Besuch	
Das Schicksal			

	Seite		Seite
Der Held und der Reittnecht	164	Die beiden Knaben	130
Der Hochzeittag	167	Die beiden Mädchen	76
Der Hund	24	Die beiden Schwalben	79
Der Informator	143	Die beiden Schwarzen	156
Der junge Drescher	83	Die beiden Wächter	87
Der junge Gelehrte	128	Die beiden Wandrer	172
Der junge Krebs und die See- muschel	180	Die Betschwester	21
Der junge Prinz	119	Die Biene	163
Der Jüngling	124	Die Biene und die Henne	45
Der Jüngling und der Greis	190	Die Ehre Gottes aus der Natur	235
Der Kampf der Jugend	240	Die Elster und der Sperling	169
Der Kandidat	112	Die Ente	99
Der Knabe	134	Die Ente schwamm auf einer	99
Der Knabe und die Mücken	165	Die Fliege	89
Der Kranke	12	Die Frau und der Geist	135
Der Kuckuck	18	Die Freundschaft	217
Der Kuckuck sprach mit einem	18	Die frommste Frau in unsrer	21
Der Leichtsinn	184	Die Geschichte von dem Hute	6
Der Leichtsinn, wie die Fabel	184	Die glückliche Ehe	86
Der Lügner	134	Die größte Plage kluger Ohren	154
Der Maler	77	Die Güte Gottes	243
Der Menschenfreund	193	Die Gutthat	111
Der Muschel, die am seichten	180	Die Henne führt der Jungen	71
Der Polyhistor	140	Die Himmel rühmen des Ewigen	235
Der Prozeß	27	Die ihr so eifersüchtig seid	43
Der regelmäßige Müßiggänger	289	Die junge Ente	71
Der reiche Geizhals	184	Die kranke Frau	72
Der Reisende	48	Die Liebe der Feinde	267
Der Ruhm	220	Die Liebe des Nächsten	259
Der Schäfer und die Sirene	161	Die Liebe zum Gewinns, die	16
Der Schak	59	Die Lerche	171
Der Schutz der Kirche	285	Die Lerche, die zu Damons	171
Der Schwächer	154	Die Lerche und die Nachtigall	165
Der schwermüthige Jugendhafte	291	Die Mißgeburt	97
Der Selbstmord	20	Die Nachtigall sang einst ihr	141
Der süße Traum	46	Die Nachtigall sang einst mit	3
Der sterbende Vater	82	Die Nachtigall und der Kuckuck	141
Der Tag ist wieder hin	236	Die Nachtigall und die Lerche	3
Der Tanzbär	5	Die Reise	31
Der Tartarfürst	118	Die schlauen Mädchen	112
Der thätige Glaube	245	Dies ist der Tag, den Gott	254
Der Tod der Fliege heißt mich	103	Die Spinne	44
Der Tod der Fliege und der Mücke	103	Die Verschwiegenheit	69
Der ungerathe Sohn	154	Die Wachtel und der Hänfling	166
Der unsterbliche Autor	61	Die Widersprecherin	36
Der Weg des Frommen	244	Die Witwe	177
Der Wucherer	102	Die zärtliche Frau	41
Der wunderbare Traum	138	Dir dan! ich heute für mein	251
Der zärtliche Mann	43	Dorant	152
Der Zeißig	4	Dorant, ein reicher Mann, der	125
Des largen Vaters stolzer Sohn	63	Dorindens junger Ehegatte	177
Die Affen baten einst die Bären	182	Du bist's, dem Ruhm und Ehre	234
Die Affen und die Bären	182	Du klagst, o Christ, in schweren	279
Die Bauern und der Amtmann	131	Du klagst und südest die	264
Die beiden Hunde	55	Durch schöner Glieder Reiz, durch	60
		Durch Unglück mehr als durch	148

	Seite		Seite
Ein Affe sah ein paar geschickte . . .	94	Epistlet	114
Ein armer Mann versehn zum . . .	153	Erast	125
Ein armer Schiffer stat in . . .	64	Ermure dich, mein Geist, erfreut . . .	239
Ein Autor schrieb sehr viele . . .	61	Ermunterung die Schrift zu lesen . . .	269
Ein Bär, der lange Zeit sein . . .	5	Er ruht der Sonn' und schaffst den . . .	283
Ein Bauer, der viel Geld und . . .	143	Erstrocken kam Frontin zu seinem . . .	152
Ein Bettler kam mit bloßem . . .	29	„Fran Orgon!“ rief die Frau . . .	97
Ein Dichter, der bei Hofe war . . .	96	Freund, wer ein Laster liebt, der . . .	105
Ein Freier hat einst einen . . .	132	Frontin liebt Hannchen bis zum . . .	52
Ein Füllen, daß die schwere . . .	9	Für alle Güte sei gepreist . . .	262
Ein Gaul, der Schmuck von . . .	30	Gedanke, der uns Leben gibt . . .	249
Ein Großer in Athen, der . . .	115	Gedantk sei es dem Gott der Ehen . . .	86
Ein guter dummer Bauernknaabe . . .	95	Geduld	256
Ein guter ehrlicher Soldat . . .	127	Gelassenheit	237
Ein Hanswirt, wie man mir . . .	19	Glaubt nicht, daß bei dem größten . . .	54
Ein Held, der sich durch manche . . .	164	Gott, deine Güte reicht so weit . . .	233
Ein Herz, o Gott, in Leid und . . .	256	Gottes Macht und Vorsehung . . .	257
Ein junger Mensch, der sich . . .	75	Gott ist mein Hort	253
Ein junger Mensch, der viel . . .	123	Gott ist mein Lied	257
Ein junger Mensch sprach einen . . .	129	Hans Nord	146
Ein junger Brinz, der sich des . . .	119	Herodes und Herodias	105
Ein junges Weib, sie hieß Lisette . . .	67	Herr, der du mir das Leben . . .	271
Ein Jüngling stritt mit einem . . .	143	Herr, stärke mich, dein Leiden . . .	272
Ein Jüngling, welcher viel von . . .	124	Hochmütig über ihre Künste . . .	44
Ein jüngerer und ein älterer Bube . . .	130	Ich hab' in guten Stunden . . .	274
Ein Kandidat, der gern befördert . . .	112	Ich komme, Herr, und suche dich . . .	262
Ein Knabe, der den fleißigen . . .	134	Ich komme vor dein Angesicht . . .	277
Ein kluger Maler in Athen . . .	77	Ihr, die ihr nach Tugend strebet . . .	109
Ein kranker Vater rief den Sohn . . .	59	Ihr Meister in der Kunst zu . . .	134
Ein Kutschpferd sah den Gaul . . .	88	Im neuen Jahre	283
Ein Mann, der schon lange die . . .	12	In einem Bienenstock entspann . . .	163
Ein Mann, der seinen Beruf be- obachtet	299	In eine Stadt, mich deucht, sie . . .	80
Ein Mann, der sich auf vielerlei . . .	146	Inkle und Hariko	16
Ein Narr, dem oft weit milder . . .	100	In Krankheit	274
Ein offner Kopf, ein muntre . . .	53	In Poiton, (ich will mit Fleiß). . .	117
Ein Pferd, dem Geist und Mut . . .	126	Ismene hatte noch, bei vielen . . .	36
Ein reicher Geizhals, vom Tode . . .	184	Ja, ja Prozesse müssen sein . . .	27
Ein Schäfer aus der goldenen Zeit . . .	161	Jesus lebt, mit ihm auch ich . . .	281
Ein sehr geschickter Kandidat . . .	131	Kalliste	92
Ein Sperling ließ sich's auf den . . .	169	Raum hatte noch des Schneiders . . .	176
Ein Spötter der Religion . . .	157	„Kind“, hub die Mutter	181
Einst machte durch sein ganzes . . .	31	Kleant	101
Einst wollten Lieb' und Glück sich . . .	174	Kleant, ein lieber Advokat . . .	101
Ein Tartarfürst, von dem man in . . .	118	Kotill	126
Ein Vater hinterließ zween Erben . . .	82	Kotill, der, wie es vielen geht . . .	126
Ein Vater war wie viele Väter . . .	154	Krispin und Krispine	187
Ein Wagen Heu, den Weltens . . .	38	Lehren eines Vaters	347
Ein Wanderer hat den Gott der . . .	48	Lied am Geburtstage	251
Ein Wucherer kam in kurzer Zeit . . .	102	Lisette	67
Ein Zeisig war's und eine . . .	4	Mein Vater geht ins Holz, wie . . .	165
Elmire und Selinde	145	Mein erst Gefühl sei Preis und . . .	246
Elmire war zur Witwe worden . . .	115	Meine Lebenszeit verstreicht . . .	265
Elwin	115	Mensch, der du Christen schmäht . . .	206
Emil	133	Mit ihren Kränzen in den Haaren . . .	145
Emil, der seit geraumer Zeit . . .	133	Mit sehr geheimnißvollen Mienen . . .	170
		Mit Träumen, die uns schön . . .	46

	Seite		Seite
Monime	60	Unterredung mit Friedrich dem	
Morgengefang	246	Großen	366
Nach einer Prüfung kurzer Tage	286	Verlangst du ein zufriednes Herz	114
Nach so viel bittern Hindernissen	120	Versicherung der Gnade Gottes	268
Nie will ich dem zu schaden suchen	267	Vertrauen auf Gottes Vorsehung	275
Noch unbekannt und ungepriesen	151	Voll von sich selbst und von der	150
„Nun Wiene“, sprach die träge	45	Vom Tode	265
O Doris! wärst du nur	69	Vom Vater seiner Braut erhielt	167
O Herr, mein Gott, durch den	282	Vom Worte Gottes	253
Oft klagt dein Herz, wie schwer	240	Von dem Vorzuge der heutigen	
Oft ließ der Kunst und seinem	165	Moral	333
O Jüngling, lern' aus der	20	Von den Pflichten der Erziehung	302
O Leser! stelle dir mit zärtlichem	92	Von einem Greise will ich singen	8
O Mensch! was strebst du doch	66	Von ungefähr muß einen Blinden	23
Oront, der in der Welt das große	11	Vordem, da noch um Mitternacht	135
Osterlied	239	Vorrede	225
Passionslied	272	Vorzeiten gab's ein kleines Land	15
Philemon, der bei großen Schätzen	32	Was ist das Gut, nach dem du	220
Philinde	136	Was ist's, daß ich mich quäle	237
Philinde blieb oft vor dem Spiegel	136	Weihnachtslied	254
Ph lax, der so manche Nacht	24	Wenn Christus seine Kirche schützt	285
Preis des Schöpfers	248	Wenn ich, o Schöpfer, deine	248
Prüfung am Abend	236	Wer Gottes Wege geht	244
Reichthum und Ehre	198	Wer Gottes Wort nicht hält	245
Rhynfolz und Lucia	158	Wer kennt die Zahl von so viel	72
Sein künft'ig Schicksal zu erfahren	39	Wie alt ist nicht der Wahn, wie	41
Sei ohne Freund; wie viel	217	Wie sang ich's an, um mich	190
Selinde	57	Wie groß ist des Unmäch't'gen Güte	243
Semnon und das Orakel	39	Wie? leb' ich darum nur, daß ich	198
„Sohn“, sing der Vater an, indem	186	W.e oft weiß nicht ein Narr durch	62
So hoff' ich denn mit festem Mut	268	Wie rühmlich ist's, von seinen	111
So jemand spricht: ich liebe Gott	259	Wie selig lebt ein Mann, der seine	193
Soll dein verderbtes Herz	269	Zufriedenheit mit seinem Zustande	264
Till	100	Zur Elster sprach der Fuchs	14
Trost der Erlösung	249	Zur Wachtel, welche der Gefahr	166
Trost des ewigen Lebens	286	Zween Schwarze lebten einst	156
Trost eines schwermütigen Christen	279	Zween Wächter, die schon manche	84
Um das Rhinoceros zu sehn	90	Zween Wanderer überfiel die Nacht	172
Um Ergebung in den göttlichen		Zwei junge Mädchen hofften beide	76
Willen	282	Zwei Mädchen brachten ihre Tage	112
Umsonst wandt' Rhynfolz alles an	158	Zwo Schwalben saugen um die	79



I n h a l t.

Vorwort des Herausgebers	S. V
Gellerts Leben und Werke	[S. 1]

Fabeln und Erzählungen.

Erstes Buch.	Seite		Seite
Die Nachtigall und die Lerche	3	Der glütige Besuch	53
Der Reizig	4	Der Arme und der Reiche	53
Der Tanzbär	5	Damotles	54
Die Geschichte von dem Hute	6	Die beiden Hunde	55
Der Greiz	8	Selinde	57
Das Füllen	9	Der Schak	59
Chloris	10	Monime	60
Der Kranke	12	Der unsterbliche Autor	61
Der Fuchs und die Gfster	14	Der grüne Esel	62
Das Land der Hintenden	15	Der baronisierte Bürger	63
Intle und Hariko	16	Der arme Schiffer	64
Der Rinduck	18	Das Schicksal	66
Das Gespenst	19	Nisette	67
Der Selbstmord	20	Die Verschwiegenheit	69
Die Wetschwester	21	Die junge Ente	71
Der Blinde und der Lahme	23	Die franke Frau	72
Der Hund	24	Der gute Rat	75
Der Prozeß	27	Die beiden Mädchen	76
Der Bettler	29	Der Maler	77
Das Pferd und die Bremse	30		
Die Reise	31	Zweites Buch.	
Das Testament	32	Die beiden Schwalben	79
Damotias und Phyllis	34	Das Unglück der Weiber	80
Die Widerbrecherin	36	Der sterbende Vater	82
Das Heupferd oder der Grassüpfen	38	Der junge Drescher	83
Emnou und das Oratel	39	Die glückliche Ehe	86
Das Kartenhaus	40	Die beiden Wächter	87
Die zärtliche Frau	41	Das Rutschpferd	88
Der zärtliche Mann	43	Die Fliege	89
Die Spinne	44	Der arme Greiz	90
Die Biene und die Henne	45	Kalliste	92
Der süße Traum	46	Der Affe	94
Der Reisende	48	Der Bauer und sein Sohn	95
Der erhörte Liebhaber	49	Der glückliche Dichter	96
Der glücklich gewordene Chemann	52	Die Mißgeburt	97

	Seite	Drittes Buch.	Seite
Die Ente.	99	Der Informator.	143
Zill.	100	Elmire und Selinde.	145
Kleant.	101	Hans Nord.	146
Der Buchrer.	102	Der alte Dichter und der junge.	148
Der Tod der Fliege und der Mücke.	103	Alceft.	148
Muhnt.	103	Der gehoffte Ruhm.	150
Herodes und Herodias.	105	Der Freundschaftsdienst.	151
Der Freigeift.	109	Der großmütige Räuber.	152
Das Vermächtniß.	111	Dorant.	152
Die Gutthat.	111	Der Arme und das Glück.	153
Der Kandidat.	112	Der Schwäger.	154
Die fchlauen Mädchen.	112	Der ungeratne Sohn.	154
Epiftel.	114	Die beiden Schwarzen.	156
Elpin.	115	Der fromme General.	157
Das Hofpital.	115	Rhynfolz und Lucia.	158
Der betrühte Witwer.	117	Der Schäfer und die Sirene.	161
Der Tartarfürft.	118	Die Bienen.	163
Der junge Prinz.	119	Der Held und der Reitknecht.	164
Das neue Ehepaar.	120	Die Lerche und die Nachtigall.	165
Der Jüngling.	124	Der Knabe und die Mücken.	165
Graft.	125	Die Wachtel und der Hänfling.	166
Das Pferd und der Esel.	126	Der Hochzeittag.	167
Kotill.	126	Die Elfter und der Sperling.	169
Der beherzte Entfchluß.	127	Der Geheimnißvolle.	170
Der junge Gelehrte.	128	Die Lerche.	171
Das junge Mädchen.	129	Die beiden Wandrer.	172
Die beiden Knaben.	130	Das Glück und die Liebe.	174
Die Bauern und der Amtmann.	131	Der Affe.	176
Der Freier.	132	Die Witwe.	177
Emil.	133	Der junge Krebs und die.	180
Der Knabe.	134	Das Kind mit der Schere.	181
Der Lügner.	134	Die Affen und die Bären.	182
Die Frau und der Geift.	135	Der Leichtfinn.	184
Philinde.	136	Der reiche Geizhals.	184
Alceft.	137	Das Testament.	186
Der wunderbare Traum.	138	Krispin und Kripine.	187
Der Polyhiftor.	140	Der Jüngling und der Greis.	190
Die Nachtigall und der Kuckuck.	141		

Moralifche Gedichte. (Auswahl.)

Der Menfchenfreund.	193	Die Freundschaft.	217
Reichtum und Ehre.	198	Der Ruhm.	220
Der Chrift.	206		

Geiftliche Oden und Lieder. (Auswahl.)

Vorrede.	225	Der Kampf der Tugend.	240
Bitten.	233	Die Güte Gottes.	243
Danklied.	234	Der Weg des Frommen.	244
Die Ehre Gottes aus der Natur.	235	Der thätige Glaube.	245
Prüfung am Abend.	236	Morgengefang.	246
Gelaffenheit.	237	Preis des Schöpfers.	248
Ofterlied.	239	Trost der Erlöfung.	249

	Seite		Seite
Vied am Geburtstage	251	Ermunterung, die Schrift zu lesen	269
Vom Worte Gottes	253	Abendlied	271
Weihnachtslied	254	Passionslied	272
Geduld	256	In Krankheit	274
Gottes Macht und Vorsehung	257	Vertrauen auf Gottes Vorsehung	275
Die Liebe des Nächsten	259	Allgemeines Gebet	277
Abendlied	262	Trost eines schwermüthigen Christen	279
Am Communiontage	262	Osterlied	281
Zufriedenheit mit seinem Zustande	264	Um Ergebung in den göttlichen	
Vom Tode	265	Willen	282
Bußlied	266	Im neuen Jahre	283
Die Liebe der Feinde	267	Der Schutz der Kirche	285
Versicherung der Gnade Gottes	268	Trost des ewigen Lebens	286

Moralische Charaktere.

Der regelmäßige Müßiggänger, oder der Mann ohne Laster und ohne Tugend	289	Charakter eines feinen Verleumders	295
Der schwermüthige Tugendhafte	291	Ein Mann, der seinen Beruf be- obachtet, ohne daß er seinem Berufe ganz lebt!	299

Aus den moralischen Vorlesungen.

XXII. Vorlesung. Von den Pflich- ten der Erziehung, besonders in den ersten Jahren der Kinder	302	Aus der III. Vorlesung. Von dem Vorzuge der heutigen Moral vor der Moral der alten Philosophen und von der Schrecklichkeit der freigeistlichen Moral	333
XXIII. Vorlesung	318		

Briefe.

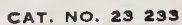
An den Grafen M.** von B.*	341	Lehren eines Vaters	347
An denselben	343	Unterredung mit Friedrich dem Großen	366
An Demoiselle Lucius	345		

Chronologie der Werke Gellerts	375
Anmerkungen	377
Alphabetisches Verzeichniß der Anfangszeilen und Überschriften der Gedichte	379



e

Druck vom Bibliographischen Institut in Leipzig.

[illegible]

PRINTED IN U.S.A.

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0302896 6

PT1883 .A17 1891

Gellert, Christian Fürchtegott

Cellerts dichtungen.

DATE

ISSUED TO

67947

67947

